

Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte. - 16.1965

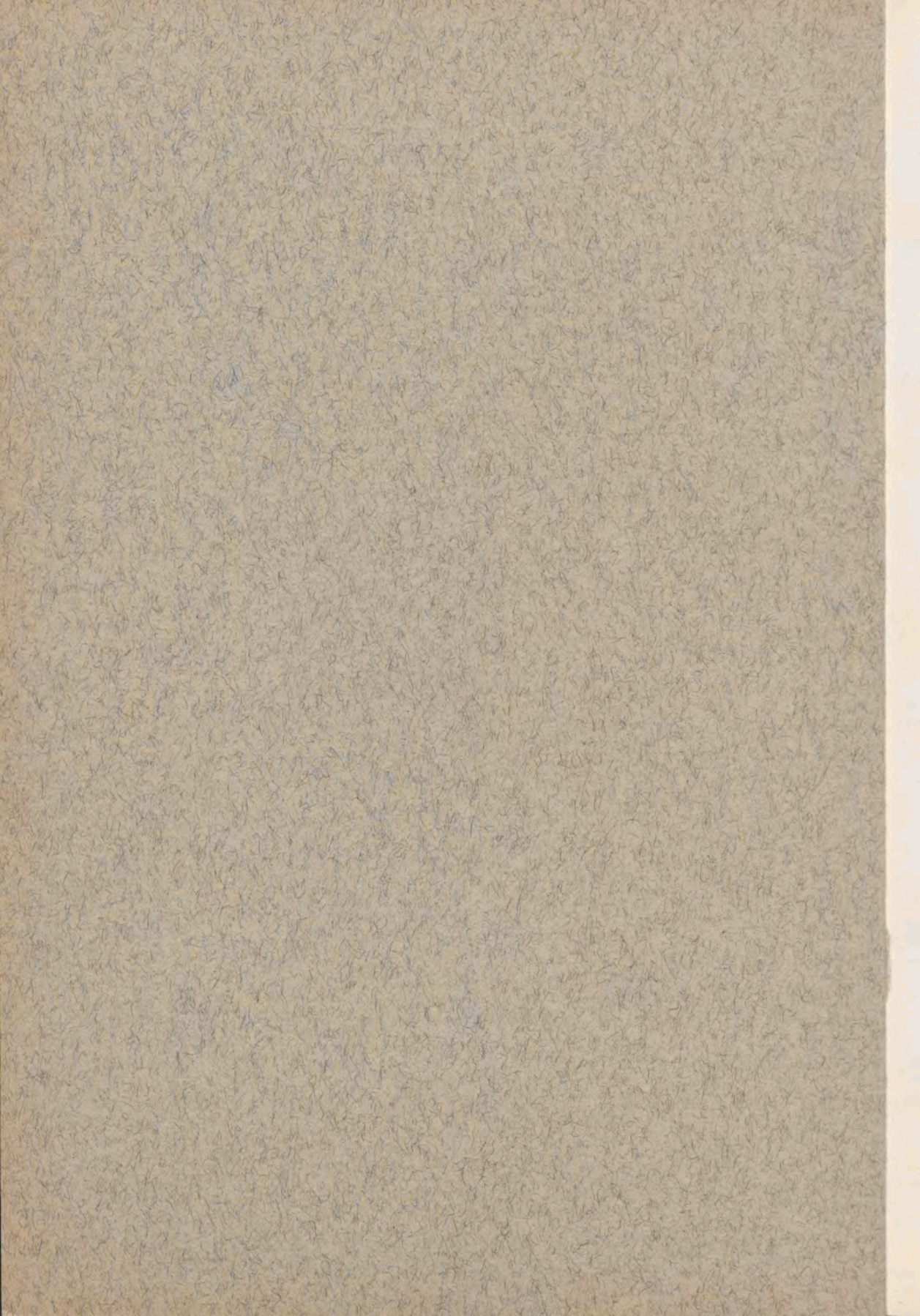
Landesgeschichtl. Vereinigung
Berlin
1965

Seiten 17 bis 32 fehlen im Original

JAHRBUCH
FÜR BRANDENBURGISCHE
LANDESGESCHICHTE

16. BAND

BERLIN 1965



Jahrbuch für brandenburgische Landesgeschichte

16 / 1965

JAHRBUCH
FÜR BRANDENBURGISCHE
LANDESGESCHICHTE

16. BAND

Herausgegeben
im Auftrage der Landesgeschichtlichen Vereinigung
für die Mark Brandenburg e.V. (gegr. 1884)

von

GERHARD KÜCHLER und DR. WERNER VOGEL

BERLIN 1965

Redaktionsschluß für Band 17

1. Juni 1966

Schriftleitung: Dr. W. Vogel, Berlin 26, Elsenpfehlstraße 46, Ruf: 4 12 58 05

*Auslieferung: Fontane-Buchhandlung Dora Pohlmann, Berlin 44, Selchower
Straße 33, Ruf: 62 63 00*

Druck: Paul Funk, Berlin 30, Stauffenbergstraße 11-13, Ruf: 13 41 44

INHALT

<i>Prof. Dr. Johannes S c h u l t z e :</i>	
<i>Das Tafelsilber des Grafen Adam von Schwarzenberg</i>	7
<i>Prof. Dr. Walter H o f f m a n n - A x t h e l m :</i>	
<i>Aus dem Leben und Wirken des märkischen Landarztes Dr. Carl Ludwig Ganzel (mit 13 Abbildungen)</i>	12
<i>Dr. Rudolf L e h m a n n :</i>	
<i>Die Kirchenvisitation im Luckauer Kreise 1653—1658</i>	60
<i>Paul H o l z :</i>	
<i>Theodor Fontane und sein Fuhrherr Moll aus Fürstenwalde (mit 2 Abbildungen)</i>	74
<i>Erich B i e h a h n :</i>	
<i>Heinse und das Paradies von Pankow</i>	78
<i>Klaus Konrad W e b e r :</i>	
<i>Jugendstil im U-Bahn-Wagen (mit 6 Abbildungen)</i>	80
<i>Dr. Waldemar K u h n :</i>	
<i>Robert Lorenz und die Straße In den Zelten (mit 8 Abbildungen)</i>	86
<i>Barbara B u r g h a r d t :</i>	
<i>Zur Geschichte der Großbeerenstraße in Berlin-Kreuzberg (mit 3 Abbildungen)</i>	97
<i>Prof. Dr. Martin R u d o l p h :</i>	
<i>Nochmals: Friedrichsgracht Nr. 58. Nachträge und Berichtigungen</i>	111
Bücherschau	116
<i>Zopf/Heinrich: Berlin-Bibliographie (bis 1960) (A. Meinecke)</i>	
<i>Beck/Enders/Braun: Übersicht über die Bestände des Brandenburgischen Landeshauptarchivs Potsdam (Dr. W. Vogel)</i>	

Schobes: *Literatur von und über Fontane* (Dr. L. Ziegert-Hackbarth)
Historischer Handatlas von Brandenburg und Berlin (Prof. Dr. H. Winz)
Jahrbuch für Berlin-Brandenburgische Kirchengeschichte, 39. Jg.
 (Dr. H. Gebhardt)
Wichmann-Jahrbuch für Kirchengeschichte im Bistum Berlin, 17./18. Jg.
 (B. Stephan)
 Kaeber: *Beiträge zur Berliner Geschichte* (Dr. E. Faden)
 Schinz: *Berlin. Stadtschicksal und Städtebau* (A. Hengsbach)
Berlin und seine Bauten, Teil 2 (H.-W. Klünner)
 Hensel: *Die Slawen im frühen Mittelalter* (Dr. W. Vogel)
 Schultze: *Die Mark Brandenburg*, Bd. 4 (Dr. E. Faden)
 Hoppe: *Die Mark Brandenburg, Wettin und Magdeburg* (Dr. E. Faden)
Preußen: Epochen und Probleme seiner Geschichte (Dr. E. Faden)
 v. Koss: *Das Ländchen Friesack und die Bredows* (G. Küchler)
 Opgenoorth: *Die Ballei Brandenburg des Johanniterordens im Zeitalter
 der Reformation und Gegenreformation* (Dr. W. Vogel)
 Ludat: *Das Lebuser Stiftsregister von 1405* (H. Methling)
 Teuchert: *Die Mundarten der brandenburgischen Mittelmark und ihres
 südlichen Vorlandes* (Dr. M. Bathe)
 Hansen: *Holzland-Ostfälisches Wörterbuch* (Dr. H. Gebhardt)
 Holsten: *Die pommersche Flurnamensammlung* (Dr. L. Baumert)
 Bollnow: *Studien zur Geschichte der pommerschen Burgen und Städte
 im 12. und 13. Jh.* (H. Methling)
 Grimm: *Deutsche Buchdruckersignete des 16. Jh.* (Dr. Schirmacher)
Deutsche Universitäten und Hochschulen im Osten (Dr. L. Ziegert-
 Hackbarth)
 Salewski: *Mitteldeutsche Eisenwerke in alter Zeit* (G. Küchler)
 Delbrück: *Geschichte der Kriegskunst*, Teil 3 (H. Zopf)
 Krause: *Altpreußische Uniformfertigung als Vorstufe der Bekleidungs-
 industrie* (G. Küchler)
 Kahl: *Slawen und Deutsche in der brandenburgischen Geschichte des
 12. Jahrhunderts* (Dr. W. Vogel)

Gerhard Küchler:

Aus dem Leben der Vereinigung 151

Das Tafelsilber des Grafen Adam von Schwarzenberg

Nach der durch die Landung Gustav Adolfs geschaffenen politischen Lage der Mark Brandenburg war der bis da allmächtige Präsident des Geheimen Rates, Graf Adam von Schwarzenberg, im Herbst 1630 vom Kurfürsten mit einem Sonderauftrage nach dem Rheinland abgeschoben worden. Schwarzenberg bezeichnete diesen Aufenthalt selbst als „Exil“, das ihn „des Königs von Schweden halber“ betroffen. Da er wohl Zweifel an einer Rückkehr nach Berlin hegte, hatte er sein kostbares Tafelsilber in Wittenberg deponiert. Er besaß davon einen recht ansehnlichen Schatz, den er sich anscheinend erst während seiner Wirksamkeit in Brandenburg angeschafft und aus dem Westen bezogen hatte. In Berlin dürfte solches in gleicher Qualität und Menge kaum erhältlich gewesen sein. Es werden jedenfalls unter den Kosten die Frachtgebühren nach Berlin aufgeführt. Schwarzenberg bezifferte die Anschaffungskosten mit 40 000 Reichstalern. Er hatte das Pech, daß der sächsische Kurfürst davon Kenntnis erhielt und, da er offenbar derartige Repräsentationsstücke nicht besaß, kein Bedenken trug, diesen in Wittenberg lagernden Schatz als gewissermaßen herrenloses Gut sich anzueignen und in eigenen Gebrauch zu nehmen. Schwarzenberg war über diese rücksichtslose Beraubung sehr empört, um so mehr als er dem Wettiner sich stets dienstbar erwiesen hatte. So hatte er ihm einmal mit großer Mühe aus Siebenbürgen „vier sehr schöne und große buffel“ beschafft, ein andermal ein Gießbecken mit Kanne aus Bernstein, das 1500 Taler gekostet, verehrt. Auch sonst habe er es mit dessen Landen, heißt es in einem Schreiben vom Dezember 1631, „gut gemeinet“, „in sunderheit na(ch) dem Leipziger schluß (Leipziger Konvent im Frühjahr 1631) hab ich mich doch mit nix bekummert“.

Um sein Eigentum wieder zu erhalten, bediente er sich der Vermittlung des damaligen sächsischen Feldmarschalls Hans Georg von Arnim, der bei dem Wettiner Johann Georg in größtem Ansehen stand. Schon in einem Schreiben vom 8. 12. 1631 hatte er diesem wegen der ihm von allen Seiten zugefügten Unbill, auch der von Kursachsen erlittenen Beraubung geklagt. Ein halbes Jahr später bat er ihn alsdann um seine Fürsprache beim Kurfürsten wegen Rückgabe des ihm gehörigen Silbers. Dies hatte auch den Erfolg, daß ein Jahr später ein Teil der Gegenstände durch den brandenburgischen Oberst Konrad von Burgsdorff zurückgestellt wurde. Schwarzenberg, der um diese Zeit wieder nach Berlin zurückgekehrt war, erstattete dafür dem v. Arnim am 5./15. Oktober 1633 überschwenglichen Dank, wobei er es nicht unterließ, seine eigenen Verdienste in das rechte Licht zu stellen.

Aber es war nur ein kleinerer Teil, den er erhalten, der nach der anfänglichen Wertschätzung des Ganzen von 40 000 Taler etwa ein Viertel des Bestandes ausgemacht zu haben scheint. Da der Wettiner keine Neigung bezeugte, das ihm offenbar unentbehrlich gewordene anderweitige prachtvolle Tafelsilber wieder aus der Hand zu geben, setzten sich die kummervollen meist eigenhändigen Bittschreiben an v. Arnim um dessen Einwirkung fort.

Unter dem 6./16. Dezember 1634 übersandte er ihm aus Cölln an der Spree die nachstehend mitgeteilte Liste des noch in Dresden befindlichen vergoldeten und weißen Silbers¹ mit der nochmaligen Bitte, die Rückgabe oder, falls diese verweigert würde, die Bezahlung des Wertes durch den Kurfürsten zu erlangen. In dem

Beischreiben wurde der besondere Wert dieses Silbers betont; das weiße sei kunstreich gearbeitet „teils aus spanischen matten, teils aus alten Reichsthalern“. Den Gesamtwert der noch in Dresden befindlichen Stücke bezifferte er mit 28 368 Rtlr. (nach der Liste 28 112 Rtlr.). Wollte der Kurfürst ihm dafür anderes Silber als Ersatz liefern, so möchte „es andere proba oder ander schradt und korn sein und nicht so gutt werden“. Nachdem er das Silber drei Jahre habe entbehren müssen, dürfe er auf baldige Barzahlung rechnen. Nötigenfalls wolle er „etwas nachlassen“, aber nicht zuviel. Er erklärte sich aber doch bereit, sich mit 22 000 Rtlr. zu begnügen (d.h. Nachlaß von 6368 Rtlr.) und dafür über die ganze Summe zu quittieren. Andernfalls erwartete er eine Obligation über die volle Summe von 28 368 Rtlr., zumal der Kurfürst das Geschirr drei Jahre lang in Gebrauch gehabt habe. Es bleibe ihm jedoch nichts anderes übrig, als sich dem Willen des Kurfürsten zu fügen. In jedem Falle erwarte er in einem halben Jahr Zahlung von 25 000 Rtlr., damit er des Kurfürsten „Generosität“ zu rühmen haben werde! —

Wie die Angelegenheit ausging, erfahren wir an dieser Stelle leider nicht. Hans Georg von Arnim verließ dann wegen des Friedens mit dem Kaiser den kursächsischen Dienst².

Die Vorgänge sind bezeichnend für den Charakter des Wettiners, der sich nicht scheute, das Eigentum des Ministers eines befreundeten Fürsten, das ihm als begehrenswert in die Augen stach, sich anzueignen und selbst zu benutzen. Auffallend ist dabei auch, daß sich Schwarzenberg nicht der Vermittlung seines Herrn, des Brandenburger Kurfürsten, bediente, der doch in diesem Falle für seinen Diener hätte einspringen müssen. Wollte er es vermeiden, daß dieser einen Einblick in den Reichtum erhielt? Vermutlich konnte Georg Wilhelm ebensowenig wie der Wettiner mit ähnlich repräsentativem Tafelgerät aufwarten. Ein solcher Luxus im Hause des Ministers steht in schärfstem Kontrast mit der damaligen Verelendung der breiten märkischen Bevölkerungsschicht, und es bleibt die besondere Frage, woher die Mittel dazu genommen wurden.

Wäre der Schatz noch heute vorhanden, dürfte er nahezu unbezahlbar sein. Der heutige reine Silberwert ist dagegen gegenüber der damaligen Schätzung erheblich gesunken. Der mit 27 000 Rtlr. bewertete, damals in Dresden befindliche Bestand von 2330 Gewichtsmark = rund 575 kg, ergäbe bei einem Preis von höchstens 0,10 DM pro Gramm Silber nur noch einen Metallwert von 57 500 DM.

Nachstehendes Verzeichnis liegt ohne jeden weiteren Vermerk bei den Papieren v. Arnims. Es ist als Zeugnis der Ausstattung eines vornehmen Haushalts zur Zeit des 30jährigen Krieges von besonderem Interesse. Über die Person Schwarzenbergs vergleiche meine Ausführungen in „Die Mark Brandenburg“, Band 4.

Verzeichnis des in Dresden zurückbehaltenen Silbergeschirrs

Überguldet Silbergeschirr:	Gewicht:	Mark	Lot	Quent	Pf.
1 Becher	6	5	1	—	
1 Becher	6	8	3	—	
1 Becher	5	1	3	—	
1 Becher	3	14	1	—	
1 Becher	4	4	—	1	
1 Becher	4	3	1	1	
1 Becher	3	13	3	2	
1 Becher	3	5	1	2	

Überguldet Silbergeschirr:	Gewicht:	Mark	Lot	Quent	Pf.
1 Becher	3	9	—	—	—
1 Geschirr, darauf stehen 3 Becher	6	—	3	—	—
1 Becher	3	13	2	—	—
1 doppelter Becher	7	4	2	—	—
1 doppelter Becher	4	1	3	—	—
1 Becher	2	14	2	—	—
1 Becher	2	14	2	3	—
1 Becher	2	11	1	—	—
1 Becher	2	9	1	—	—
1 Hertzgeschirr ³⁾	1	12	—	—	—
1 Becher	1	12	2	—	—
1 Traubenbecher	1	8	—	—	—
1 Traubenbecher	1	7	3	—	—
1 glatter Becher	1	—	3	3	—
1 Dr. Lutters Tochterbecher ⁴⁾	4	5	—	—	—
1 Becher	3	8	1	2	—
1 Becher	2	15	1	—	—
2 Dutzend Bierbecher (Or. stets „Dotzend“)	22	2	2	—	—
2 Dutzend Weinbecher	14	—	2	—	—
Latus	128	—	2	2	—

Jede der 128 Mark zu 12 Reichstaler gerechnet, ergibt an Geldwert = 1536 Rtlr.
13 Silbergr. 6 Pf.

Überguldet Silbergeschirr:	Gewicht:	Mark	Lot	Quent	Pf.
1 Klappkanne	9	15	1	—	—
1 Klappkanne	5	1	—	—	—
4 Klappkannen	19	7	3	—	—
1 Klappkanne	3	15	3	—	—
1 Flasche	7	2	3	—	—
1 Flasche	5	5	2	—	—
4 Flaschen	19	3	2	—	—
1 Handbecken und Gießkanne	18	2	2	—	—
1 Handbecken und Gießkanne	24	2	2	—	—
1 Handbecken und Gießkanne	14	7	2	—	—
1 Handbecken und Gießkanne	11	7	2	—	—
4 große Schüsseln	86	15	2	—	—
5 Dutzend Schüsseln	267	9	2	—	—
1 Dutzend Schüsseln	36	15	2	—	—
5 Dutzend Teller	147	7	2	—	—
5 Dutzend Schalen	157	4	3	—	—
2 Confectschalen	3	11	1	—	—
4 Salzfässer	10	13	—	—	—
1 Salzfaß	1	6	3	1	—
3 Dutzend Löffel	11	10	2	—	—
4 große Leuchter	40	7	—	—	—
4 Leuchter	36	8	2	—	—
3 Leuchter	12	3	—	—	—
Latus	951	15	1	1	—

Jede der letzten 951 Mark, „dieweil dieses Silber beständig und mit hohem Fleiß gemacht und auf den Schnitt und doppelt verguldet worden“, hat mit 14 Rtlr. bezahlt werden müssen, tut:

13 327 Rtlr. 10 Arg.⁵ $\frac{3}{4}$ Pf.

hierzu von oben

1 536 Rtlr. 13 Arg. 6 Pf.

Summa verguldetes Silber

14 863 Rtlr. 23 Arg. $6\frac{3}{4}$ Pf.

Weißes Silbergeschirr:	Gewicht:	Mark	Lot	Quent	Pf.
2 ineinander geschobene Becher	12	—	3	—	—
3 große Becher mit Deckeln wiegen	38	2	1	—	—
16 Bierbecher	15	14	2	—	—
11 Weinbecher	6	5	3	—	—
2 große Bierbecher	6	13	3	—	—
2 große Klappkannen	58	1	3	—	—
1 große Klappkanne	10	8	—	—	—
1 große Klappkanne	9	13	2	—	—
1 große Klappkanne	6	—	—	—	—
1 große Klappkanne	5	8	3	—	—
1 große Klappkanne	6	9	—	—	—
1 große Klappkanne	4	11	1	—	—
1 große Klappkanne	4	12	1	—	—
12 Klappkannen	34	—	—	—	—
12 Kannen	22	5	—	—	—
1 Flasche	11	13	3	—	—
1 Flasche	7	4	2	—	—
1 Flasche	6	2	—	—	—
2 große Flaschen mit Panzerketten	34	15	3	—	—
1 Handbecken und Gießkanne	30	11	2	—	—
1 Handbecken und Gießkanne	31	6	2	—	—
1 Handbecken und Gießkanne	12	1	3	—	—
1 Handbecken und Gießkanne	11	7	3	—	—
1 Handbecken und Gießkanne	4	15	1	—	—
1 Gießkanne	3	13	1	—	—
4 große Schüsseln	85	4	2	—	—
4 Dutzend Schüsseln	212	9	3	—	—
6 Commentger ^{d)})	3	1	2	—	—
12 Commentger	16	1	—	—	—
6 Dutzend Teller	171	14	—	—	—
1 Teller	1	—	1	2	—
3 Dutzend Schalen	173	6	2	—	—
2 Salzfüßer	2	2	3	2	—
4 Salzfüßer	11	6	2	—	—
20 Löffel	6	7	3	—	—
9 Löffel	2	8	3	—	—
2 Dutzend Löffel	9	6	—	—	—
4 große Leuchter	40	7	—	—	—
3 Leuchter	14	9	1	—	—
3 Leuchter	13	10	1	—	—
3 Leuchter	34	10	—	—	—
2 Leuchter	2	11	3	—	—
1 Kertzenscher samt einer Ketten oder Windtweidel	3	9	3	—	—
1 Feursorge	15	8	2	—	—
2 Cammerpötte	7	10	2	—	—
24 Schrauben über 24 gläserne Flaschen und					
12 Schrauben über 12 gläserne Flaschen	23	9	—	—	—
8 Vogelspieße	2	11	3	—	—
Summa des weißen Silbergeschirrs	1250	14	—	4	
Jede Mark bezahlt mit 10 Rtlr., tut	12 508 Rtlr.	18 Arg.			
Dazu Kasten, Futterale u. dgl.	360 Rtlr.				
Frachtkosten nach Berlin	220 Rtlr.				
Für das Sollicitiren beim sächs. Kurfürsten aufgewendet an					
Botenlohn und Zehrungen	160 Rtlr.				
Hierzu Wert des vergoldeten Silbers	14 863 Rtlr.	23 Arg.	6 ³ / ₄ Pf.		
Summa Summarum	28 112 Rtlr.	17 Arg.	6 ³ / ₄ Pf.		
davon für beiderlei Silber	27 372 Rtlr.	17 Arg.	6 ³ / ₄ Pf.		

Zu der *Bewertung des vergoldeten Silbers* wird bemerkt: Sollte man die zuletzt aufgeführten 951 Mark 15 Lot 1 Quent für „schlecht übergülde Silber“ halten und die Mark nur mit 12 Rtlr. bewerten, so ergäben sich dafür 11 423 Rtlr. 11 Arg. 7½ Pf., also im ganzen für das vergoldete Silber nur 12960 Rtlr. 1 Arg. 1½ Pf.

Desgleichen zur *Bewertung des weißen Silbers*: Wollte man einwenden, daß jedes Lot weißes Silber für 14 Silbergroschen gekauft werden konnte, d. h. die Mark nicht teurer als mit 9 Rtlr. 8 Silbergr. zu bezahlen gewesen wäre, so würden sich für das weiße Silber 11 674 Rtlr. 20 Silbergr. ergeben, danach betrug alsdann der herabgesetzte Gesamtwert für beide Sorten: 24 634 Rtlr. 21 Silbergr. (anstatt der oben angesetzten 27 372 Rtlr.).

Die Aufstellung schließt: „Und also alles übergülte und weiße Silber sammt den Futteralien und Unkosten in einer Summa: 25 374 Rtlr. 21 Arg. 1½ Pf.“.

Als Gesamtgewicht des Silbergeschirrs ergeben sich nach der Liste 2330 Mark, d. h. die Mark rund zu 250 g gerechnet, nach heutigem Gewicht etwa 575 kg.

Für die verwendeten Münzen besteht die Gleichung:

1 Reichstaler = 24 Silbergroschen zu je 12 Pfennig;

für die Gewichte:

1 Mark = 16 Lot = 64 Quent = 256 Pfennig.

Die Additionen der letzteren stimmen ziemlich genau. Nur bei Liste 2 (S. 9) errechne ich abweichend: 951 Mark 8 Lot 1 Quent 1 Pf. und auf S. 10: 1250 Mark 13 Lot 3 Quent.

A n m e r k u n g e n :

¹⁾ Geh. Staatsarchiv Berlin-Dahlem Rep. 92 v. Arnim B Nr. 70.

²⁾ Noch ein Schreiben vom 2. März 1635 betraf die Silberangelegenheit.

³⁾ Vielleicht in Herzform?

⁴⁾ Martin Luther hatte eine Tochter Margarete; sollte der eifrige Katholik ausgerechnet einen Becher aus dem Besitz der Tochter des Reformators erworben haben?

⁵⁾ Arg. = Silbergroschen.

⁶⁾ Anscheinend kleinere Schüsseln.

Aus dem Leben und Wirken des märkischen Landarztes Dr. Carl Ludwig Ganzel

Als der Sanitätsrat Dr. med. Carl Ludwig Ganzel im Dreikaiserjahr 1888 in der alten märkischen Landstadt Perleberg 89jährig die Augen schloß, endete damit das Leben eines überdurchschnittlichen Arztes. Dennoch würde sein Wirken kaum Anlaß für eine historische Betrachtung bieten, hätte er nicht zwei Skripten hinterlassen, die uns in ihrer Ursprünglichkeit recht charakteristische Einblicke in das Leben und Erleben eines jungen, ganz den Problemen seiner Zeit verhafteten Mediziners der zwanziger Jahre des vorigen Jahrhunderts gewähren. Es handelt sich um ein ausführliches Reisetagebuch und um den Bericht über eine von ihm durchgeführte magnetische Kur.



C. Ganzel,

Aber lassen wir zunächst Herkunft und Lebensweg des Verfassers kurz an uns vorüberziehen¹: Das Geschlecht der Ganzel wird in der Prignitz erstmalig 1522 durch die Aufzeichnung nachgewiesen, daß ein Michael G. aus Pirow jährlich an die Perleberger Marienkapelle zu zinsen hatte. Sechs Jahre später zeugte ein Achim G. in einer Klagesache des Perleberger Gerichts gegen einen Einwohner des Dorfes Bresch, das, zwei Kilometer von Pirow entfernt, zwischen Putlitz und Perleberg liegt.— Anno 1623 ritt ein Simon G. bei der Musterung der ritterlichen Lehnspferde in Perleberg ein Tier der Edlen Herren zu Putlitz vor, war also wohl ein Untertan dieser ältesten Adelsfamilie der Prignitz.

Stammvater des noch heute blühenden Zweiges dürfte der Halbhüfner Ertmann G. (1582—1658) gewesen sein, der von Lütkenhof nach Putlitz übersiedelte. Seine Söhne, der herrschaftliche Müller Simon (1615—1653) und nach dessen frühem Tode der Mühlenverwalter Christoph, standen in Diensten der Putlitze. Christophs Witwe heiratete dessen Nachfolger im Amte, so daß sich ihr 1667 geborener Ganzelsohn August nach einem anderen Beruf umsehen mußte. Er gründete



Die Eltern: Simon Ganzel und Marie geb. Neumann (1773—1845 / 1777—1852)

eine Bäckerdynastie im mecklenburgischen Parchim, doch schon der Enkel Erdmann buk seine Brote wieder in Putlitz; später brachte er es dort zum Bürgermeister. Dessen ältester Sohn Simon (1773—1845) heiratete 1798 Marie Neumann, eine Bäckerstochter aus Perleberg, und erwarb 1834 von den Edlen Gänsen die Putlitzer Mühle.

Als ältestes der 14 Kinder dieses Bäckermeisters, späteren Mühlenbesitzers und Ratsmanns Simon Ganzel wurde Carl Ludwig am 5. Februar 1799 in Putlitz geboren und schon in früher Jugend, wohl wegen der mangelhaften Schulverhältnisse an seinem Geburtsort, zu seinen Großeltern Neumann in die etwa 25 km südlich gelegene Kreisstadt Perleberg gebracht. Hier besuchte er bis Ostern 1813 die höhere Stadtschule und ging dann für ein Jahr an das Joachimsthalsche Gymnasium in Berlin. Der Schulausbildung folgte eine zweieinhalbjährige Lehrzeit in der Perleberger Löwenapotheke, dann ließ sich Ganzel am 21. Oktober 1816 an der Berliner Universität für das Studium der Medizin immatrikulieren.

Der junge Student schloß sich einer Landsmannschaft an, einer jener Korporationen, deren landsmannschaftlicher Charakter damals nur noch dem Namen nach bestand, und die sich in einer zeitbedingten Abwehrstellung befanden, denn unter dem Eindruck der Befreiungskriege und dem Einfluß früherer Angehöriger der Turnbewegung Jahns und der Freikorps begann sich an den deutschen Universitäten die burschenschaftliche Richtung durchzusetzen, die eine Reform der Studentenbräuche und eine christlich-vaterländische Erziehung mit dem Ziel einer staatlichen Einheit Deutschlands anstrebte. Das Zentrum der Bewegung lag in Jena, wo sich die Burschenschaft 1815 konstituiert hatte. Schon zwei Jahre später erweckten die auf dem Wartburgfest gehaltenen Ansprachen und die Verbrennung reaktionärer Symbole das Mißtrauen der Regierungen, doch kam es noch zu keinem Verbot. Auch Ganzel gehörte in seiner Landsmannschaft bald zum Kreise der burschenschaftlich Gesinnten, und so wurde er am 2. Juni 1818 zum Mitbegründer der ältesten Berli-



*Der Perleberger Roland
links die
Löwen-Apotheke
(Nach einem Gemälde
von Max Zeisig, 1930)*

ner Burschenschaft Arminia, in der er bald eine führende Stellung eingenommen zu haben scheint, denn er vertrat Berlin des öfteren auf den allgemeinen Burschentagen. Als am 23. März 1819 der Lustspielautor und russische Staatsrat von Kotzebue von dem Jenenser Burschenschafter Sand erstochen und dadurch die sogenannte Demagogenverfolgung ausgelöst wurde, sperrte man auch Ganzel in die Hausvogtei, was ihm für seine Examensvorbereitungen gerade recht war. Man hatte bei ihm eine Korrespondenz mit seinem engeren Landsmann, dem „Turnvater“ Jahn, vermutet, fand jedoch nur einen Brief des Jenenser Burschenschafter Heinrich Witte vom 18. April 1818, der das Verhältnis der bestehenden Landsmannschaften zu der in Gründung begriffenen Berliner Burschenschaft behandelt und in welchem Ganzel um ein ausgleichendes Wirken gebeten wird². Während seiner Studienzeit hat Ganzel u. a. auch im Hause des damals populärsten Berliner Arztes, des „alten Heim“, verkehrt, eines glänzenden Diagnostikers, der 1798 in Berlin die erste Pockenschutzimpfung ausgeführt hatte.

Neben dem Fachstudium und seiner hochschulpolitischen Betätigung hat sich Ganzel eifrig mit philosophischen Problemen, so speziell dem Hegelschen System, auseinandergesetzt. — Am 15. September 1819 promovierte er mit einer Dissertation *De lactuca sativa et lactucario* (Über den Gartensalat und den Lattichsaft, der damals getrocknet als Schlaf- und Beruhigungsmittel diente) zum *Doctor der Medizin und Chirurgie* und erhielt am 25. März 1820 die Approbation als Arzt und Operateur, am 20. Juli als praktischer Geburtshelfer. Die beiden letztgenannten Doku-

mente sind vom Minister der Geistlichen, Unterrichts- und Medicinal-Angelegenheiten von Altenstein eigenhändig unterschrieben. Dem jungen Arzt gewährte die Großmutter Neumann⁴ die Mittel für eine Bildungsreise, die ihn nach der Durchquerung Deutschlands und der Niederlande zunächst für fünfeinhalb Monate nach Paris, sodann südwärts bis Rom und Neapel führte. Der Rückweg ging über die Schweiz und quer durch Süddeutschland, dann bricht der Bericht in Karlsbad ab.

Die auf dieser Reise sehr anschaulich in Tagebuchform geschriebenen Briefe wurden 1935 von einem Enkel, dem Berliner Studienrat Prof. Carl Ganzel, für Verwandte und Freunde herausgegeben⁵. Sie sind teils an seine Eltern, vor allem aber an seine ein Jahr jüngere, bei seiner Großmutter in Perleberg lebende Schwester Marie gerichtet.

Der erste Brief an seine *geliebten, teuren Eltern* ist am 6. August 1820 in Dannenberg im Königreich Hannover geschrieben nach dem Übersetzen über die Elbe bei Schnackenburg, damals wie heute an dieser Stelle ein Grenzstrom. Er zeigt uns den Verfasser ganz als Kind jener Epoche der Empfindsamkeit:

... Nie erinnere ich mich, mit ähnlichen Gefühlen von Ihnen geschieden zu sein als diesmal. Die Empfindung, welche ich hatte, als ich am diesseitigen Ufer der Elbe ans Land gestiegen war, und mich im fremden Lande so ganz allein fand, kann ich nicht beschreiben. Lange noch saß ich am Ufer und sah in den majestätischen Strom hinein; es deuchte mir, er werde alle meine Freuden, alle meine Hoffnungen mit sich hinwegführen in ferne Gegenden. Das Sonnenlicht spiegelte sich so hell und klar in seinen Fluten, aber in meine Seele warf sein Widerschein nur düstere, bange Ahnungen einer wenig erfreulichen Zukunft. Ich fühlte mich verlassen von allen meinen Lieben, ja von mir selbst, und ich mußte mich gewaltsam aufraffen, wenn nicht dies Gefühl banger Sehnsucht sich ganz meiner bemeistern sollte. Noch einmal streckte ich meine Arme verlangend nach der Gegend aus, wo ich alles, was mir bisher lieb und teuer war, zurückgelassen, wo ich den glücklichsten Teil meines Lebens zugebracht, und verschwunden war der Strom mit seinem jenseitigen Ufer, ...

Diese sentimentale Phase war bald überwunden. Zwei Tage später sehen wir Ganzel in Hannover den Hofrat Dr. Stieglitz aufsuchen, einen *der ersten und berühmtesten Ärzte Deutschlands*. Daß er diesen entschiedenen Gegner des Mesmerismus nicht antraf, ist für den zweiten Teil unseres Berichtes vielleicht nicht ohne Bedeutung⁶. Er besichtigte die Gemäldesammlungen, das Militärhospital, dessen schöne Einrichtung ihn freute, und kritisierte im Herrenhausener Garten, *daß hier die Kunst so sehr von der Natur verlassen ist*.

Als Sohn eines Ackerbürgerstädtchens beschäftigten ihn stets Bodenbeschaffenheit und Saatenstand; er freute sich auf dem Marsche nach Pymont über den schweren Lehm Boden, der überall das herrlichste Getreide trug, und er bedauerte, daß man auch hier anfang, das Wild zum großen Nachteil der Bewohner des Landes zu schonen. *Ich ging den über einen hohen Berg führenden näheren Fußsteig und begann hiermit meine erste Bergfahrt auf dieser Reise, sie kostete manchen Schweißstropfen. Auf der Spitze des Berges sah ich vor meinen Augen eine Wolke entstehen und ins Land hineinziehen.*

Pymont ist nun der erste von den bedeutenderen Badeörtern, wo ich zur rechten Badzeit gewesen bin. Bei den übrigen, die ich sah, kam ich immer zu spät. Es sollen in diesem Jahr nicht viele Gäste hier sein, doch war die große Allee so voll von Spaziergängern wie des Sonntags unter den Linden in Berlin. Mein erstes Geschäft

hier war, daß ich mich badete. Ich nahm ein Bad von der dritten Klasse, weil keine von der vierten leer war, und mußte doch 14 Gr. Cour. bezahlen und dem Aufwärter ein Trinkgeld. Das Badewasser sieht wie Lehmwasser aus, von seinem Eisengehalt. Sowie man es rührt, entfährt ihm eine Menge fixe Luft, die sich auch selbst unter dem Wasser in kleinen Bläschen an die ganze Oberfläche des Körpers setzt, so daß die Haut wie mit Sammt überzogen anzufühlen ist. Darauf ging ich an den Gesundbrunnen, um auch das Trinkwasser zu versuchen. Ein Knabe reicht einem sogleich beim Eintritt an dem Brunnen so viel Gläser man nur trinken will. Dies Wasser enthält auch Eisen und noch mehr fixe Luft wie das Badewasser. Es ist so stark, daß ein Kranker nur einige Gläser des Tages trinken darf. Mir schmeckte es so schön, daß ich gleich drei zur Probe zu mir nahm. Dieser Brunnen ist unmittelbar am Ende der großen Allee, die von beiden Seiten mit Restaurationen aller Art, Warenläden, besonders von Modewaren, Kupferstichen und sonstigen Sachen besetzt ist. Ein zweiter Brunnen ist der Sauerbrunnen außerhalb des Ortes. Man wird hier auf ebendieselbe Weise wie beim Gesundbrunnen bedient. Das Wasser schmeckt etwas säuerlich, aber sehr angenehm. Oberhalb dieses Brunnens ist die Schwefelgrube, eine große Naturmerkwürdigkeit. Es entsteigt dieser Grube nämlich beständig ein solcher Schwefeldampf, daß man sich ihr nur mit Gefahr nähern kann, und wenn man nur einige Atemzüge darin tut, gleich besinnungslos hinfällt. Der Dampf hat eine gewisse Höhe in der Grube, die steigt und fällt und die genau daran zu erkennen ist, daß, sobald man ein Licht hineintaucht, es augenblicklich da erlischt, wo der Dampf anfängt. Die Hundsgrotte bei Neapel ist von derselben Beschaffenheit und hat ihren Namen davon, daß ein Hund, wenn er hineingeht, umfällt, ein Mensch aber nicht, eben weil das schädliche Gas unten am Boden ist. Ferner ist ungefähr eine Viertelmeile von dem Orte ein Salzbrunnen, der auch getrunken und zum Baden benutzt wird. Es wird auch Kochsalz daraus bereitet. Sein Geschmack ist scharf säuerlich. Alle diese herrlichen Quellen hat die Natur zum Heil derer, die sie benutzen können, an diesem einzigen Orte angehäuft. Schade, daß dies Glück doch meist nur reicheren Leuten zuteil werden kann.

So habe ich denn auch heute zum ersten Mal in meinem Leben eine große Spielbank gesehen. Ich trat mit Zittern an den Tisch, wo eine Karte entscheidet, ob 20 oder 30 Louisdor diesem oder jenem gehören sollen. Es muß hier rasend viel Geld verspielt werden, denn die Banquiers zahlen für den Sommer hindurch eine Pacht von 20 000 Talern. So große Haufen Gold als hier auf dem Spieltische habe ich nie gesehen. Auch Juden gibt's hier in Menge zum Unglück der Leute. Sie leihen auf Pfänder eine unbedeutende Summe und sind gewiß, daß wenige davon eingelöst werden. So werden sie reich und die Leute arm. Auch jene verruchten Geschöpfe weiblichen Geschlechts, die sich der gemeinen Wollust ergeben haben, laufen hier in Menge umher und mögen wohl manchem von den vielen gesunden Gästen Gelegenheit geben, mit Recht, wenn auch nicht eine Bade- doch eine Krankenanstalt besuchen zu können. — In Driburg dagegen, wo sich Ganzel am anderen Tage über die Quellen informierte, gab ihm das schöne Wirtstöchterlein Gelegenheit, seinen Eltern zu sagen, daß ich auch auf das schöne Geschlecht noch nicht so unaufmerksam gewesen bin, als Sie vielleicht annehmen, da ich dessen bis jetzt noch gar nicht erwähnte.

Weiter ging der Marsch über Wetter nach Marburg, an einem Tage allein durch fünf Herren Länder. Mit dem Gelde ist's überall eine konfuse Wirtschaft. An einem Orte gilt alles, was nur rund ist, und dann wieder nicht. Wo ich im Waldeckischen verlieren mußte, daran gewinne ich im Hessischen. Wenn doch erst die Deutschen darin

Die Maskenbälle, von denen er einen besuchte, widerstrebten in ihrer *Tollheit und Unsittlichkeit* seinem gesund-naïven Empfinden, die Berliner Redouten erschienen ihm dagegen als *wahre Feste der Vesta*. — Nach der Karnevalszeit aber zog es ihn mit gewaltiger Macht fort aus diesem künstlichen Leben in die freie, schöne Natur des schönsten aller Länder. In drei Wochen denke ich Paris zu verlassen. Viele von meinen Bekannten sind mir schon vorangegangen, andere werden bald folgen. Wie mich mein guter Genius weiter führen wird, das sollst Du wie bisher immer treulich erfahren.

Bevor ich jedoch diesen Brief schließe, und damit meine Erzählungen aus Paris beendige, will ich Dir, so gut ich es vermag, noch im allgemeinen einige Worte über das sittliche Leben der Pariser sagen, wie ich es während meines hiesigen Aufenthaltes sowohl durch eigene als durch anderer Erfahrungen kennen gelernt habe. Manche Bemerkung, die dahin paßt, wirst Du schon hin und wieder in den vorigen Briefen gefunden haben; wessen ich mich noch erinnere, sollst Du keineswegs noch einmal hören; doch wenn mir darin mein Gedächtnis nicht sehr getreu ist, so magst Du mich entschuldigen, ebenso wenn meine schwache Feder nicht das zu leisten imstande ist, was ein solcher Gegenstand verdient.

Wenn die Erziehung überhaupt die Grundlage ist, auf welcher das moralische Gebäude des menschlichen Daseins ruht, so glaube auch ich in dieser die Ursache von dem zu finden, was den Pariser zu dem macht, was er ist und ihn vor seiner eigenen und allen übrigen Nationen auszeichnet. Ist aber der Grund schlecht, so wird das Gebäude nicht weniger fehlerhaft sein; in ihm liegt schon der Keim seiner künftigen Baufälligkeit. Unmöglich konnte der Mensch, sich selbst überlassen, sich so weit von dem Wege der Natur und der Vernunft entfernen, wie er es hier gethan hat. Derjenige Stand, worin sich der allgemeine Character eines Volkes immer am deutlichsten ausdrückt, ist der wohlhabende Mittelstand, und von diesem gilt vorzüglich, was ich sage. Das Schlechtere davon reiht sich immer mehr den höheren, reichen Ständen, das Bessere den niederen Klassen an. In diesen letzteren findet sich auch hier noch häufig ein recht biederer, redlicher Sinn, der mit alter Sitte das Zutrauen zu fremder Redlichkeit bewahrt. Davon geschah mir kürzlich ein Beispiel: die *marchande de vivres* konnte mir nicht herausgeben, als ich mir einen Käse von Neuchâtel für 4 sous kaufte, und meinte, ohne mich zu kennen, ich möchte es nur mit herbringen, wenn ich wieder vorbeikäme. Diese Leute sind jedoch meist keine eingeborenen Pariser, und ihre Kinder treten auch selten in ihre Fußtapfen.

Ich würde ein Buch machen müssen, wenn ich Dir alle Eigenheiten der verschiedenen Stände, die hier wohl von einander geschieden sind, aufzählen wollte. Ich begnüge mich, Dir kurz den Gang der Erziehung anzugeben, woraus sich das Meiste von selbst ergibt. Kaum ist das schwache Kind auf die Welt gekommen, so wird es zu einer Ernährerin für eine monatlich bestimmte Summe aufs Land getan. Es ist dies noch ein Zug von Menschenliebe, denn bei den Eltern würde das arme Geschöpf oft weit schlimmer daran sein. Es findet sich dazu in einem Umkreis von 10 Stunden in jedem Orte Gelegenheit. Dort bleiben die Kinder gewöhnlich bis in ihr zweites Jahr. Dann nehmen sie die Eltern zurück und übergeben es einer Bonne, die die Rolle der Mutter vertreten muß, und diese bekümmert sich höchstens um die Kleidung der Kleinen, die ich jedoch nirgends so sorgfältig und schön gesehen habe als hier. Haben sie das 6. bis 8. Jahr erreicht, so verlassen sie wieder das väterliche Haus und mit ihm auch größtenteils die Stadt. Kinder von

8 bis 14 Jahren sieht man fast gar nicht. Die Knaben kommen nun in Erziehungsanstalten (Collège), die Mädchen in die sogenannten Pensionate. Hierin ist besonders der Grund aller sittlichen und oft auch körperlichen Verderbnis zu suchen. In dieser Zeit, wo das kindliche Herz sich zu bilden anfängt, wo es so sehr seiner Eltern und eines häuslichen Familienlebens zu seiner Erkräftigung bedarf, hier wird es herausgerissen aus der Fülle seines jugendlichen Blütenlebens, das nur unter den Augen einer zärtlichen Mutter gedeiht, und Fremden übergeben, die meistens selbst nicht Väter oder Mütter sind und das Kind nur schützen und lieben nach der Summe, die für dasselbe gezahlt wird. Es ist anerkannt, und Beispiele zeigen es genugsam, wie selten aus solchen und besonders weiblichen Pensionsanstalten, ein braver Mann, eine tüchtige Mutter hervorgeht, wie darf man sich wundern, daß es hier keine giebt. In diesen Anstalten werden die Mädchen nur in alledem unterrichtet, was sie für die Welt angenehm machen kann; sie lernen oberflächlich Musik, sehr vollkommen tanzen, Briefchen schreiben, Mythologie, Romane lesen, sich auf alle mögliche Weise putzen und mehr so schöne Sachen. Was die eine nicht weiß, das weiß die andere, und alle gesellschaftlichen Untugenden pflanzen sich so auf die leichteste Weise fort. Töchter reicher Eltern bleiben hier oft bis zu ihrer Verheiratung, also immer Kinder, und der Mädchen- und Jungfrauenstand fällt ganz fort. Die geringeren Standes kehren mit dem 14. und 15. Jahre entweder zu ihren Eltern zurück, wo sie scheinbar die einzogenste Lebensweise führen, oder sie begeben sich zu den unzähligen Modehändlerinnen, deren viele wohl 10—12 junge Mädchen beschäftigen. Hier mit lauter nichtsnutzigen Putzgeschäften beschäftigt, denken sie wenig an etwas anderes als an ihre Liebhaber, und nicht selten finden sie so Gelegenheit, den Weg der Tugend zu verlassen, um nie wieder zu demselben zurückzukehren. Andere bilden sich dann fürs Theater aus, und wieder andere nehmen mit diesem Alter die Plätze an den Türen der Kaffeehäuser und Restaurationen ein, um das Geld einzunehmen; so heißen sie Limonadiären.

Die Knaben werden in den Collèges entweder gut oder schlecht unterrichtet, wie es überall ist; doch muß es meist sehr oberflächlich sein, da selbst den gebildeten Franzosen oft die ersten Grundkenntnisse fehlen und man sich wundern muß, wie man bei so viel Geist doch so dumm sein kann. Die, welche sich dem gewerbetreibenden Stande widmen wollen, verlassen solche Anstalten mit dem 15. Jahre, die der Wissenschaft Angehörigen später. Der Jüngling, bis so lange unter der äußerlich strengsten Zucht, die ihn aber keineswegs züchtig und tüchtig gemacht hat, sondern nur lüstern, wird mit einem Mal sich selbst überlassen und sucht sich auf alle mögliche Weise für seine verlorene Jugend schadloß zu halten, wozu er hier vollkommene Gelegenheit findet. Der Kaufmann verliert sich neben seinem Geschäft in nichtnutzigen, elenden Kleinigkeiten, lernt galante Complimente machen, besucht Bälle und Assembléen, wenn auch nicht immer die anständigsten. Die Studierenden, besonders aber die jungen Leute, welche sich anstandshalber oder, um Anstand zu lernen, hier aufhalten, sich also eigentlich mit nichts beschäftigen, — ihre Anzahl ist nicht gering —, überliefern sich allen möglichen Ausschweifungen, die ihnen ihre Börse erlaubt. Ich fand nirgends mehr Roheit als unter diesen Menschen, nicht die Roheit unserer deutschen Studenten, die doch größtenteils in der Verachtung der äußerlichen Convenienzen besteht, sondern es ist jene raffinierte sinnliche Lust, die sich in das Gewand des Anständigen kleidet und unter dem Namen Galanterie eine große, keineswegs ehrlose Rolle spielt. Diese Leute, und zu ihnen gehören fast alle unverheirateten, unabhängigen Män-

ner, sind es, welche stundenlang bei ihrer Toilette zubringen, die neuen Moden erfinden, und die die Frauen wegen ihrer verlorenen Jugend durch angenehmen Umgang schadlos halten. Findet es sich nun, daß gerade diese Dame eine erwachsene Tochter in einem Pensionate hat, so ist dies häufig eine gute Gelegenheit, sich mit ihrem Liebhaber noch enger zu verbinden. Es wird die Heirat unter den Eltern beschlossen und die Tochter aus dem Pensionate zur Verlobung mit einem Manne geholt, den sie vielleicht in ihrem Leben noch nicht sah. Dies tut jedoch zur Sache nichts, wie Du sogleich hören wirst, und wenn nur ein hinlängliches Auskommen gesichert ist, so wird selten von der Tochter eine Weigerung geschehen. Mit dem Brautstande, in dem förmlich der strengste Anstand beobachtet wird, und dessen längere Dauer ebendaher nicht wünschenswert ist, fängt erst der Stand der Jungfrau an und hört auch damit auf. Der Zeitpunkt ihrer Befreiung ist nahe, und von dem Augenblicke an, wo das Mädchen den Namen des Mannes angenommen hat, steht ihr die ganze Welt offen. Jetzt darf sie Bälle, Theater und Assembléen besuchen, Besuche annehmen und machen, ihre Gunst erteilen, wem sie will, und mit diesen Beschäftigungen geht größtenteils die Zeit der vornehmen Dame hin. Der Mann sucht sich dafür auch auf seine Weise schadlos zu halten; er ist heute auf diesem, und seine Frau auf jenem Balle, und wenn er nur immer Geld genug erwirbt und bergiebt, um die Wünsche seiner Gemahlin zu befriedigen, so ist er immer gut genug, er mag sonst sein, wie er will. Ein Familienleben, ein häusliches Glück haben sie nie bei ihren Eltern gesehen; diese sind daher kein Gegenstand ihrer Wünsche. Die Kinder werden wieder aufs Land getan, und das Kapitel fängt wieder von vorn an.

Daß es jedoch auch von alle diesem ehrenvolle Ausnahmen giebt, ist keinem Zweifel unterworfen. Unter den Vornehmen ist ihre Zahl gewiß nicht groß, und schon der Kenner Rousseau hat vor mehr als 50 Jahren die Pariser Damen um Verzeihung, wenn er gestehen müßte, daß er unter ihnen allen keine einzige honette Frau im wahren Sinne des Wortes kenne. Wie bei dieser Weise alle Verhältnisse nur äußerst oberflächlich sind, ist jetzt leicht zu begreifen. Selbst ein Pariser gestand mir, daß es unter ihnen keine wahren Freunde gäbe. Sie wundern sich daher nicht wenig, wenn man ihre Freundschaftsversicherungen, die sie reichlich verschwenden, für Ernst nimmt und sie beim Worte halten will. Ihr natürlicher Geist und Witz lehrt ihnen die Leichtigkeit des Umganges und eine Fertigkeit, sich gleich in alle Verhältnisse des gesellschaftlichen Lebens finden zu können, die anderen ehrlichen Leuten so leicht gefährlich werden kann. Der große Zufluß der Fremden aus allen Ländern und deren linkisches, oft einfältiges Benehmen befördert ihre Eigenliebe und bestärkt sie in der Meinung, daß die Franzosen das erste Volk der Welt wären. Dazu kommt ihr öffentlich politisches Leben, durch das ihr Ehrgeiz immer neue Nahrung erhält. Ihr körperlicher Mut erhöht dies point d'honneur, das auch dem gemeinsten Franzosen nicht abzusprechen ist. Ihre Sucht nach Vergnügungen ist bekannt und aus ihrem häuslichen Leben erklärlich, die Befriedigung derselben unterrichtet sie oft zugleich, z. B. das Theater, und giebt ihnen die Gewandtheit, sich überall geltend zu machen. Die vielen Werke der Kunst, welche sie öffentlich sehen können und für die sie viel Liebe zeigen, führt sie in eine ganz andere Welt, und oft habe ich den gemeinsten Wasserträger über Theater, Mythologie, die Kunst im allgemeinen wie einen Kunstverständigen, in seiner Meinung nämlich, sprechen hören.

Ich wollte Dir jetzt noch kurz den Tageslauf eines Pariser reichen und folglich

eleganten jungen Mannes schildern, doch der Bogen ist voll, und Du wirst aus dem Gesagten Dir schon eine Vorstellung machen können. Jetzt will ich nun auch einmal den Franzosen außerhalb seiner Hauptstadt kennen lernen, und ich bin überzeugt, daß er sich ebenso gut von dem Pariser unterscheiden wird als der Priegnitzer von einem Berliner. Somit lebe wohl, bald sollst Du wieder hören von
Deinem treuen Carl

Am 2. April 1821 verließ Ganzel nach einem Aufenthalt von fünfeinhalb Monaten die Stadt endgültig in südlicher Richtung. Diesmal ging es im Wagen als Gast des ihm aus Berlin bekannten, in Geschäften reisenden Kaufmanns Paris zunächst nach Orléans: *Mehrere meiner Freunde hatten mich noch bis an den Wagen begleitet, wo ich ihnen mit schwerem Herzen mein letztes Lebewohl sagte, und das übrige empfing. Erst vor den Toren konnte ich mich beruhigen und gleichgültiger an den Ort denken, den ich soeben verlassen hatte. Wir fuhren sehr rasch, und, so viel es mich die Dunkelheit bemerken ließ, immer durch flache, waldlose, aber bebaute Gegenden. Wir langten kurz nach 6 Uhr hier an, nachdem wir einen Weg von 30 Stunden zurückgelegt hatten. Die Schnelligkeit, mit der man hier in Frankreich reist, ist unglaublich, wenn man es nicht selbst erfahren hat. Die Überspannzeit dauert oft nicht 5 Minuten, oft bemerkt man es garnicht.*

Diese Begeisterung war anderntags auf der Weiterfahrt nach Lyon verflogen: *Wir haben die allertraurigste Nacht von der Welt gehabt. So gut das Reisen in Frankreich ist, wenn man auf den großen Landstraßen bleibt, so schlecht wird es, wenn man sich davon entfernt. Wir glaubten einen Wagen zu bekommen, der wenigstens in Riemen hinge, und freuten uns, die Nacht recht ausschlafen zu können, doch daran war nicht zu denken. Auf einem erbärmlichen zweirädrigen Karren, Patache genannt, der hinten und vorn offen ist, und worin zwei Leute vorn und zwei hinten hinaussucken, mußten wir unseren armen Leichnam ganz jämmerlich zerarbeiten lassen, wozu der holprige Weg nicht wenig beitrug.*

Nachdem sie noch einen weiteren Tag in einer Patache gerädert worden waren, ging es etwas bequemer weiter in einer Diligence, und am fünften Reisetag wurde Lyon erreicht: *Das große Hospital hier ist berühmt und wird für das schönste in Frankreich ausgegeben. Ich fand nichts Gutes daran als das Gebäude, selbst die Lage desselben dicht an der Rhone ist nicht vorteilhaft. Die eisernen Betten, mit schmutziger Leinwand, die nicht einmal gebleicht ist, überzogen und behangen, stehen so dicht aneinander, daß man kaum dazwischen hintreten kann. Kein Name des Patienten und der Krankheit. Die Anzahl der Aufwärter für die 1200 Kranken beträgt fast 200 und doch überall Berge von Schmutz. Die Arzneien werden noch von den sogenannten Schwestern dispensiert, kurz, was zu wünschen übrig bleibt, ist das Beste¹⁹.*

In Lyon erblickte er in der die Stadt auf einem Hügel beherrschenden Kirche de la Fourvière neben dem wundertätigen Marienbild zum ersten Mal Votive, das sind Weihgeschenke für die der Madonna zugeschriebenen Heilungen: *So etwas habe ich doch in meinem Leben nicht gesehen und mir nie vorstellen können, daß der Aberglaube in Frankreich noch in so blühendem Zustande ist.*

Weiter ging es nach Süden: *Es war als wären wir in eine andere Jahreszeit versetzt worden; alles war grün, und selbst die Maulbeerbäume und Eichen trieben schon Blätter, der Roggen schon Ähren. Doch nichts überzeugte uns mehr, daß wir um Mittag angelangt waren, als die warme Sonne, welche eine Hitze, wie sie*

bei uns im July ist, hervorbrachte, besonders aber die verschiedenen Südfruchtbäume. Der Mandelbaum machte den Anfang, überall stand er herrlich grün im freien Felde da. Bald sahen wir die immergrünende Eiche, dann den Olivenbaum, von dessen Frucht das herrliche Provenceöl gewonnen wird. Feigen wuchsen mit diesen überall im Freien, und mit Fruchtbäumen vermischt gleicht das ganze Land einem Garten.

In Avignon trennte er sich von dem eilig Marseille zustrebenden Herrn Paris, um in Ruhe durch die Provence zu wandern: Zum ersten Mal nahm ich hier wieder auf dieser Reise meinen Tournister auf den Rücken; ich war complet bis auf meinen Ziegenhainer, der mir in Paris von Händen gekommen ist. Ich habe ihn durch einen jungen Mandelbaum ersetzt und ihn mit Fleiß etwas stark auserwählt, da man hierzulande leicht in den Fall kommen kann, sich eines solchen Instruments bedienen zu müssen. Doch hat man jetzt weniger zu fürchten, da seit einiger Zeit, wo mehrere Reisende angefallen wurden, die Polizei sehr strenge auf Ordnung sieht. Man sieht überall Gensd'armes, die regelmäßig nach dem Passe fragen, nur schade, daß man mehr von Eingeborenen als von Fremden zu fürchten hat. Das Volk geht wirklich in abscheulicher Gestalt einher, ich sah nie mehr räubermäßige Kleidung als hier. Man begegnet auch alle Tage solchem Gesindel, das an Ketten von Gensd'armen transportiert wird. Man hat ihnen die Knöpfe von den Beinkleidern abgeschnitten, damit sie sich diese halten müssen, und so nicht geschwinde laufen könnten, wenn sie ja davonlaufen wollten. Größtenteils haben sie aber nur einen Knopf an den Hosen, der alles zusammenhält. Solche Hosen kommen mir gerade vor wie eine unumschränkte Monarchie, der Knopf ist der König, fällt dieser durch Zufall oder, weil er morsch ist, ab, so stürzt das Ganze zusammen . . .

Von Avignon bis zum Städtchen Remoulins giebt's nichts Merkwürdiges. Die Gegend ist nicht hübsch, nicht häßlich, die Sonne brannte gewaltig. In der Nähe des letzteren Ortes befindet sich der sogenannte pont de Gard, eine Wasserleitung, von den Römern herstammend. Ich hatte schon im voraus eine große Idee davon, aber nie wurde meine Erwartung mehr übertroffen. Es ist unmöglich etwas Schöneres in dieser Art zu sehen. Eine römische Kolonie erbaute ihn, um über das Tal hinweg von einem Berg zum andern das Wasser bis nach Nismes zu leiten . . .

Auf dem Wege nach Nismes flacht sich die Gegend immer mehr ab. Statt des vielen Seidenbaus zwischen Valence und Avignon bauen die Leute hier desto mehr Oliven und Wein. Das ganze Land ist mit Olivenbäumen besetzt, die ihm kein schönes Ansehen geben, weil die Blätter ganz aschgrau sind; sie sind dafür auch immergrün. Die hellgrünen Mandelbäume stechen dagegen ganz angenehm ab.

Ein lustiger Pariser, den ich am Pont de Gard traf, verkürzte mir den ziemlich langen Marsch, der mich zu ermüden anfang. Es war schon spät, als ich ankam; ich hatte Hunger und war daher sehr zufrieden, daß man sich gerade zu Tische setzte. Man hält hier im Süden ganz herrliche Tafel, es sind hier die besten Gasthöfe in Frankreich, besonders was das Essen anbetrifft; in die Küche muß man aber nicht gehen, geniert solches auch einen Hungrigen nicht viel. Und dazu der Wein. Bei Avignon hatte er schon einen ganz süßlichen Geschmack, zum gewöhnlichen Gebrauch ist er jedoch zu stark; man muß ihn mit vielem Wasser trinken. Doch ich denke, daß ich das Wasser nachholen kann, wenn ich wieder an der Stepnitz bin.

In Nîmes wurden die römischen Bauten besichtigt, und am 15. April erreichte er, teils zu Fuß, teils auf einem Esel, Montpellier, wo er die uralte Medizinische Schule aufsuchte: *Das anatomische Cabinet ist wegen Fontanas Wachspräparaten berühmt²⁰; ich fand jedoch nichts besonderes daran. Es war gerade Examen, wobei ich Gelegenheit hatte, die meisten Professoren beisammen zu sehen. In dem Saal hingen die Bilder der verstorbenen Professoren, in ihre großen Ornate gekleidet. Morgen werde ich das Clinicum besuchen. Der botanische Garten ist der älteste in Europa, darum freilich nicht der beste* — Leider erfahren wir nichts über diesen Kliniksbesuch. Weiter ging der Marsch über Marseille, nach Berlin der schönsten großen Stadt, die er je gesehen, und Toulon nach Nizza, immer am hohen Meeresufer hin, unter dem fortwährenden Gesang der Nachtigallen durch die duftenden Fluren dieses herrlichen Landes. Es war ein schöner Morgen und ich die Freude selbst. So ein Morgen wiegt Jahre des übrigen Lebens auf. Der Olivenbaum hat hier nicht vom Froste gelitten und prangt in schönerem Grün, als ich ihn je anders gesehen. Auch gibt es dort wieder Wiesen und Heerden von Rindern, in der Provence eine seltene Erscheinung. Man hält dort Kühe nur der wenigen Milch wegen; man kennt daher fast die Butter nicht. Anstatt dieser braucht man überall das Öl. Antibes, das ins Meer hinein liegt, ließ ich zur Rechten; zur Linken hatte ich durch die schönen, belebten Täler mit den romantisch gelegenen Dörfern bis in die hohen Schneegebirge von Piemont die entzückendsten Aussichten.

Ein Fluß, über den eine lange Brücke führt, trennt Italien von Frankreich. Mit dem Eintritt bemerkt man den Weinstock nicht mehr auf flachem Boden, sondern er windet sich in hohen Ranken an den Bäumen hinauf. Die Lage von Nizza ist herrlich, und sein Klima fast das schönste von ganz Italien. Von politischen Dingen hört man hier gar nichts. Man ist indessen sehr aufmerksam auf die Fremden. Ehe man mir im Gasthof ein Zimmer zeigte, forderte man einen Paß, den ich dann von unserem Consul, einem artigen Mann namens Avigdor mit einer großen preußischen Kokarde am Hut, unterschreiben lassen mußte. Das Militär hier sind Sardinier; sie unterscheiden sich durch ihre schwarzen Haare und gelbblassen Gesichter sehr von den hiesigen Bewohnern als vollkommene Italiener. Die Frauen tragen fast alle große, ganz runde Strohhüte, nach Art der chinesischen, und sind daher nicht so verbrannt von der Sonne. Nizza hat einen kleinen, aber sehr sicheren Hafen.

Ganzel beschloß, die Reise nach Genua zu Schiff fortzusetzen, doch mußte er der widrigen Winde wegen noch einige Tage verweilen, weshalb Nizza viele Seiten gewidmet sind. Die Fahrt auf der Felucke war recht unerfreulich. Am Tage gab es laute Streitereien zwischen den Passagieren, und nachts plagten ihn die Flöhe. Dazu wurde das Schiff von Sturmböen, gegen die die Ruderer nicht ankamen, mehrfach zurückgeworfen; es mußte den Schutz des Festlandes suchen, so daß die Reisegesellschaft in Savona an Land ging und mit dem Vetturino nach Genua fuhr. Mit der Abfahrt hörte der Regen auf, und die schöne Landschaft ließ uns nicht gereuen, diesen Entschluß gefaßt zu haben. — Drei Tage begeisterte er sich an Genua, sah auch den Albergo, das große Hospital, wo sich die Narren, die Kranken, leider auch die Verbrecher befinden, dann ging es mit einer guten Felucke in schneller, angenehmer Fahrt nach Livorno. Hier fand er auf dem holländischen Friedhof den Denkstein seines ehemaligen Universitätslehrers, des Herrn Prof. Rühs, Historikers der Berliner Universität, der 1820 auf einer Reise in Florenz gestorben war²¹. Auch der berühmte Maler Philipp Hackert²², ein Bruder der Frau von Maltitz,

ehedem zu Wittenberge, liegt dort begraben. Sie ruhen weit von ihrer Heimat, dafür aber auch in einem Elysium.

Von Livorno marschierte er an der Küste entlang zunächst nordwärts nach Pisa, der einst so mächtigen, volkreichen Stadt, die er arm und leer fand. Der schiefe Turm wurde bestiegen, die drei Bronzetüren des Domes erschienen ihm *von solcher Schönheit, daß man sie für die Türen des Tempels von Jerusalem hält . . . In Pisa ist auch eine Universität, die jedoch von ihrem alten Rufe sehr viel verloren hat. Der botanische Garten ist sehr klein, aber artig; das naturhistorische Cabinet verdient kaum den Namen. Auf eine Stunde Entfernung von der Stadt sind die berühmte Bäder von Pisa. In zwei Badehäusern, die sehr elegant eingerichtet sind, kann man in marmornen Zimmern einzeln oder in Gesellschaft baden.*

Der Weg von Pisa nach Florenz führt durch das weite Tal, von zwei Reihen des Appennin gebildet und vom Arno durchströmt. Es giebt auf der Welt nichts Lieblicheres als dieses Tal; Kunst und Natur, Himmel und Erde haben sich hier vereinigt, um ein wahres Elysium zu schaffen; auch führt es den Namen des Gartens Italiens und mit Recht. Das Erdreich ist fruchtbar an allen möglichen Produkten. Zwischen den Feldern hin sind überall Bäume gepflanzt, an denen der Weinstock lüstern emporrankt. Kanäle und Flüsse, über die man auf marmornen Brücken hinwegschreitet und die zu beiden Seiten mit Pappeln bepflanzt sind, bewässern überall den von der Sonne gebrannten Boden. Die Städte und Dörfer, mit denen das Land besät ist, haben ein Ansehen von Wohlhabenheit, das gewöhnlich nur in größeren Städten zu finden ist. . . . Hier an diesen entzückenden Ufern des Arno ist es, wo von den Mädchen in den Städten und Dörfern die schönen italienischen Strohhüte gefertigt werden, die überall für die besten gelten und dem Lande 5 Millionen Francs eintragen. Es ist allein ein Erwerbszweig der Frauen, nur selten sah ich auch kleine Knaben damit beschäftigt. Was sind das aber auch für Mädchen. Nie im Leben sah ich so schöne, reizende Gesichter; mit ihrem weißen Kleide, dem seidenen Mieder und dem runden Hütchen mit Blumen geschmückt, glichen sie eher den holden Schäferinnen Arcadiens, von denen uns der Dichter vorgeträumt, als Bäuerinnen. Auch ist ihre Grazie und Schönheit weit und breit gerühmt, und die ersten Künstler gingen hierher, um sich Modelle zu ihren Madonnen zu suchen. Sie kennen keine Mühe und Arbeit, ihr Antlitz athmet nichts als Ruhe und Gesundheit. Doch sind sie dem Hausvater verpflichtet, einige ländliche Arbeiten zu verrichten; da die schwere Arbeit jedoch ihre Hände abhärten und ihren Fingern die nötige Leichtigkeit zu ihrer feinen Arbeit rauben würde, so lassen sie die Arbeit für sich tun, indem sie eine arme Frau aus den Appenninen mit dem vierten Teil von dem, was sie verdienen, bezahlen. Einige, die ich fragte, sagten mir, daß sie bis 5 Paoli, d. i. fast 20 Gr. cour. täglich gewinnen; dies macht auf die Länge ihre Mitgift. Das Stroh, dessen sie sich bedienen, ist eine Art Spelz, den man auf dürrem Boden sät und kurze Zeit vor der Reife abschneidet. Für einige Sous kauft ein Mädchen soviel Stroh, wie sie für das ganze Jahr gebraucht. — Auch die Männer sind von schöner Gestalt und angenehmen Gesichtszügen, artig und dienstfertig, ohne die feile Kriecherei der Bewohner des Meeresufers und der großen Städte.

Am 12. Mai 1821 wurde Florenz erreicht, dessen Kunstschatzen er einen der glücklichsten Tage seines Lebens verdankte. Aber auch das Fachliche wurde nicht vergessen: Von gleicher Wichtigkeit für die Kunst und die Wissenschaft ist das großherzogliche Museum. Es ist dort das berühmte Cabinet von Wachspräparaten aus allen Teilen der Anatomie der Menschen und Tiere, der Physiologie und selbst von

diesen Teilen der Pflanzenwelt²⁰. Nur Wien besitzt allein davon eine unvollkommene Copie. Mascagni, und ich glaube, auch Spallanzani, zwei der berühmtesten italienischen Ärzte, sind die Urheber davon²¹. Es ist zum Bewundern, wie man in allen Teilen die Natur nachgeahmt hat. Eine große Anzahl der sich selten in den Gewächshäusern findenden Tropenpflanzen sind aufs vollkommenste dargestellt. Unter den physiologischen Sachen: Die verschiedenen Stufen und Fortschritte der Brut des Hühnchens im Ey, die Verwandlung des Seidenwurms und ihre anatomische Richtigkeit setzen in Erstaunen; es ist nicht möglich, alles herzuzählen. Das zoologische und das mineralogische Cabinet lassen manches zu wünschen übrig; doch ist letzteres noch vollständiger. Diesen beiden Anstalten ist alle meine Zeit, die ich hier noch verleben soll, gewidmet. . . . Das große Hospital hat geräumige, hohe Säle und scheint überhaupt gut eingerichtet. Der Hörsaal ist geschmackvoll eingerichtet und hat ein gutes anatomisches Cabinet von Wachspräparaten für den Unterricht in der Entbindungskunde.

Hier in Florenz erleben wir zum ersten Male, daß ein Monarch Gnade findet vor den Augen unseres demagogischen Umstürzlers, als den er sich selbst einmal ironisierte:

Gestern Abend hörte ich in einem zweiten Theater zwei gute Sänger; das Ballet war das schönste, was ich in Italien sah. Das erste Paar, zwei wunderschöne Menschen, hätte der Pariser Oper Ehre gemacht. Dort sah ich auch den Großherzog von Toscana, der seiner trefflichen Eigenschaften wegen von seinem Volke sehr geliebt wird; man empfing ihn mit großen Beifallsbezeugungen. Schon in Genua hörte ich ihn von einem seiner alten, treuen Diener von Herzen loben, ich fand es hier bestätigt. Seine Regierung ist so liberal, daß ich keinen einzigen unzufriedenen Menschen fand. Möchte doch sein Geist auch die übrigen Fürsten beseelen.

Heute, Donnerstag, früh am 17. reise ich um 10 Uhr in Begleitung eines österreichischen Viceconsuls, den ich von Genua her kenne, mit einem Vetturino nach Rom ab. Des österreichischen Militärs wegen sind die Straßen jetzt sehr sicher; überhaupt hört man hier so wenig von Räuberanfällen, daß es gar nicht der Beachtung verdient.

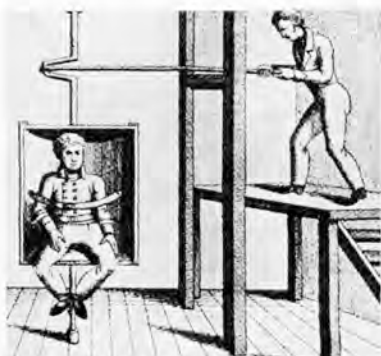
Rom, am 22. Mai 1821.

Rom, das alte classische Rom, die merkwürdigste Stadt der Welt, ist jetzt mein Aufenthalt. Der erste Anblick der Stadt und mein Eintritt in dieselbe erregten Gefühle in mir, die unbeschreiblich, aber auch ebenso unbeschreiblich wohlthuend sind. Ich konnte mich gestern noch gar nicht überzeugen, daß ich auch wirklich hier sei, doch die Bilder der Petrikirche, deren Prachtkuppel mir von weitem entgegenleuchtete, an der piazza del popolo, die Säule des Antonins vernichteten augenblicklich allen Zweifel. Diese süße Gewißheit, einen meiner ersten Wünsche erreicht zu haben, die Hoffnung, das Schönste, was vom classischen Altertum uns geblieben, zu sehen, Kopf und Herz daran laben und beständig in ihrer Nähe sein zu können, macht mich sehr glücklich, und es vergeht keine Minute, ohne daß ich dem lieben Freund, der mir diesen Genuß verschaffte, meinen innigsten Dank zolle.

Jetzt will ich Dir meine Reise von Florenz bis hierher erzählen.— Das liebe Florenz, wo ich 5 glückliche Tage verlebte, konnte ich nur gleichgültig verlassen mit der Hoffnung, es noch einmal wiederzusehen. Der Weg ging durch herrliche, bebaute Täler und waldbewachsene Berge. So eine Reise mit einem Vetturino ist in



Wachsmodell eines Muskelpräparates
am Kopf (nach L. Belloni)



Berliner Drehstuhl, 1824

guter Gesellschaft recht angenehm. Die Maulesel gehen immer ihren ebenen Schritt fort, so daß man von der Gegend nichts verliert. Wo es etwas zu sehen giebt, hält der Vetturino unaufgefordert an, weil er das von den Reisenden so gewohnt ist. Die Gesellschaft war mit dem Vetturino 7 Personen stark. . . .

Unser erstes Nachtquartier war in Poggibonsi. Bis Siena hin ist zu beiden Seiten des Wegs die Aussicht immer schön, Berg und Tal wechseln miteinander ab, und das Auge ergötzt sich an der steten Veränderung. In Siena, einer berühmten toscanischen Stadt, traten wir durch das Tor ein, das zur Inschrift hat: „Cor magis Sena pandit“ (Siena macht das Herz weit). Diese Inschrift soll wirklich Wort halten; man lobt die Sieneser, die übrigens das beste Italienisch sprechen, die das Sprichwort „lingua toscana in bocca romana“ miteinander verbinden, als liebenswürdige und besonders die Fremden gut empfangende Leute. Ich konnte darüber nur eine oberflächliche Bemerkung machen und fand im ganzen sehr hübsche Leute. Die Stadt hat sehr viel von ihrem alten Glanz verloren, so wie ihre Universität, wo einst der berühmte Arzt Mascagni lehrte; sie zählte einst 100 000 und jetzt nur noch 20 000 Einwohner.

Fast drei Wochen wurden Rom und seinen Kunstschatzen gewidmet. Dann wanderte er südwärts durch die pontinischen Sümpfe und hatte seine liebe Not mit den Insekten der Dorfgasthöfe: Nachdem ich mich wiederum eine Stunde gequält hatte, legte ich mich auf drei Stühlen hin und schlief richtig ein. Bald kam die Wirtin, um die Lampe zu holen; ich klagte ihr meine Not. Sie bedauerte mich und meinte, es seien in Italien viele Flöhe, was ich freilich schon wußte, und sagte mir, ich solle mich nur ganz unangekleidet ohne Hemde ins Bett legen. Dies hatte ich auch in der vorigen Nacht von meinen Schlafkameraden gesehen, es aber für eine gewöhnliche italienische Schw. . . . gehalten. Weil das Bett rein überzogen war, so befolgte ich ihren Rat und fand mich wohl dabei.

Am 11. Juni meldet sich Ganzel aus Neapel, damals außer London und Paris der volkreichsten Stadt im christlichen Europa. Er bestieg den Vesuv und besichtigte die Hundsgrotte, die er mit der Schwefelhöhle in Pyrmont vergleicht, nur hat der kleine Fürst von Waldeck sie weit besser einrichten lassen und keinen groben unverschämten Esel dahingestellt. In Herculaneum wurden die ersten Ausgrabungen

besichtigt. „Nur erst ein Theater und ein wenig von der Umgebung kann man beim Fackelschein betrachten.“

Das Fachliche kam etwas kurz, denn die medizinischen Schulen sind aufgelöst, alle Studenten nach hause geschickt, und erst im Winter werden die Kurse wieder ihren Anfang nehmen. Die Hospitäler dei Incurabili, della Trinita, della Marino sind gut eingerichtet. — Seine psychiatrischen Interessen führten ihn wieder in eine Irrenanstalt: Um den Eintritt in das Narrenhospital in Aversa zu erhalten, mußte ich mir eine Erlaubnis vom Minister des Innern verschaffen; ich fand an ihm einen äußerst artigen, gefälligen Mann. Er gab mir eine Empfehlung an den Director dieser Anstalt. . . . Dieser hat mich nun gestern sehr gefällig durch die ganze Anstalt geführt und mir die Grundsätze ihres Heilverfahrens auseinandergesetzt. Man beabsichtigt nämlich, die Irren auf dem Wege der moralischen Behandlung, je nachdem sie für jeden passend ist, zur geistigen Gesundheit zurückzuführen, wie das auch auf dem Sonnenstein bei Dresden geschieht²⁴. Dazu hat man dem Äußeren dieses Aufenthalts ein sehr freundliches Ansehen gegeben, z. B. die eisernen Fenstergitter sehen von außen wie Blumenkörbe aus, die Höfe, der gewöhnliche Aufenthalt der Kranken, sind schöne Gärten pp. Man beschäftigt sie auf mancherlei nützliche Weise mit Garten- und Feldarbeit, es giebt auch eine Buchdruckerei, ein Theater, einen Concertsaal, — einige mußten in meiner Gegenwart ein kleines Concert auführen, — ein Billard pp. Indessen benutzt man auch körperliche Heilmittel, als Bäder, Zwangsbetten, den Drehstuhl, den man nach dem Berliner Modell genommen, aber etwas abgeändert hat, ein finstres Zimmer, wo man Donner und Regen macht pp²⁵.

Der Heimweg führte ihn zunächst wieder an den Tiber:

Mittwoch, den 27. Juny in Rom.

Glücklich und gesund bin ich am Montag zu Mittag wiederum hier zu Fuß angekommen. Der Zeit nach hätte ich dies schon vorgestern schreiben können, aber ich habe sie mir nicht dazu nehmen wollen. Rom mit seinen Schätzen, meine lieben Freunde und ihr poetisches Leben haben jetzt wiederum einen so hohen Reiz für mich, daß ich ihnen notwendig die ersten Stunden meiner Rückkehr schenken mußte. Dabei ist jetzt die Begierde nach dem nötigen gründlichen Wissen über die Kunst und ihre Werke so lebhaft, ja so ungestüm geworden, daß ich ihm meine meiste, leider kurze Zeit, die ich noch hier in Rom habe, widmen muß. Winckelmanns Briefe beschäftigen mich viele Stunden des Tages. Freilich auch wieder eine ärgerliche Lectüre, denn auf jedem Blatt steht geschrieben, daß ich noch ein großer Schafskopf bin, doch ist sie darum nicht weniger interessant, und ich habe die Genugthuung, zu merken, daß es vielleicht bald anfangen wird, auch bei mir etwas heller zu werden. Wenn ich nur mehr reelle Vorkenntnisse hätte und mehr Zeit, sie zu benutzen, d. h. wenn ich nicht immer die praktische Medizin als mein größtes Ziel vor Augen haben müßte, — aber mein Gott, wie kann man auch, ohne das Genie der andern zu haben, so viel als andere wissen wollen.

am 30. Juny 1821

Die Tage, welche meiner Abreise als Ziel gesteckt waren, sind leider vorüber. Ich wünschte, sie seien noch lange zu erwarten: so ist hinfort mein längeres Verweilen hier in mehrerer Hinsicht nicht mehr zu entschuldigen. Ich muß an meine Abreise denken, aber jeder Gedanke daran ist mir ein Stich durchs Herz. Rom, das ich kaum gesehen, soll ich schon wiederum verlassen; von kennen ist gar nicht die Rede, und ich glaube, der älteste Antiquar in Rom kennt Rom nicht, weil die be-

kannte eine unendliche, verborgene Welt nur abnden läßt. Mit jedem Tag entdeckt der forschende Geist neue Schönheiten, und jede derselben ist ein neuer Reiz zur Entdeckung noch verborgener. Dies Leben ist unendlich anziehend, der schönen Anregungen von allen Seiten sind so viele, daß sie einen betäuben können. Nur fühle ich wohl, daß man selbst Künstler sein muß, d. h. Künstler im weitesten Sinn, um es wohl zu genießen; man wird es aber auch hier, wenigstens dem Willen nach, und wer es hier nicht wird, der wird's nie. Aber was helfen alle Worte da, wo man selbst fühlen muß. Wem die Natur den einen Sinn versagte, der empfindet es nie; wer den Gehalt seines Lebens aus der Tiefe der eigenen Brust schöpft, der hat es schon lange gewußt.

Gestern und vorgestern waren außer der heiligen Woche die vorzüglichsten Festtage in Rom. Der kirchlichen Ceremonien, des Papstes mit seiner Clerisey, des Lebens und Webens der Menschen, Sachen, die sich immer wiederholen, nicht zu gedenken, will ich nur von den Abenden sprechen.

Mit Ave Maria, d. h. wenn der Tag zu Ende geht, das ist hier schon um 8 Uhr, wird die Petrikirche mit allem, was dazu gehört, vom Boden bis zur Spitze mit Tausenden von Lichtern erleuchtet. Dieser Anblick ist unendlich schön und kann auch nirgends in der Welt weiter gesehen werden, und wenn man Millionen Lichter ansteckte. Doch ganz über alle Vorstellung ist es, wenn mit dem Schlage 9 in der Zeit von 2 Minuten sich dieser Koloß fast in eine einzige brennende Masse verwandelt. Die vorige Beleuchtung ist dann ganz verschwunden, und das Auge erblickt nur einen Feuertempel. So etwas konnte auch nur ein Riesengedanke des Riesen Michel Angelo ausführen. Eine Stunde darauf beginnt das Feuerwerk von der Engelsburg. Am ersten Tage hatte ein starker Regenguß die Hoffnung auf dieses Fest vernichtet. Gestern Abend sah ich die Beleuchtung der Petrikirche in der Ferne, wieder mit unbeschreiblichem Vergnügen, und sodann in der Nähe ein Feuerwerk. Die Girandola ist in der ganzen Welt berühmt, und man sieht nirgends so etwas. 40 000 Raketen mit einem Male in die Luft steigen zu sehen ist doch ein ungeheurer Anblick. Man macht damit den Anfang und den Schluß. Zwischen diesen werden ununterbrochen eine ganze Stunde lang die übrigen Sachen abgebrannt. Zuletzt wird man von allem so betäubt, daß man fast nicht mehr auf der Erde zu sein glaubt. Kurz, es ist unbeschreiblich, und alles, was ich bis jetzt dagegen gesehen, war Quark. Doch genug davon. Übrigens laufe ich noch immer umher und betrachte das Alte wieder und spähe nach Neuem, und das wird so fortgehen, bis ich mit zerrissenem Herzen aus Rom wandere. Gut, daß Italien noch nicht gleich aufhört; ich bin sehr begierig, wie mir die Mark gefallen würde, wenn ich von Florenz mit einem Male in sie versetzt würde. —

Rom, am 4. July 1821

Das zu meiner Abreise festgesetzte Ziel ist wiederum übergegangen, und ich bin noch hier. Ich kann nicht fort von Rom. Ich jage nach jeder Stunde, die ich noch erhaschen kann, als wenn die Glückseligkeit meines Lebens davon abhinge. Täglich reisen die Fremden von hier ab, theils ins Vaterland, theils um in andern Gegenden der schlechten Luft, die mit diesem Monat hier anfängt und bis zur Mitte des September dauert, aus dem Wege zu gehen.

Ich habe hier unter den Künstlern einige Bekanntschaften gemacht, die mir täglich werter werden, besonders die des Malers Senft aus Halle und des Malers Bäse aus Braunschweig; beide reisen jedoch in diesen Tagen ab. Unter vielen anderen geschätzten Künstlern habe ich auch den großen Thorwaldsen und unseren Lands-

mann Shadow²⁶ kennen gelernt. Es hat einen nie gefühlten Reiz für mich, Künstler zu Freunden zu haben. Es sind dies die Menschen, welche vermöge ihres Standpunkts unter allen am freiesten für sich dastehen, von aller Convenienz am entferntesten. Sie können sich ganz ihren Neigungen hingeben und tun es auch. Unter ihnen lebt man in Rom so frei als nirgends, es scheint dies ein Widerspruch zu sein, es ist aber doch so. — Wenn einmal ein vernünftiger Papst auf die Idee kommen sollte, dieser schreienden Anarchie, die in vieler Hinsicht dem bürgerlichen Leben so nachtheilig ist, ein Ende zu machen, so wird die Kunst auswandern müssen. — Wohin aber? Freiheit ist ja allein der Boden, auf dem die Kunst gedeihen kann.

Es fällt mir ein, daß ich Dir eigentlich noch nichts von den bei uns so verschrieenen Räubergeschichten erzählt habe. Was man dort davon hört, ist gewöhnlich übertrieben; man sollte darnach meinen, man könne hier keine Stunde leben, ohne in immerwährender Todesgefahr zu sein. Die Möglichkeit ist allerdings da, und es sind empörende Sachen genug geschehen, doch kann gehörige Vorsicht die Gefahr sehr mindern. Am meisten gefährlich sind die römischen und neapolitanischen Grenzen. Während meines Hierseins hat man dort sogar 7 Mönche aus einem Kloster geholt, und seine Heiligkeit der Papst hat richtig 7000 Scudi schicken müssen, um den geistlichen Bächen ihre Köpfe zu retten.

Am 7. Juli verließ Ganzel schweren Herzens die ewige Stadt und wanderte über Orvieto, Terni und Perugia nach Florenz, wo er eine sehr angenehme Nachlese seiner gesellschaftlichen und künstlerischen Freuden hielt, die er in Rom in so reichem Maße genossen. Weiter ging es nach Bologna, zunächst aber auf den Apennin:

Auf dieser Höhe ist das Klima bedeutend rauher, und am Abend war es sehr kühl, ja kalt; bis in den Mai liegt immer Schnee auf den Bergen. Auch ist das Korn noch grün und scheint an einigen Stellen erst Ähren bekommen zu haben. Doch ist das Völkchen so lustig wie alle Italiener, und die Mädchen tanzten abends beim Brotbacken ihre Tarantella, und zwar bei einer Violine so gut wie die in Neapel.

Am Morgen hatte ich bald die höchste Spitze überschritten und nun ging's fast immer bergab. Bald verläßt man Toscana und kommt wieder ins Römische. Dies Land hat auf dem ganzen Wege ein besseres Ansehen als jenseits Toscana, wahrscheinlich, weil Rom schon um so viel weiter ist. Auch ist weit mehr Industrie unter den Menschen. Man sieht nicht so viele Müßiggänger als in Rom und Neapel. Weil ich heute noch bei guter Zeit in Bologna sein wollte, so mußte ich diesmal den Mittag, wo ich sonst zu ruhen pflegte, mir zu Hilfe nehmen. Die Hitze ist aber ungeheuer, und ich lasse hier manchen Schweißtropfen. Dabei bin ich im Gesicht verbrannt wie ein Mohr, und mit Staub und Schweiß vermischt sehe ich oft nicht viel besser aus als ein Pariser Kohlenträger. Doch finde ich, daß mir das Braun besser steht als mein Berlinisches Erdgrau. Das mögen auch wohl die Italienerinnen wissen, oder ob es sonst noch etwas ist; denn ich finde die Frauen mir überall sehr gewogen; ein nicht geringer Vorteil, denn man sagt, Frauengunst sei besser als Gold. Wenn ich mir doch von deutschen Frauen ein Gleiches zu erfreuen hätte.

Off wissen die Leute nicht, was sie aus mir machen sollen, ich sehe ihnen mit meinem Kernerhemde und dem großen römischen Rohr, das so lang ist, wie unser seliger Großvater eins hatte, und dem Seehundtornister gewiß sehr possierlich aus. Im Römischen hielt man mich oft für einen Pilger nach dem heiligen Hause in Loretto, in Toscana für einen österreichischen Soldaten und hier für einen Fuhrmann,

oft bin ich alles drei zusammen. Im allgemeinen aber habe ich gefunden, daß es am besten ist, wie in Deutschland für einen Studenten, hier für einen Künstler zu gelten. Von diesen können es hier die Leute allenfalls noch begreifen, wie man zu Fuß gehen kann, da es hier keinem einfällt, zu Fuß zu reisen. Doch die Gegenden zu zeichnen ist ein guter Vorwand. Einen zu Fuß reisenden Doctor würde man für einen steinreichen Narren halten und ihn tüchtig bezahlen lassen.

Die Universität von Bologna ist die älteste von allen und so gleichsam als die Wiege der Gelehrsamkeit zu betrachten. Sie hat auch immer ununterbrochen ihren Ruhm bis auf die heutige Zeit erhalten. Es lehrten große Männer hier, und Galvani entdeckte hier den Galvanismus. Noch jetzt besitzt die medizinische Facultät in Herrn Tommasini den ersten unter den tätigen Ärzten Italiens, denn Scarpa und Spallanzani sind sehr alt. Das vereinigte Museum der Universität ist sehenswert, doch ist wohl nur das physikalische als etwas Vollkommenes anzusehen. Von den weiteren medizinischen Anstalten konnte ich nichts sehen, weil jetzt Ferien sind. Auch Herr Tommasini, den ich schon in Paris kennen lernte, ist nach Lucca in die Bäder gegangen²⁷ ...

In Parma, der Residenz der Marie-Luise von Österreich, erinnerte alles daran, daß Napoleon am 5. Mai des Jahres gestorben war: Er ist nun auch dahingegangen, der große Chemiker, und hat seinen Äther ausgehaucht, mit dem er im großen europäischen Laboratorium Scheidungen und Zusammensetzungen machte, wie sie noch keiner vor ihm gemacht und wohl schwerlich wieder machen wird. ... Mein Zug durch Frankreich und Italien hat mich zum Teil ganz anders über diesen Mann denken gelehrt, als ich es bisher tat. Das Gute was er dort getan, ist nicht zu berechnen; er hat sich darin ein Denkmal gestiftet, das all diese lightscheuen Maulwürfe nicht werden umwühlen können. Für das Böse, das er der Welt getan, hat ihn die Welt gestraft, für das Gute wird ihm die Nachwelt lohnen. ... Am Hofe zu Parma war alles in tiefe Trauer gekleidet, und die Marie Luise, hieß es, sei krank.

Auf dem Wege nach Mailand bemerkt Ganzel, daß man hier zu Lande viel Reis, der fast das ganze Jahr unter Wasser stehen muß, und viel türkisch Korn, Mais, baut, ... Letzteres giebt ein sehr festes Brot, das weder gut schmeckt noch gesund ist. Es wird auch nur von Landleuten gegessen. Die Leute bekommen gegen ihr Alter eine schlimme Krankheit der Haut und der Augen von dem Genuß solches Brotes. ... Am 2. August sah er dann in einem großen, gut eingerichteten Hospital mehrere Pellagra-Kranke, eine Krankheit, welche nur diesem Lande eigen ist. Man sagt, der Genuß des Brotes von türkischem Korn sei die Ursache davon.

Die Post brachte Ganzel zum Lago maggiore, dann ging es zu Fuß über den Simplon ins Wallis, wo er uns im Leuker Bad durchaus mittelalterliche Badefreuden schildert: Die Mineralwässer von Leuk gehören zu den berühmtesten der Schweiz. Man rühmt sie besonders gegen Haut- und rheumatische Krankheiten, als Bäder gebraucht; innerlich getrunken gegen Magen- und Unterleibsleiden. Die Zahl der Quellen ist ungefähr 12, davon die größte bis 41 Grad Wärme hat. Diese liefert das Badewasser, das in große viereckige Gebäude geleitet wird, die wieder durch zwei Kreuzgänge in 4 Abteilungen geteilt werden. In diesen großen Badewannen badet alles ohne Unterschied des Geschlechts und Alters durcheinander. Man kann auch allein baden, aber wegen der langen Dauer des Bades — bis 8 Stunden täglich, nachdem man mit 1½ Stunden angefangen hat — würde das sehr langweilig werden. Vor jedem Badenden schwimmt ein Tischchen mit dem Frühstücksgeschirr, Bü-

chern, Zeitungen pp, womit sich ein jeder beschäftigen will. Man schäkert und ist lustig und guten Muts. Für den Ungewohnten ist's doch ein besonderer Anblick, meine große Badelust ist mir dabei so ziemlich vergangen; nicht, weil es der Menge wegen unreinlich sei, denn das Wasser fließt beständig zu und ab, aber mit kranken Leuten zusammen zu baden, will mir nicht ratsam scheinen. Solcher Badehäuser giebt es drei; das dritte ist für die Armen unentgeltlich. Die Unfreundlichkeit des Klimas ruft hier nur solche Leute her, die wirklich des Bades bedürfen. Die Heiligkeit der gütigen Natur, die ihren Schoß aufzutut zum Heile der leidenden Menschheit, wird hier nicht durch solche Menschen verunreinigt, die an anderen Orten nichts als Laster und Verderben bringen. Morgen gehe ich zur Gemmi hinauf.

Mit Mühe und Beschwerde wurde die furchtbare Gemmi überstiegen, aber wie durch Nacht und Graus zu Freud' und Wonne, so folgte auch hier auf die grause, erstarrte Natur dies liebliche Tal, wovon Frutigen der Hauptort ist. Der einsetzende Dauerregen trieb Ganzel auf dem kürzesten Wege über Meiringen — im Haslital wußte die Bevölkerung noch nicht, daß Napoleon gestorben war — nach Luzern, wo er am 10. August die Einweihung von Thorwaldsens Löwen-Denkmal zu Ehren der 1792 in den Tuilerien gefallenen Schweizer erlebte, und Zürich. Dort ließ die Universität manches zu wünschen übrig, doch fand er die klinischen Einrichtungen gut. Besonders interessierte ihn die Blindenanstalt: Der gefällige Vorsteher unterrichtete mich ganz genau von seiner Methode des Unterrichts und war sehr erfreut, meine Vergleichung mit der Berliner und der Pariser Anstalt, die er nur aus Büchern kennt, zu hören.

Der letzte Brief ist am 29. August aus dem Elsaß datiert, wo Ganzel erst in der Nähe von Kolmar, dann in Straßburg bei Freunden wohnte. Über den Schluß der Reise liegen nur skizzenhafte Eintragungen vor. Am 14. Sept. Abreise von Straßburg in Begleitung von den Carlsruhern . . . bis Kehl. Dort eingekneipt. Bald fing's an zu regnen — bis Offenburg. Da wieder umgekehrt nach Oberkirch und dort übernachtet. Hübsche Lage des Orts. Regen am 15. bis 9 Uhr morg., dann über den Kniebis — Aussicht bis ins Elsaß — Freudenstadt — in Schopfloch übernachtet. Die Versuchung ging mir durch meine Dummheit vorüber. Die Mädchen schliefen ohne Hemden. Anderntags bis Tübingen am 16. Mit Schmidt das Clinicum besucht. Autenrieth²⁸. Das Examinieren im Collegium bei ihm. Unter einem großen Schwarm von Burschen ausgezogen in Begleitung von 6 Tübingern nach Stuttgart. — Eine Woche später in Würzburg: „Das Juliuspsital. Gesunde und Kranke 4 000. Die Entbindungsanstalt davon getrennt. Barth führte mich zu d'Outrepont²⁹; sehr artige Aufnahme. Hier traf sich Ganzel mit dem sehr aktiven Burschenschafter und später — nach langer Haft — in Würzburg tätigen Arzt Gottfried Eisenmann³⁰. Am 2. Oktober berichtet er kurz über den Burschentag in Streitberg, dann ging es über das Fichtelgebirge, Eger und Marienbad nach Karlsbad. Hier erblickte er die Folgen des furchtbaren Unwetters, das Goethe vier Wochen zuvor, am 9. September, auf seiner Reise von Marienbad nach Karlsbad beobachtet hatte und das ihn bewog, dem Besuch Karlsbads zu entsagen und über Eger nach Weimar zurückzukehren, da er, wie er seinem Sohne schrieb, mit den Augen solche Greuel nicht sehen mochte. Ganzel vermerkte: In diesem Tal hat der Tepl viel Schaden durch Überschwemmung angerichtet. Das Wasser stieg 16 Schuh über die gewöhnliche Höhe, in Karlsbad riß es 13 Brücken ab. Den Dr. Mitterbacher besucht. Im „Ölzweig“ eingekehrt. Gute Leute. Fr. Mitterbacher gesehen. — Aus den Briefen Goethes an Frau Christiane wissen wir, daß er den Arzt Dr. Mitterbacher während seiner Karlsbader



Perleberg vor 1632, vom Hagen gesehen (nach einem Kupferstich von Caspar Merian)

Kuren zu konsultieren pflegte. Dessen Tochter Wilhelmine heiratete 1824 Ganzels Berliner und Pariser Bekannten Gustav Parthey³¹.

Hier in Karlsbad endet mit dieser Eintragung das Tagebuch im Oktober 1821. Im nächsten Monat finden sich Ganzels Spuren in Berlin. Unter zahlreichen Gästen einer Liebhaberaufführung in Gustav Partheys Elternhaus, der Nicolaischen Buchhandlung in der Brüderstraße, vermerkt dessen Schwester Lili am 4. November in ihrem Tagebuch: *Gustavs Pariser Freund Dr. Gansel, ein netter Mensch*³². Dann aber läßt sich bis zum Jahre 1825 nichts Authentisches über das Ergehen des jungen Arztes ermitteln, doch ist anzunehmen, daß er sich bald nach seiner Heimkehr in Perleberg niedergelassen und zunächst im Hause seiner, im Vorjahr verstorbenen, Großmutter Neumann praktiziert hat. Das Datum ist nicht feststellbar, da nach Mitteilung des Perleberger Stadtarchivs im Melderegister zwar sein Geburtsjahr vermerkt ist, die Spalten für Herkunft und Anmeldung aber bei ihm im Gegensatz zu den sorgfältigen Eintragungen bei anderen Personen nicht ausgefüllt sind.

In den Erinnerungen des Dr. med. Paeprer (1861–1938) können wir jedoch lesen, daß Gansel, *eine urwüchsig-knorrige Persönlichkeit von ungewöhnlicher Lebenskraft und Leistungsfähigkeit*, sich 1822 in Perleberg niedergelassen hat³⁶.

Perleberg, damals die im Nordwestzipfel der Mark Brandenburg gelegene Haupt- und Kreisstadt der Prignitz, war ausgangs des 12. Jahrhunderts im Zuge der deutschen Landnahme von dem altmärkischen Geschlecht der Edlen Gänse gegründet worden, hatte 1239 das Salzwedeler Stadtrecht erhalten und war 1275 in den Besitz der Askanier gekommen. Das im späten Mittelalter blühende Mitglied der Hanse hatte sich von der Plünderung und der Zerstörung durch die Schweden und die Kaiserlichen im Jahre 1638 und dem damit verbundenen Bevölkerungsverlust nur sehr langsam wieder erholt. Während die Stadt vor dem Dreißigjährigen Kriege fast 3500 Einwohner zählte, waren es 1808 nur 2878 und zwanzig Jahre später 3450. Nur ganz allmählich entwickelte sich Perleberg in seiner Eigenschaft als Kreisstadt wieder zu einem Mittelpunkt für die Landbevölkerung und für die in der Prignitz und im nahen Mecklenburg begüterten Familien des Landadels. Aus diesen letztgenannten Kreisen stammte auch eine jugendliche Patientin Ganzels, deren ungewöhnlich ausführliche Krankengeschichte uns in einer Abschrift erhalten ist. Der Bericht erweckt dadurch unser besonderes Interesse, daß Gansel es unternimmt, die Patientin von ihren krampfartigen Anfällen durch eine magnetische Kur zu befreien.

Die Lehre vom tierischen Magnetismus oder, nach ihrem Urheber Franz Anton Mesmer, vom Mesmerismus hatte im Ausgang des 18. Jahrhunderts ein ungewöhnliches und allgemeines Aufsehen erregt und die Gemüter nicht nur der gelehrten Welt aufs höchste bewegt. Dieser auch theologisch und naturwissenschaftlich gebildete Arzt, von dem wir noch heute nicht wissen, ob er als Schwarmgeist oder als Scharlatan einzuordnen ist, hatte 1771 in Wien mit Versuchen begonnen, ein von ihm im menschlichen Organismus angenommenes Fluidum, eben den tierischen Magnetismus, durch einen Magneten zu beeinflussen, um auf diese Weise Heilwirkungen zu erzielen. Weitergehend glaubte er, dieses Fluidum unter Fortlassung des Hilfsmittels auch von einer, zunächst vornehmlich seiner, Person auf eine andere übertragen zu können. Er versenkte die Versuchsobjekte in einen „magnetischen“ Schlaf und trat mit ihnen in „Rapport“, d. h. sein Fluidum nahm mit dem des Mediums Verbindung auf, wobei eine Willensübertragung vollzogen wurde. Hierdurch sollte dann die Heilung ausgelöst werden, was bei hysterisch bedingten Leiden auch durchaus gelang. Diese Kuren zelebrierte Mesmer bald in größeren Kreisen, wobei er seine materiellen Interessen recht geschickt wahrzunehmen wußte. Heute wissen wir, daß es sich dabei um nichts anderes als eine Hypnose handelte, einen durch Suggestion erzielten Tiefschlaf, wie er auch jetzt noch als psychotherapeutische Maßnahme Anwendung findet.

Einem glanzvollen Beginnen in Wien war nach einigen Jahren ein jäher Absturz gefolgt. Bald aber trug ihn um 1778 eine zweite Welle in Paris auf den Gipfel seines Ruhmes. Es wurde zur Modesache, seinen magnetischen Sitzungen beizuwohnen, und seine Anhänger brachten außerordentliche Summen für ihn auf. Als sich eine von der Regierung eingesetzte Kommission hervorragender Wissenschaftler, darunter Benjamin Franklin und Lavoisier, gegen ihn aussprach, ebte die Begeisterung ab, aber erst die Wirren der Revolution setzten ihr ein Ende. Mesmer zog sich in die Schweiz, später in seine Bodenseeheimat zurück, wo er 1815 einundachtzigjährig starb.

Während seine Lehre im übrigen Europa ihren Höhepunkt längst überschritten hatte, erlebte sie in Berlin gerade während Ganzels Studienzeit ein erneutes Aufblühen, bot doch hier die romantische Phase, in der sich die deutsche Medizin im beginnenden Biedermeier befand, diesen verschwommenen, zwielichtigen Ideen einen günstigen Boden, zumal sich in Karl Christian Wolfart ein besonders aktiver Förderer der Heilslehren seines Meisters fand. Wolfart wurde, wohl nicht zuletzt durch den Einfluß einer Patientin, der Frau des preußischen Staatskanzlers Hardenberg³³, gegen den Widerstand der Fakultät 1817 zum ordentlichen Professor an der Berliner Universität ernannt, und hier gehörte auch Ganzel zu seinen Hörern. Er berichtet darüber: *Schon während meiner Universitätsstudien war ich durch Wolfarts Vorlesungen darauf hingeführt worden, daß es möglich sei, Krankheiten durch magnetische Kuren (Lebensmagnetismus) zu heilen. Ich hatte aber keine Gelegenheit, darin Erfahrungen zu machen. In Wolfarts Klinik fand ich zwar eine Menge Menschen, die durch Bestreichung mit einem Magnet heilend auf die kranken Teile des Körpers wirken wollten, doch ich sowohl wie meine Lehrer, namentlich der berühmte Rudolphi³⁴, konnten von der Realität der Sache keine Überzeugung gewinnen. Zu meiner Verwunderung beschäftigte man sich später in Paris, wo ich mich wegen des Studiums der Chirurgie bei Dupuytren aufhielt und nebenbei mit Vivisektion interessante Erfahrungen machte, von neuem lebhaft mit animalischem Magnetismus.*



*Julie von Quitzow
(nach einer Kohlezeichnung
von W. Gab)*

Kehren wir nach Perleberg zu unserer Patientin zurück, der einzigen Tochter des königlich preussischen Majors sowie Erb- und Gerichtsherrn auf Severin in Mecklenburg, Hans Wilhelm von Quitzow³⁵, dessen Linie auf den jüngeren Bruder Henning des Raubritterpaares Dietrich und Johann zurückgeht. Wie wir aus Erzählungen wissen, war die Patientin bereits anderwärts längere Zeit erfolglos in Behandlung gewesen, als sie eines Tages ihre Angehörigen bat, einen Wagen zu schicken, der an einer genau bezeichneten Stelle des Weges den Arzt erwarten sollte, der allein ihr helfen könne. Dies geschah, und Dr. Ganzel wurde gefunden³⁶, der übrigens ganz allgemein als ein besonders nüchterner, jeder Phantasterei abholder Charakter geschildert wird.

Doch nun zur Krankengeschichte. Einleitend wird uns die Patientin vorgestellt: *Fräulein Julie von Quitzow, 23 Jahre alt, von starker und gesunder Körperkonstitution, bis jetzt immer gesund, die gewöhnlichen Kinderkrankheiten ausgenommen, erkrankte um Weihnachten (1824) ganz plötzlich ohne vorhergegangene äußere, bekannte Ursachen an Krämpfen, die in Kopf, Brust und Unterleib abwechselnd ihren Sitz hatten. Die Anfälle waren größtenteils sehr heftig und von verschiedener, aber sich anfangs nicht über drei Stunden verlängernder Dauer.*

Ganzel stellte fest, daß ähnliche Anfälle, die er der Form nach als hysterische erkannte, bei der Mutter der Patientin sowie bei ihrer Schwägerin, mit der sie in Hausgemeinschaft gelebt hatte, aufgetreten waren. Diese Schwägerin war, so fährt Ganzel fort, *in Königsberg anfangs von dem Medicinalrat Hirsch, nach dessen Tode aber von dem Sohne desselben, meinem Universitätsfreunde Herrn Dr. Hirsch³⁷, mit dem ich darüber korrespondierte, mit den kräftigsten Mitteln, jedoch ohne irgend bedeutenden Erfolg behandelt worden. Die bekannte Erfahrung, daß das häufige Ansehen solcherlei Krämpfe in dazu geneigten Personen dieselben*

auch hervorzurufen instande sei, könnte auch hier Anwendung finden, aber — Ganzel sah noch andere Ursachen.

Zunächst jedoch folgt eine weitläufige Charakteristik der Patientin, die uns einen ernsten, nüchternen, etwas invertierten Menschen von großer Entschiedenheit und liberalen Auffassungen schildert. Sie vertraute ihm eine kleine Liebesaffäre an — wohl die andere Ursache —, von deren soeben erfolgtem Abschluß er sich eine Besserung des Leidens versprach. Hierdurch hatte ich nun Grund zu glauben, daß, wenn die Zeit die Stürme ihres Innern würde gestillt haben, es mir leichter würde, durch antihysterische Mittel die körperliche Disposition zu diesen Krämpfen zu mildern und endlich ganz zu beheben, und so ihre Genesung herbeizuführen. Im festen Vertrauen um die Richtigkeit meiner Ansicht beruhigte ich auch damit die um die Gesundheit ihrer einzigen Tochter so sehr bekümmerte Familie. Ich hatte mich jedoch in meiner Hoffnung getäuscht.

Nach sechs bis acht Wochen vergeblichen Bemühens wurde Ganzel eines Abends um 10 Uhr gerufen. Er fand die Kranke auf dem Sopha liegend, laut wie in zusammenhängender Form sprechend, dabei ohne Bewußtsein, sehr erhitzt, der Puls voll und frequent, und glaubte anfänglich, sie läge in dem heftigsten Fieber. Sie ließ sich durchaus nicht wecken und antwortete auf keine Frage. Sie nahm von den Umstehenden durchaus keine Notiz und sprach in einem fort, man mußte es für einen lauten Traum halten. Ich hielt es für ein Ergriffensein des Gehirns und Congestion des Blutes, denn Entzündungszeichen waren nicht vorhanden. — Ganzel trieb etwas symptomatische Therapie und berichtet weiter: Von jetzt an stellte sich das Sprechen in jedem Anfalle wieder ein und zwar nur, wenn der Krampf aus dem Unterleibe oder der Brust nach dem Kopfe ging und sich dort festsetzte. Oft trat er auch gleich mit Kopfweh auf und stellte dann den allerheftigsten Clavus hystericus dar, wobei die Kranke vor Schmerzen fast rasend zu werden schien und nur Erleichterung fand, wenn sie mit dem Kopf gegen die Wand rannte oder ihn heftig gegenstemmte.

Ganz allmählich offenbarte sich eine neue Komplikation. Die somnambulen Gespräche der Patientin wurden bedeutungsvoller, und man konnte schließen, daß eine Neigung sie an einen Mann fessele, die keine Erwiderung fände. Sie sprach sich oft klagend zu ihrem vertrauten Bruder darüber aus und schien sehr unglücklich, späterhin doch mehr resigniert. Von ihren Eltern und Verwandten wußte keiner um die Sache, und ich selbst konnte nur das erfahren, daß es sich nicht mehr auf das früher mir vertraute Verhältnis bezog, sondern ein neues war. Der Bruder, dem sie sich anvertraute, war abwesend. Ich glaubte nun, daß dies unglückliche Verhältnis gewiß die hauptsächliche Ursache der Krämpfe sei, die jetzt immer heftiger wurden, und deutete den Eltern an, daß nicht eher an ihre Wiederherstellung zu denken sei, als bis sie sich nicht wenigstens zu einer vertrauten Seele ganz offen darüber ausgesprochen habe. Während nun sowohl von mir, als von der Mutter alles Mögliche getan wurde, um sie dahin zu bringen, sich jemanden anzuvertrauen, was bei der großen Delikatesse der Patientin sehr schwierig war, stieg hin und wieder der Krampf auf eine so fürchterliche Höhe, daß ich, schon immer einen magnetischen Zustand ahnend, einmal, als alles andere nicht helfen wollte, versuchte, ob nicht durch eine magnetische Einwirkung ihr Hülfe verschafft werden könnte. Wie groß war mein Erstaunen, als nach einigen Strichen mit den flachen Händen vom Kopf zu den Füßen eine sichtbare Beruhigung des Krampfs erfolgte, und als dieser sich wiederholte, er durch Auflegen der beiden Hände auf die schmerzhafteste Stelle bin-

nen kurzem gehemmt wurde. Die Krampfanfälle wurden dadurch zwar nicht seltener und nahmen auch an Stärke nicht ab, doch sie gaben sich dann in höchstens einer halben Stunde. Später bemerkte ich, daß es der Kranken eine außerordentlich schnelle Linderung verschaffte, wenn ich meine Hand mit aller Gewalt gegen ihre Brust drückte, so daß ich oft fürchtete, ihr Schaden zu tun, doch sie forderte immer noch auf, größere Kraft anzuwenden.

Vier bis fünf Stunden mußte der Arme so ausharren. Keiner der Umstehenden durfte die Patientin antasten, selbst leise Berührung verursachte Schmerzen als seien ihr die Knochen gebrochen. — Ich allein durfte sie berühren, und das tat ihr wohl. — Auch ahnte sie stets sein Kommen, wenn er noch 100 Schritt vom Hause entfernt war.

Man hatte mit ihr darüber gesprochen, daß im Publikum die Rede ginge, sie sei aus unerwidelter Liebe zu jemand krank. Diese Nachricht betrübte sie sehr und sie glaubte sich in ihrer Ehre tief dadurch gekränkt. Leider trug dies dazu bei, die Krampfanfälle nicht nur zu vervielfachen, sondern auch ungeheuer zu verstärken, so daß sie durch die Heftigkeit der Zuckungen oft ein Fuß in die Höhe geworfen wurde, auch blieb der Athem oft 4 Minuten aus. War ich zugegen, so konnte ich ihr durch Auflegen der Hände bald Linderung verschaffen und sie beruhigen. Im unbewußten Zustand sprach sie laut über die ihr zugefügte Kränkung und die Absicht, ihrem Leben durch ein Pistol ein Ende zu machen. Um mich zu überzeugen, ob sie wohl auch im Wachen solche Gedanken hege, deutete ich darauf hin, und sie antwortete ernst, das Gesicht abwendend: Ich weiß nicht, ob es besser wäre, ich hätte es getan.

Mit dem bereits zitierten Hinweis auf seine Ausbildung bei Wolfart endet die Vorgeschichte. Nach all diesen Vorgängen war mein Entschluß gefaßt, die Kranke zu magnetisieren, mit der bestimmten Hoffnung, heilsam zu wirken. Am 30. Juni 1825 beginnend wird die eigentliche Geschichte der Krankheit vom Tage des Magnetisierens an präzise in Tagebuchform durchgeführt bis zum Abschluß am 30. August. — Nachmittags 4 Uhr begann ich die Kranke, während sie sich ganz wohl fühlte, zu magnetisieren. Sie setzte sich auf einen großen Stuhl, ich mich auf einen kleinen davor. Und nun, nachdem sie die Augen geschlossen, strich ich mit den flachen Händen von der Stirn an über den ganzen Körper, diesen sanft berührend, und ging in einem Bogen mit den Händen wieder zurück. Nachdem ich ungefähr 20 Striche derselben Art gemacht hatte, war die Kranke im magnetischen Schlaf, was daraus zu ersehen war, daß ein Anspritzen mit den Händen aus einer Entfernung von einem Fuß sie heftig erschreckte. Während des Schlafes unterhielt er sich mit ihr und weckte sie nach drei Stunden, binnen 10 Minuten durch Bestreichen ihrer Augenlider mit dem Daumen . . . Von heute ab wurde jede Arznei ausgesetzt.

Diese dreistündigen Kuren wurden nun jeden Nachmittag exerziert. Aß er dabei ein Butterbrot, fing sie im Schlafe an, über Hunger zu klagen; las er ein Schauspiel von Shakespeare, so wurde sie unruhig. Am 2. Juli klagte sie morgens über Übelkeit, die sich bald verlor, nachdem sie magnetisiertes Wasser getrunken hatte³⁶. War er einmal abwesend, so ließ er sich durch eine magnetische Glasplatte vertreten, die ebenso wie das Wasser 24 Stunden ihre magnetische Kraft behielt. So lesen wir unter dem 6. Juli: Gestern abend hatte sich, wie schon befürchtet, ein Krampf eingestellt. Sie hatte die Vorsicht gebraucht, gleich die Glasplatte in

die Herzgrube zu legen, so war der Krampf gegen sonst nur unbedeutend. Als ich um 10 Uhr gerufen wurde, stillte ich ihn durch Anhauchen und Händeauflegen bald . . . Seit Anfang der magnetischen Behandlung konnte die Kranke kein Metall am Körper leiden, selbst nicht eine Stecknadel an ihrer Kleidung. Die Ohringe, die sie abzulegen vergessen hatte, machten ihr Schmerzen. Ebenso verursachte ein Metallknopf meines Rockes, wenn ich damit ihren Körper berührte, ihr plötzlichen Schmerz.

Wenn es auch immer wieder Rückschläge gab, im ganzen ließen die Anfälle nach. Während des Schlafes wurde die Patientin heilsichtig. Sie wußte über seine Patienten Bescheid, warnte ihn vor einem Diebstahl. Am 18. Juli hatte sie im Schlaf ungewöhnlich häufige Krampfanfälle, jedoch nur leichte. Dann sagte sie ganz traurig: Daß ich auch so weit voraussehen muß. Ich sehe Sie sterben, es ist noch sehr lange hin, Sie sind schon sehr alt. Sie sterben ganz ruhig, ich sehe aber weiter niemand als Sie und weiß auch nicht, wo es ist.

Ihr Vater war verweist, und es war eben ein Brief von ihm angelangt von der unerwarteten Erkrankung des Großvaters³³, was die Kranke aber noch nicht erfahren hatte. Im Schlaf sagte sie sofort: „Es ist ein Brief gekommen aus Severin, es ist jemand krank, der Vater ist es nicht, mich dünkt, es ist wohl der Großvater.“ — Nach einiger Zeit — „Ja freilich, es ist der Großvater. Wird er wieder besser werden? Wenn ich ihn sehen könnte, dann wüßte ich es wohl.“ — Sie schlief darauf sehr unruhig 5 Stunden.

Am 19. Juli wurde Ganzel durch eine Reise am Magnetisieren gehindert: Sie hatte um die gewöhnliche Zeit eine Schläfrigkeit empfunden, die aber bald vorübergegangen war.

Am 20. Juli 1825 besuchte ich die Kranke in Begleitung eines mir bekannten Juristen aus einer benachbarten Stadt, um diesen Zweifler von den Wahrheiten des Magnetismus zu überzeugen. Ich magnetisierte sie in dessen Gegenwart 4 Minuten lang. Nach Verlauf von einer halben Stunde setzte ich den Herrn N. mit ihr in Rapport, indem ich seine und ihre Hand in meine Hände nahm. Bald sagte sie, daß sie heute bei weitem nicht so hell sehen könnte wie die letzten Male. Die Ursache käme wohl daher, daß sie gestern nicht geschlafen habe. Überhaupt wäre die Kraft des Hellsehens schon im Abnehmen. Doch berichtete sie über den Krankheitszustand des Herrn, daß derselbe an rheumatischen Schmerzen in den Füßen litte und daß diese durch Erkältung und den Genuß von spirituösen Getränken verstärkt würden. Dampfbäder würden ihm dagegen wohlthun, aber besser noch Ameisenfußbäder. Auf meine Frage, „Was hat der Herr für Lieblingsneigungen?“ antwortete sie: „Er geht auf die Jagd und liebt heitere Gesellschaft. Er kann sich beim Weintrinken nicht beherrschen, wenn es ihm schmeckt, und denkt nicht an seinen Körper.“ — Über die Aussage dieser Wahrheit aufs Äußerste überrascht zupfte Herr N., der hinter mir stand, mich etwas an den Haaren, und gleich darauf sagte die Kranke, höhnisch lächelnd: „Ich habe wohl gewußt, daß Sie mit Herrn N. befreundet sind, daß Sie ihm aber solche Freiheiten gestatten würden, hätte ich nicht geglaubt.“ — Im Zusammenhang mit dem Besuch wirft sie ihm eine kleine Täuschung vor und fährt dann fort: „Wie geht es aber zu: Ich sah Ihr Pferd gehen, es war gesattelt und gezäumt, der Zügel stand hoch, als ob ihn jemand in der Hand hielte, es saß aber niemand auf dem Pferd.“ — (Die Erklärung war ganz natürlich. Ich hatte mich zu meinem Bekannten in den

Wagen gesetzt, und dessen Diener ritt mein Pferd. Da dieser aber in gar keinem Rapport mit mir und ihr stand, konnte sie ihn nicht sehen).

Am 21. Juli schrieb Ganzel einen Brief. Und als ich sie fragte, ob sie wohl wüßte, an wen ich schriebe, nannte sie die richtige Adresse. Ihre Unruhe nahm auffallend zu. Dann meinte sie, es würde ein Bote aus Severin kommen. Was für Nachricht er bringen würde, wüßte sie noch nicht. Sie wurde immer erregter und sagte nach kurzer Zeit: „Mir ist so, als wäre der Großvater gestorben.“ — Es verging wieder einige Zeit, dann sagte sie: „Ja, nun weiß ich es, er ist eben gestorben.“ Nach dem Erwachen blieb die Kranke sehr unruhig, sie glaubte, daß der vorhergesagte Krampf bald auftreten würde.

Am anderen Tage traf die erwartete Trauerbotschaft ein, die ihr von Ganzel mitgeteilt wurde. Dann magnetisierte er sie: Während des Schlafes hatte sie die Erscheinung des Großvaters. Sie sprach sich folgendermaßen darüber aus: „Was sehe ich da kommen? So etwas habe ich ja noch nie gesehen. Jetzt erkenne ich es, es ist der Großvater, er erscheint mir, weil ich ihn so gern noch einmal gesehen hätte. Aber wie sonderbar, ich sehe ihn wie einen Schatten und entdecke keine Farbe daran. Er reicht mir die Hand — (und dabei streckte die Kranke die ihrige aus), — so, nun geht er wieder fort, wie freundlich sah er aus.“ Als sie behauptete, der Schatten habe ihr die Hand gereicht, fragte ich sie, ob sie dieselbe auch hätte fassen können. „Es war wie zusammengepreßte Luft. Sie zweifeln wohl, daß ich den Großvater gesehen habe? Wenn ich Ihnen nur mein magnetisches Glas gegeben oder meine Hände auf Ihre Augen gelegt hätte, dann würden Sie ihn auch haben sehen können.“

Am 29. Juli war Ganzels Bruder Adolf zugegen. Ihm wies sie nach, daß er sich von seinem Krankheitszustand mehr einbildete, als nötig sei. Sein Brustübel sei unbedeutend, jedoch das Halsübel wäre schlimmer, und er könne wohl später die Halsschwindsucht bekommen. Neu war mir, daß sie sagte, neben der kropffartigen Anschwellung sei auch noch das Zellgewebe angeschwollen und beenge die Luftröhre und das Atemholen. Sie gab Arnica und Salmiak als Heilmittel gegen diese Übel an nebst Einreiben mit Kal. hydrojod. Sie sagte mir darauf, was sie sonst nicht wußte, daß mich dieser Bruder von allen meinen Geschwistern besonders lieb hätte. — Leider kennen wir die Krankheit nicht, der Adolf Ganzel am 19. 1. 1827 mit 19 Jahren als Student der Theologie in Berlin erlag.

Die Sympathie mit dem Magnetiseur war nun fast vollkommen. Am 30. Juli berichtete Ganzel: Ich hatte Bischof¹⁰ getrunken und Prezeln gegessen. Weil ich heute noch nicht ganz wohl war, so konnte ich es nicht vertragen, mir wurde übel. Bald darauf sagte sie: „Mir wird so übel“, und quälte sich gewaltig. Ich nahm Liqueur, mir wurde besser und ihr auch.

Vom 1. August an umfassen die täglichen Eintragungen nur noch wenige Zeilen. werden dann auch seltener, da sich nichts Bemerkenswerthes mehr ereignet. Das Hellsehen nahm von Tag zu Tag mehr ab, jedoch kamen zuweilen noch einige helle Augenblicke, z. B. daß sie am 8. August noch wußte, was Dem. Paepreer dachte, als sie ein Butterbrot aß, nämlich daß sie sich in Acht nehmen möchte, mich nicht zu beschmutzen.

Ab 14. August magnetisierte er nur noch an jedem zweiten Tage und am 30. — sie hatte den Termin während ihrer Clairvoyance bereits fixiert — wurde die Behandlung abgesetzt. Sie konnte 4 Tage bei bestem Wohlbefinden verreisen, heißt

es im Schlußbericht, so daß wohl anzunehmen ist, daß sie von ihren Krämpfen hergestellt ist. Dies hat sich auch bewahrheitet. — Er mußte das wissen, denn nicht lange darauf wurde die nachfolgende Anzeige verschickt:



Am 19. Mai 1826 standen Dr. med. Carl Ludwig Ganzel und Sophie Julie Hedwig von Quitzow in Severin vor dem Traualtar. Sie brachte ihrem Manne ein schönes und schön gelegenes Haus in Perleberg in die Ehe, das sie beide bis zu ihrem Tode bewohnten. Die geheilte Hysterika starb am 18. Februar 1857 vierundfünfzigjährig an einem Nierenleiden, nachdem sie elf Kinder geboren und ein zwölftes, die Tochter von Ganzels früh verstorbenem Freunde Rektor Bernau, adoptiert hatte.

Ganzel erwarb 1843 das Perleberger Bürgerrecht und wurde bald in die Stadtverordnetenversammlung gewählt, der er wiederholt vorstand. *Auf der Höhe seines Lebens war er hier führend: Stadtverordnetenvorsteher. Er machte ein großes Haus . . . Als Arzt war er tüchtig.* — Am 8. November 1848 dankte der Magistrat öffentlich ihm und seinem Kollegen Dr. Ehrenbaum für die *höchst anerkennende Thätigkeit während der Cholera-Epidemie. Herr Dr. Ganzel ist zwar Armenarzt und wird als solcher mit jährlich 50 Rth. besoldet. Indeß ist seine Armenpraxis so ausgedehnt, er hat uns bei Einrichtung des Lazarethes, bei der Ermittlung der Hülfbedürftigen, auf eine so unermüdete und zweckmäßige Weise unterstützt, daß er gewiß noch eine besondere Anerkennung im hohen Maaße verdient hat,* was die Stadtverordnetenversammlung durch ein passendes Geschenk noch besonders *bethätigen* sollte. Die Stadtverordneten, zu denen ja auch Ganzel gehörte,



Der Markt von Perleberg um 1830, mit Roland, Rathaus und Jakobikirche und Löwenapotheke hinter den Bäumen (nach einem Stich von Hoessel)

Der Magistrat der Königl. Preuss.

Kreis - Stadt Perleberg

thut kund und bekennet hierdurch, daß der hiesige *Doktor*

Herr Carl Ludwig Ganzel

44 Jahr alt, aus *Puthlitz* gebürtig, *unverheiratet*

Religion, nachdem er die nothigen Erfordernisse nachgewiesen, seinem Ansuchen gemäß, zum Bürger hiesiger Stadt angenommen worden ist. Und da derselbe durch nachfolgenden heute vor uns abgelegten Eid:

ich *Carl Ludwig Ganzel* gelobe und schwöre, dem Könige unterthänig, treu und gehorsam zu sein, dem Magistrat Folge zu leisten, meine Pflichten als Bürger, wie sie mir durch die Städte-Ordnung vorgeschrieben sind, nach bestem Wissen und Gewissen zu erfüllen und zum Wohle der Stadt nach allen meinen Kräften beizuwirken. So wahr mir Gott helfe durch seinen Sohn Jesum Christum zur Seligkeit.

die getreue Erfüllung aller bürgerlichen Pflichten angelobet hat, so erklärt der Magistrat gedachten *Herrn Carl Ludwig Ganzel* aller Rechte und Wohlthaten, welche einem Perlebergischen Bürger zustehen, hierdurch gleichfalls für theilhaftig und genussfähig, mit dem Versprechen, ihn bei dem erlangten Bürgerrechte, so lange er sich desselben nicht unwürdig macht, gegen Jedermann kräftigst zu schützen.

Urkundlich zum öffentlichen Glauben unter dem Stadt-Insel ausgesetzt.

So geschrieben

Perleberg, den *14^{ten} April 1843.*



Der Magistrat.

Dr. Schultze, Schultze, Wink.

Uy. Bürgermeister von ganz
Perleberg

Bürgerbrief für Dr. Ganzel

erkannten zwei Tage darauf die Verdienste zwar an, sahen aber in Hinblick auf die städtische Finanzlage von einer besonderen Gratifikation ab¹².

Seine Einkünfte erlaubten Ganzel den Erwerb des Rittergutes Kleinow östlich von Perleberg, das er 1860 wieder verkaufte. 1870 verlieh ihm König Wilhelm fünfzig Jahre nach Erhalt der Approbation mit einem Allerhöchst Selbst vollzogenem Patent den Charakter als Sanitätsrat. Sechs Jahre später veranlaßte ihn andauernde Kränklichkeit, sein Amt als Stadtverordneter niederzulegen: *Auch nicht mehr in Ihrer Mitte, werde ich nicht aufhören an den Fortschritten der Verwaltung zum Wohl unserer theuren Vaterstadt, den freudigsten Antheil zu nehmen, und empfehle mich Ihnen mit der Bitte mir Ihr wohlgeneigtes Andenken auch fernerhin zu bewahren*¹³. Nachdem er fünfundachtzigjährig seine Praxis aufgegeben hatte, ist er am 1. Mai 1888 im Alter von 89 Jahren an Altersschwäche gestorben. *Seine Verhältnisse waren am Abend seines Lebens nicht mehr glänzend*¹¹.

Ganzels Haus in der Berliner Straße 11, jetzt Bäckerstraße 20, wurde im Winter 1890/99 abgerissen. 1902 entstand dort das große Verwaltungsgebäude der Perleberger Viehversicherung, das nach deren Liquidation 1930 anderen Zwecken dienstbar gemacht wurde.

Von den ihn überlebenden acht Kindern hatte sich ein Sohn der Pharmazie, sonst keines der Heilkunde zugewandt, doch wirkt heute ein den Namen tragender Urenkel in Berlin als Kinderarzt, ein Enkel der Adoptivtochter, die 1856 einen Arzt aus Pritzwalk heiratete, als Chefarzt an einem Berliner Krankenhaus und praktizierte eine Urenkelin bis zu ihrem frühen Tode 1938 mit ihrem Mann, einem späteren Professor an der Berliner Universität¹⁴, in Perleberg auf dem gleichen Grundstück, das einst die Urahne Quitzow in die Ehe gebracht hatte.



Dr. Ganzels Haus in Perleberg, Berliner Straße 11, Gartenseite

Anmerkungen

- ¹ Die nachfolgenden Mitteilungen über die Aszendenz der Familie Ganzel beruhen auf Untersuchungen des Berliner Studienrats Prof. Carl Ganzel (1867—1948), eines Enkels von Carl Ludwig G. Das ausführliche Material kann beim Verfasser eingesehen werden.
- ² Das Datum der Festnahme ist nicht bekannt. Der 1778 im Dorfe Lanz bei Lenzen in der Prignitz geborene *Friedrich Ludwig Jahn* wurde in der Nacht vom 13. zum 14. Juli verhaftet. — Der Brief *Wittes* an Ganzel liegt in Abschrift vor in Kap. 2, § 8 des Spezialberichts XXI der Mainzer Zentral-Untersuchungskommission. — Vgl. auch die Erwähnung Ganzels bei *Eduard Voigt*: „Der Anteil der Berliner Studentenschaft an der allg. deutschen Burschenschaft bis zu ihrer ersten Katastrophe“, Phil. Diss. Berlin 1914, Seite 59—60.
- ³ Vgl. *Callisen*: Medicinisches Schriftstellerlexicon. Kopenhagen 1830, 7, 38. — *Dragendorff*: Die Heilpflanzen der verschiedenen Völker und Zeiten. Stuttgart 1898, S. 691.
- ⁴ *Anna Elisabeth Neumann* (1756—1820), Tochter des Huf- und Waffenschmieds *Christoph Seidler* in Perleberg. Der Großvater, Bäckermeister Johann Samuel N., war 1809 gestorben. — Die Reise hat etwa 100 Taler gekostet.
- ⁵ „Briefe über eine Reise durch Deutschland, die Niederlande, Frankreich, Italien und die Schweiz in den Jahren 1820 und 1821 von Dr. med. Carl Ganzel. Für Verwandte und Freunde herausgegeben von seinem Enkel Carl Ganzel“ (Vgl. Anm. 1). — Schreibmaschinenvervielfältigung, 200 Seiten. Berlin 1935.
- ⁶ *Johann Stieglitz* (1767—1840), seit 1820 Hofrat, hatte 1814 die Schrift „Über den thierischen Magnetismus“ veröffentlicht, mit der er nach *Pagel* dem Mesmerismus in Deutschland den Todesstoß versetzt (Bibl. Lex. hervorr. Ärzte 5, 428).
- ⁷ Der Anatom *Christian Heinrich Bünger* (1782—1842), der seit 1812 in Marburg tätig war und als der eigentliche Schöpfer der umfangreichen Sammlung gilt. — Vgl. *Gernot Rath* in *Sudhoffs Archiv* 38 (1954), 137, Anm. 1.
- ⁸ Kurfürst *Wilhelm I.* von Hessen (1743—1821), der Erbauer von Schloß Wilhelmshöhe bei Kassel.
- ⁹ Wahrscheinlich Dr. med. *Karl Bunsen* (1796—1839), Sohn des Frankfurter Münzrates B. Wegen Teilnahme am Frankfurter Wachensturm 1833 wurde er vier Jahre lang in Haft gehalten (Allg. Dt. Biogr. 47, 369).
- ¹⁰ *Gustav Parthey* (1798—1872) übernahm 1825, drei Jahre nach dem Tode seines Vaters, des Hofrats *Friedrich Parthey*, die Nicolaische Buchhandlung in der Brüderstraße in Berlin. 1838 verkaufte er sie und lebte seitdem als Privatgelehrter. Seine „Jugenderinnerungen“, 1871 als Privatdruck erschienen, wurden 1907 neu aufgelegt. Nach dieser Auflage wird zitiert. Bd. 2, S. 435—443. — In Paris weilte P. seit dem 9. Nov. 1820 als Gast der Herzogin Dorothea von Kurland, deren Vermögensverwalter sein Vater war.
- ¹¹ August Agidi, Mediziner, auch Burschenschafter, der während seines Studiums im Nicolaischen Hause in der Brüderstraße gewohnt hatte. Später Arzt in Sagan. — *Parthey*, *Gustav*: 1, 190; 2, 401. — *Lepsius*, *Bernhard*: *Lili Parthey*. Berlin/Leipzig 1926, S. 29.
- ¹² *Joseph Piton de Tournefort* (1656—1708), Pariser Botaniker, später Prof. der Medizin am Collège de France.
- ¹³ *Georg Wilhelm Friedrich Hegel* (1770—1831), dessen „Phänomenologie des Geistes“ 1807 erschienen war, wurde 1818 von Heidelberg an die Berliner Universität berufen.
- ¹⁴ *Georges Baron de Cuvier* (1769—1832), berühmter franz. Zoologe und Paläontologe, Begründer der Katastrophentheorie, Schöpfer der vergleichenden Anatomie. Sein Neffe, der „kleine“ C., war Kandidat der protestantischen Theologie.
- ¹⁵ *Alexis Boyer* (1757—1833), Prof. an der Chirurg. Klinik der Charité in Paris und Verfasser eines umfangreichen Lehrbuchs der Chirurgie. Vgl. die lebendige Schilderung *Boyers* durch den etwa gleichzeitig mit Ganzel in Paris weilenden Carl Heinr. Pagenstecher, später Arzt in Elberfeld. Mitt. Gesch. Med. Naturw. 11 (1912) 323. — *Guillaume Dupuytren* (1778 [od. 77]—1835), bedeutendster franz. Chirurg seiner Zeit, seit 1815 Chirurgien en Chef am Hôtel Dieu in Paris. Vgl. Pagenstecher S. 324. — Das erstmalig 829 erwähnte Hôtel Dieu (St. Christoph) war lange eines der größten Hospitäler Europas. Im 19. Jahrhundert wurde es (nach Ganzels Aufenthalt) abgerissen, um die Westfassade von Notre Dame freizulegen, und östl. der Kathedrale neu errichtet.
- ¹⁶ *Parthey*, 2, 436. — *François Magendie* (1783—1855), berühmter Vorkämpfer der experimentellen Physiologie.

- ¹⁷ *Philippe Pinel* (1755—1826), bedeutender Psychiater. „P's unsterbliches Verdienst ist es, zuerst auf die menschlichere Behandlung der Irren gedrungen zu haben.“ *Page* in „Biogr. Lex. der hervorr. Ärzte“ 4, 609. — *Pinel* lehnte den Mesmerismus eindeutig ab, hielt ihn für eine „Manie“. Vgl. seinen von *Witry* veröffentlichten Brief v. 17. Nov. 1784. Mitt. Gesch. Med. Naturw. 6, (1907) 36—37.
- ¹⁸ Diese Anstalt war 1770 als erste Taubstummschule gegründet worden vom Abbé *de l'Épée*, dem Erfinder der „französischen“ Methode der Gebärdensprache, die eine Verständigung durch Finger- und Handzeichen anstrebte. Er und sein Nachfolger *Sicard* stellten sich damit in Gegensatz zu der von *Samuel Heinicke* in Hamburg entwickelten und seit 1778 in Leipzig schulmäßig gelehrt „deutschen“ Lautsprache, bei der die Worte von den Lippen abgelesen werden, und die sich nach langen Auseinandersetzungen gegen Ende des 19. Jahrhunderts behauptet hat.
- ¹⁹ Noch 1785 hebt *Christoph Girtanner* das Hôtel-Dieu in Lyon als bestes Hospital in Frankreich hervor (nach *Fr. Wilh. Bayer*: Reisen dt. Ärzte ins Ausland, Abh. Med. Naturw., H. 20, S. 17).
- ²⁰ Der Abt *Felice Fontana* (1720—1792) schuf im Auftrage des Großherzogs *Leopold von Toscana* (1747—1792), des späteren deutschen Kaisers, das bedeutende naturwissenschaftliche Kabinett in Florenz. Sein besonderes Verdienst ist die großartige Sammlung anatomischer Wachspräparate, die er auf einer Florentiner Tradition des 17. Jahrhunderts aufbaute. Die Mitteilung, daß auch in Montpellier Präparate vorhanden sind, steht in Gegensatz zu S. 40 oben. — Vgl. *Luigi Belloni*: Anatomia plastica, CIBA-Symp. 7 (1959) 229—232 und 8 (1960) 84—87, 129—132.
- ²¹ *Christian Friedrich Rühs* (1781—1820), seit 1810 ord. Prof. für Geschichte an der Berliner Universität, Historiograph des preußischen Staates, starb auf einer Erholungs- und Bildungsreise in Florenz am 1. Febr. 1820 (Allg. Dt. Biogr. 29, 624).
- ²² *Jacob Philipp Hackert*, geb. 1737 in Prenzlau, gest. 1807 in Florenz. Maler der italienischen Landschaft. Hochgeschätzt und sehr produktiv. Vgl. Allg. Dt. Biogr. 10, 295.
- ²³ *Paolo Mascagni* (1752—1805), berühmter ital. Anatom. Er stammt aus Siena, wo er 1774 mit 22 Jahren den Lehrstuhl für Anatomie einnahm, ging 1780 nach Pisa und kam erst 1801 nach Florenz. — *Lazzaro Spallanzani* (1729—1799), Naturforscher und Physiologe in Pavia. — Beide sind wohl nicht als direkte Urheber der Sammlung anzusehen, doch dürften sie diese beeinflusst haben (z. B. *Spallanzani* die Präparate vom befruchteten Ei, von der Entwicklung des Seidenwurms).
- ²⁴ Der Sonnenstein ist ein festes Schloß, über Pirna in Sachsen an der Elbe gelegen, das seit 1811 mit kurzer Unterbrechung durch Napoleon, der es wieder befestigen ließ, als Irrenanstalt diente.
- ²⁵ *Fr. Wilh. Bayer* (vgl. Anm. 19) referiert *Fr. Wilh. Oppenheim* „Schilderung der ital. Medizin“ in *Gersons Magazin d. ausl. Lit.* 9 (1825), 401: „Nur die Irrenanstalt in Aversa bei Neapel ist inzwischen gebaut worden und hat für die Geisteskranken des Königreichs Neapel menschlichere Zustände gebracht: die Zwangsmittel sind abgeschafft, die damals übliche Beschäftigungstherapie ist eingeführt.“
- ²⁶ Einer der beiden älteren Söhne *Johann Gottfried Schadows*, des Meisters des Berliner Klassizismus; wahrscheinlich *Wilhelm* (1789—1862), der u. a. *Gustav Partheys* Vater *Friedr.* (postmortal) gemalt hat.
- ²⁷ *Giacomo Tommasini* (1768—1846), seit 1816 Prof. der Physiologie und Pathologie in Bologna. — *Antonio Scarpa* (1752—1832), Prof. der Anatomie und Chirurgie in Pavia. Entdecker des früher nach ihm benannten Nervus nasopalatinus. — *Spallanzani* war zu diesem Zeitpunkt schon 22 Jahre tot.
- ²⁸ *Johann von Autenrieth* (1772—1835), Prof. in Tübingen, bedeutender Kliniker und Naturforscher.
- ²⁹ *Josef von d'Outrepoint* (1776—1845) vertrat seit 1816 in Würzburg die Geburtshilfe.
- ³⁰ *Eisenmann*, *Gottfried* (1795—1867) Arzt in Würzburg, Mitbegründer der dortigen Burschenschaft. Politisch stark engagiert, daher seit 1832 für 15 Jahre in Haft. Seit 1848 im Frankfurter Parlament. Zahlreiche med. Schriften (Allg. dt. Biogr. 5, 770).
- ³¹ Dr. *Bernhard Mitterbacher* (gest. 1839), vgl. *Gräf*: „Goethes Ehe in Briefen“, Frankfurt 1922, S. 295, 521. — *Wilhelmine Mitterbacher*, vgl. *Parthey*, 2, 25; *Lepsius*, a. a. O.: S. 337.
- ³² *Lepsius*, a. a. O.: S. 197.

- ³³ Vgl. den Brief Wolfarts an Prof. Marcus in Bamberg, veröffentlicht von Clemen in Mitt. Gesch. Med. Naturw. 15 (1916), 382—384.
- ³⁴ Karl Asmund Rudolphi (1771—1832) war 1810 als Anatom an die neugegründete Berliner Universität berufen worden.
- ³⁵ Hans Wilhelm von Quitzow (1770—1837), verh. mit Friederike von Kornemann (gest. 1847). Seine Tochter Julie wurde am 3. 1. 1802 in Deutsch Eylau geboren. Ein Bruder von Julie soll das Vorbild des Axel von Rambow in Reuters „Stromtid“ gewesen sein.
- ³⁶ Pers. Mitt. Chefarzt Dr. Traugott Paepfer, Berlin, Urenkel von Ganzels Adoptivtochter Pauline Paepfer geb. Bernau: Aus den Erinnerungen seines Vaters Dr. med. Emil Paepfer (1861—1938) geht hervor, daß Julie v. Quitzow ihren Eltern folgendes erklärt hat: „Wenn ich gesund werden soll, so dürft Ihr nicht zu unserm Hausarzt schicken, sondern müßt den jungen Dr. Ganzel aus Perleberg rufen. Er ist augenblicklich auf einer Reise zwischen den und den Dörfern. Und wenn Ihr den Wagen da und da hinschickt, könnt Ihr ihn antreffen und sogleich herbringen.“ Dies hat P. aus Ganzels eigenem Munde gehört.
- ³⁷ Wahrscheinlich Georg Hirsch aus Königsberg (1799—1885), der wie Ganzel seit 1816 in Berlin studierte und gleichzeitig mit ihm promoviert hat. Seit 1843 ord. Prof. und Direktor der Med. Klinik in Königsberg.
- ³⁸ Vgl. Heischkel: „Das Wasser in der romantischen Medizin.“ Sudhoffs Archiv 36 (1952), 132.
- ³⁹ Julius von Quitzow (1738—1825), Erbherr auf Gerdhagen und Severin. Severin liegt in der Luftlinie 50 km nördlich von Perleberg; nach Ganzel „7 Meilen entfernt“ = 52,5 km.
- ⁴⁰ Bischof, ein kaltes Mischgetränk aus Rotwein, Orangenschalen und -saft, Gewürzen und Zucker.
- ⁴¹ Briefliche Mitteilung von Pastor Itzerott †, Perleberg, Sohn des Oberpfarrers Itzerott, der Ganzel am 4. Mai 1888 auf dem St. Georgenkirchhof beerdigte, an Carl Ganzel.
- ⁴² Correspondenz des Magistrats und der Stadtverordneten zu Perleberg von 1846—1849, S. 235—236 und Stadtverordnetenprotokollbuch von 1847—1852, S. 122, vom 10. 11. 1848. — Mitteilungen des Stadtarchivs Perleberg, dessen Leiterin, Frau Irmgard Friesse, an dieser Stelle für ihre selbstlose Mitarbeit besonders gedankt sei.
- ⁴³ Akte 4,2 Vol. IX des Stadtarchivs Perleberg S. 188.
- ⁴⁴ Dr. Gerda Hemmerling (geb. 1907), Tochter der Enkelin Carl Ludwigs Julie geb. Ganzel (1877—1952), heiratete 1935 Verfasser. Dieser dankt besonders Herrn Dr. med. Hans J. Ganzel-Berlin für die Überlassung der Krankengeschichte Julie v. Quitzows.



Die Kirchenvisitation im Luckauer Kreise 1653 bis 1658

Vor kurzem erschien in der Reihe der Veröffentlichungen der Historischen Kommission zu Berlin der zweite, das Land Ruppín betreffende Band der brandenburgischen Kirchenvisitations-Abschiede und -Register des 16. und 17. Jahrhunderts¹, dem bereits vor mehr als 30 Jahren der erste, die Prignitz behandelnde Band als Veröffentlichung der früheren Historischen Kommission für die Provinz Brandenburg und die Reichshauptstadt Berlin² vorangegangen war. Der hohe Wert der Kirchenvisitationsakten als Quelle für die Geschichte der kirchlichen Verhältnisse, ihrer Entwicklung und Gestaltung in den einzelnen Territorien seit der Reformation, ist seit langem erkannt und gewürdigt worden³, vor allem auch deshalb, weil uns diese Aufzeichnungen, indem sie jeweils die Zustände in den einzelnen Pfarreien widerspiegeln, auch tiefere Einblicke in das Leben der Bevölkerung, ihre äußeren und inneren Vorstellungen, Nöte und Anliegen verstatten.

In Kursachsen, dem Ursprungsland der Reformation, wurde zur Regelung der äußeren kirchlichen Verhältnisse schon 1527 bis 1529 eine erste landesfürstliche Visitation durchgeführt, die sich über den Kurkreis, Teile des Vogtlandes, Erzgebirges und Thüringens erstreckte, Gebiete, die auch 1533 in der Hauptsache nochmals aufgesucht wurden. Mit einbezogen waren damals die in der Niederlausitz gelegene, aber zur Sedes Schlieben gehörende Parochie Paserin mit Uckro, sowie die Dörfer Schenkendorf und Zöllmersdorf im Luckauer Kreise, ebenso die dem Kloster Dobrilugk einverleibte Parochie Wahrenbrück in der Ephorie Liebenwerda mit den niederlausitzischen Dörfern Tröbitz und Schadowitz. In den altmeißnischen Gebiets teilen, zu denen auch die Herrschaft Finsterwalde und das Amt Senftenberg gehörten, kam es infolge des Verharrens Herzog Georgs im alten Glauben erst 1539 zu einer Visitation⁴. Nachdem Herzog Moritz durch die politischen Ereignisse von 1547 in den Besitz der Kurlande und der Kurwürde gelangt war, konnten im ganzen sächsischen Bereich — und damit auch in den zugehörigen niederlausitzischen Gebiets teilen — die allgemeinen Kirchenvisitationen auf Grund einheitlicher landesherrlicher Befehle und Instruktionen durchgeführt werden. Bei der Generalvisitation von 1555/56 wurde vor allem das Kirchenvermögen geregelt. Seitdem in der Kirchenordnung von 1580 Vorschriften für die Handhabung der Visitationen festgelegt waren, fanden außer den Generalvisitationen auch Spezial- und Lokalvisitationen statt, bis die ganze für die Ordnung und Aufrechterhaltung des Kirchenwesens so ersprießliche Einrichtung im Dreißigjährigen Kriege — die letzte Generalvisitation fällt in die Jahre 1614 bis 1617 — zum Erliegen kam. Nach dem Kriege machten die Zerrüttung und die Verluste des geistlichen Vermögens der Pfarreien, die Klagen über die Geistlichen und Lehrer wie über das sittliche Leben der Gemeinden die Wiedereinführung der Visitationen zur gebieterischen Notwendigkeit. Doch gelangte man in den 60er Jahren in der Hauptsache nur zu einer Reihe von Teil- und Spezialvisitationen. 1667 und 1670 verhandelten die Stände über die Wiedervornahme umfassenderer Visitationen; doch bildeten nun und auch weiterhin Schwierigkeiten in der Kostenfrage ein großes Hemmnis, so daß das ganze Visitationswerk mehr und mehr ins Schleppen geriet. Freilich gewann für die Ordnung der kirchlichen Verhältnisse die Tätigkeit des 1606 wiederhergestellten Oberkonsistoriums in Dresden steigende Bedeutung.

In Brandenburg, wo die reformatorische Bewegung erst nach dem Tode Joachims I. (1539) organisatorische Form gewann — Kirchenordnungen entstanden in der Kur- und in der Neumark 1540, ein geistliches Konsistorium in Cölln wurde 1542/43 eingerichtet, die erste Konsistorialordnung stammt von 1543 —, nahm man in der Zeit von 1540 bis 1545 die erste Generalvisitation vor⁵. Sie bezweckte die Feststellung des Zustands und des Vermögens der Kirchen und die Einführung der Kirchenordnung. Bei der zweiten Generalvisitation, die, mit Unterbrechungen, von 1550 bis 1558 durchgeführt wurde, legte man besonderes Gewicht auf die Prüfung der Geistlichen in bezug auf ihr Verhalten gegenüber den in der Kirchenordnung vorgeschriebenen kirchlichen Zeremonien. In den Jahren 1573 bis 1581 wurden zum ersten Male alle Landesteile visitiert, auch die Neumark, und zwar 1579 das zu ihr rechnende Cottbus⁶. Die letzte allgemeine Visitation vor dem Großen Kriege fiel in die Jahre 1600 bis 1602; auf sie folgte im 17. Jahrhundert keine mehr.

Ganz anders lagen die Verhältnisse im Markgraftum Niederlausitz⁷, das wie das Markgraftum Oberlausitz bis zum Prager Frieden von 1635 als Nebenland mit besonderer Verfassung an Böhmen angegliedert war und danach wie ihr südliches Nachbarland, und zwar gleichfalls unter Wahrung seiner eigenständigen und ständischen Rechte mit dem Kurfürstentum Sachsen verbunden wurde. Frühzeitig und weitgehend hatte sich das Gebiet unter maßgeblicher Beteiligung der Stände der Reformation zugewandt⁸. Da die oberste Landesgewalt, der böhmische König, katholisch blieb, war es ganz selbstverständlich, daß die Regelung der neuen religiösen Verhältnisse von den Ständen des Landes übernommen wurde, indem diese nach dem Übertritt des Offizials als obersten Geistlichen im Markgraftum die bischöflichen Rechte gegen manchen Widerspruch von seiten des am alten Glauben festhaltenden Domstifts in Bautzen für sich beanspruchten und erkämpften und eine Art ständischen Konsistoriums herausbildeten, in dem der protestantische Offizial mit einigen von ihnen bestellten Beisitzern die Aufsicht führte. Visitationen landesherrlichen Charakters kamen also für das Markgrafentum nach Lage der Dinge gar nicht in Betracht. Aber auch an ständische Visitationen war, mindestens in den ersten Jahrzehnten, kaum zu denken; sie hätten einigermaßen einheitliche Verhältnisse in den kirchlichen Angelegenheiten und Anschauungen zur Voraussetzung haben müssen. Die Durchführung der neuen Lehre mit ihren praktischen Erfordernissen war weitgehend in das Belieben und die Anschauungsweise der einzelnen Patronate in den Herrschaften, Adelsgütern und Städten gestellt, es gab sogar größere Herrschaftsbesitzer, die die Meinung vertraten, die *iura episcopalia et consistorialia* stünden nicht allein der Gesamtheit, sondern jedem einzelnen Ständemitglied zu. Sich hierauf stützend erließen sie in ihren Herrschaften nicht nur eigene Kirchenordnungen, wie schon frühzeitig (1525!) in Sonnewalde, 1574 in Lübbenau, 1586 in Forst, vor 1595 in Sorau, sondern richteten, trotz des Widerspruchs von seiten des Offizials, sogar eigene geistliche Behörden, Konsistorien ein, so in Forst-Pförten seit etwa 1588, in Sorau seit 1634. Eine Hauptschwierigkeit für die Inangriffnahme von Visitationen, die ja auch bei dem landesfürstlicherseits in Gang gebrachten Visitationswerk zu spüren ist, bildete natürlich die Kostenfrage, und zwar um so mehr, als sie ganz dem Ermessen der Stände anheimgestellt war. Jedenfalls haben im Markgraftum Niederlausitz weder im 16. noch in der ersten Hälfte des 17. Jahrhunderts allgemeine Visitationen stattgefunden.

Erst die Verwirrung und Zerrüttung der geistlichen, kirchlichen und sittlichen Verhältnisse, die der Dreißigjährige Krieg mit seinen Lasten und Leiden der Nieder-

lausitz gebracht hatte, haben die Stände veranlaßt, an eine Visitation durch das ganze Land zu denken. Beschlossen wurde sie auf dem Landtag in Lübben am 20. Juni 1653, und zwar, wie es im Protokoll heißt, im Hinblick auf die großen Beschwerden und Klagen, „daß an vielen Orten auf Dörfern und Städten von geist- und weltlichen Personen ein böses und ruchloses Leben geführt worden, auch an etzlichen Orten solche Personen der Kirche vorgestellt werden, die der reinen evangelischen Religion und der ungeänderten Augsburgischen Konfession nicht zugetan sein sollen, und billig dahin zu sehen, daß solche und irrige Lehre in diesen Landen nicht verpflanzet und ein ehrbares, christliches und gefürchtetes Leben in demselben geführt werde“. Es handelte sich also in erster Linie um die Prüfung und Besserung des Lebenswandels und die Aufrechterhaltung oder Wiederherstellung der rechten evangelischen Lehre. Bei der Behandlung dieser Dinge mußten natürlich weitere Mißstände und Nöte zur Sprache kommen. Die Visitation sollte im Luckauer Kreise ihren Anfang nehmen; mit der Durchführung beauftragt waren von geistlicher Seite der Official M. Johann Georg Huttenus und der Pastor prim. und Inspektor in Luckau M. Jacobus Redslob, von weltlicher der Landesälteste des Luckauer Kreises, Heinrich von Birkholz, und der Landesbestallte Christoph Döbler. Bezeichnend ist die Langsamkeit, mit der man zu Werke ging.

Zeitlich und örtlich verlief die Visitation⁸ folgendermaßen. Ausgang 1653 besuchte die Kommission am 12. November Schlabendorf, am 25. November Groß Jehser und am 11. Dezember Görlsdorf, drei Pfarreien südöstlich Luckau, und verfaßte darüber am 15. Januar 1654 einen Bericht an die Stände, den sie aber in der Hoffnung auf einen schnelleren Verlauf des Unternehmens noch zurückbehielt. 1654 wurden am 3., 5. und 10. Februar Beesdau, Bornsdorf und Goßmar bei Luckau, am 1., 5. und 7. Mai Weißagk, Drehna und Waltersdorf, am 11. und 13. Juni Pitschen und Zieckau, am 21. September Krossen und am 19. Oktober das Städtchen Golßen aufgesucht. In den folgenden Jahren war man weniger eifrig; 1655 war die Kommission am 26. Januar in Drahnsdorf, am 29. Januar in Gießmannsdorf, am 26. Februar traf sie erstmals in Luckau ein, mußte noch wiederholt hier Aufenthalt nehmen und hatte mit Erörterung und Regelung der Verhältnisse über 60 Tage zu tun, ohne doch alle Dinge erledigen zu können. 1655 kamen die Kommissare am 13. und 25. Januar nach Gehren und Zützen, am 28. März nach Kasel und am 7. November nach Waldow. Mit dem Besuch der Pfarrei Oderin ganz im Norden des Kreisgebiets am 17. Januar 1657 fand die ganze Tätigkeit ihren Abschluß, obwohl Paserin mit Filial Uckro und die Pfarreien in der Herrschaft Sonnewalde⁹, was als sehr nötig erachtet wurde, noch nicht visitiert waren. In der Herrschaft Dobrilugk, die 1624 in den Besitz des sächsischen Kurfürsten übergegangen war, konnten sich die Ansprüche des Lübbener Officialamts als übergeordneter geistlicher Amtsstelle nicht durchsetzen, der Superintendent in Dobrilugk und die zu seiner Inspektion gehörenden Geistlichen sahen vielmehr in dem Oberkonsistorium in Dresden ihre vorgesetzte Behörde¹⁰. Am 22. Juni 1658 legten die mit der Kirchenvisitation im Luckauer Kreis Beauftragten, nachdem das ganze Unternehmen auf Weisung der Stände abgebrochen war, diesen unter Beifügung des vorher erwähnten Anfangsberichts von 1654 einen längeren Bericht über ihre Tätigkeit vor.

Ehe wir auf ihren Inhalt eingehen, werfen wir noch einen Blick auf das technische Verfahren der Visitatoren. Sie ließen sich darüber folgendermaßen aus: „Erstlich vernehmen wir, wie und mit was Gelegenheit ein jeder Pfarrer an seinen Ort ordentlich vocieret, auch wo er studiert habe und ordinieret sei, damit man seiner Lehre

halber desto gewisser werde. Hernach hören wir des Pfarrers und Schulmeisters Beschwer wider die Pfarrkinder, drittens der Pfarrkinder Beschwer wider den Pfarrer und Schulmeister. Viertens erörtern wir solche oder setzen sie aus zu der Herren Stände Schluß, fünftens spezifizieren wir die Amtsverrichtung des Pfarrers und setzen dabei auf, welches die mater und Filial sei, auch was für Dörfer eingepfarrt. Zum sechsten setzen wir des Pfarrers und Küsters Besoldung und Accidentia auf, worum von den Patronis sonderlich gebeten worden, damit man gewisse Matricul bei dem Consistorio zu befinden, daraus heut oder morgen ein und ander Zweifel beigelegt werden könne. Zum Siebenten spezifizieren wir das Inventarium, welches der Pfarrer empfangen und zu lassen schuldig ist. Zum achten setzen wir das Kirchenvermögen auf beides, der Matern und Filialn, endlich das Kirchengesetz und Ornat, dabei wir auch die Defecta spezifizieren. Dieses alles gehöret nach Sächsischer Kirchenordnung (1580) zu solcher Visitation und muß dabei beobachtet werden.“

Prüfen wir die Berichte im Hinblick auf die soeben zitierte Verfahrensweise, so zeigt sich, daß man sich wohl im allgemeinen von ihr leiten ließ, die Punkte wahrscheinlich auch alle mehr oder weniger zur Sprache brachte, daß diese aber keineswegs alle und für jeden Ort in der Niederschrift Ausdruck fanden. Diese stellt sich somit, obwohl zahlreiche Einzeldinge erwähnt werden, als eine Zusammenfassung dar, der ausführliche Protokollakten für jede Pfarrei zugrunde lagen. Wir betrachten die Angaben in einer sachlich veränderten Reihenfolge.

Das Gebiet, in dem die Kommissare visitierten, zeigte in den 50er Jahren noch allenthalben die Spuren des Großen Krieges, der den nördlichen Luckauer Kreis, insbesondere auch die Stadt, zuletzt in den Jahren 1642 bis 1644, schwer heimgesucht hatte¹². Die Dörfer Kemnitz und Wanninchen waren ganz wüst, in Babben waren drei Bauern übriggeblieben; viele wüste Hofstellen gab es in Goßmar bei Luckau, auch in Görlsdorf und in den Luckauer Kirchen- und Hospitaldörfern, doch wurden sie hier und da schon neu besetzt oder wenigstens anderweitig genutzt. Luckau, das 1644 durch eine Feuersbrunst total zerstört worden war, erlebte nach dem Friedensschluß 1652 noch eine neue Brandkatastrophe, die u. a. auch den Wiederaufbau des Gotteshauses vorerst zunichte machte. Schlimm bestellt war es um eine Reihe von Dorfkirchen. Als ganz wüst werden die Filialkirchen in Babben und Kemnitz bezeichnet. Die Kirche in Schlabendorf war ohne Dach, der Turm oben offen, der Glockenstuhl verfault, die Kirche in Goßmar halb ohne Sparrwerk und Dach, mehr oder weniger baufällig auch die Kirchen in Görlsdorf, Gießmannsdorf und Gehren sowie im Filial Buckow. Wiederaufbau bzw. Instandsetzungen wurden durch mancherlei Umstände behindert, vornehmlich, weil es an Mitteln fehlte oder die Patronatsherren säumig waren. Eine Ausnahme machten die von Krossen und Zützen. In Krossen hatte der Oberwachtmeister von Carus das Gotteshaus samt Turm wieder aufbauen lassen, in Zützen der Oberstleutnant Frost, der sich zur reformierten Lehre bekannte. Dieser hatte auch einen Altar fertigen lassen, aber, was als ungewöhnlich bezeichnet wurde, kein Schnitzbild oder Kruzifix dazu, sondern ein längliches Kästchen, das die Bundeslade des Alten Testaments darstellen sollte. In gutem Zustand befand sich auch die Kirche in Groß Jehser, in leidlicher Verfassung die Kirchen in Beesdau und Weißagk.

Fast noch schlimmer stand es mit den Pfarrerbehausungen; als schlichte Fachwerk- oder Holzbauten waren sie Brand oder Zerstörung leicht zum Opfer gefallen. Als einigermaßen bewohnbar werden ausdrücklich nur die in Beesdau und Weißagk genannt. In Schlabendorf war die Pfarrwohnung noch nicht wieder aufgebaut; der

Pfarrer besaß eine schlecht verwahrte Stube und eine Kammer; es gab darin weder Feuerherd noch Feuermauer. In Görlsdorf war die Pfarrwohnung 1642 ganz weggebrannt; der über 80 Jahre alte Pfarrer mußte in einem unsauberen, wüsten Bauernhäuslein in Frankendorf wohnen, von wo aus er seine Pfarrhufen nur schwer und mit Verlust bestellen konnte, und sollte überdies, da der Gutsherr dieses Bauerngütchen wieder mit einem Untertan besetzen wollte, in die Küsterei ziehen, in der er sich mit Gesinde und Vieh kaum behelfen konnte. An einen Neubau war nicht zu denken, weil sich die Eingepfarrten von Adel mit ihren Untertanen nicht über die Verteilung der Kosten einig werden konnten. Die Pfarrwohnung in Bornsdorf wird als ganz baufällig, dach- und fachlos geschildert; völlig unbewohnbar war die in Drehna, so daß auch kein Geistlicher dahin berufen werden konnte, obwohl ein Aufbau möglich, da die Mittel dazu durch Bar- und Getreidegefälle aufzubringen waren. Sehr baufällig waren auch die Pfarrwohnungen in Waltersdorf, Gießmannsdorf und Gehren. Lange dauerte es, bis Einigkeit über den Wiederaufbau der im Krieg zerstörten Pfarrwohnung in Zützen erzielt war, so daß sich der Geistliche lange mit einem ganz kleinen Häuschen begnügen mußte. Was die Küstereien anbelangt, so war die in Bornsdorf abgebrannt, die Gießmannsdorfer ganz baufällig und nur die Drehnaer neu aufgebaut.

In der kirchlichen Ausstattung fehlte es hier und da am Notwendigsten. Den vergoldeten silbernen Kelch in Schlabendorf hatte der Patron Jakob von Buxdorf für verfertigte Schneiderarbeit um drei Taler und etliche Groschen bei einem Schneider in Luckau versetzt; dieser gab aber vor, der Kelch sei beim letzten Stadtbrand mitverbrannt. Auch in Weißagk war kein Kelch vorhanden; man entlieh jedesmal den im Filial Gahro, worüber dieses Beschwerde führte, so daß die Visitatoren die Anschaffung wenn nicht eines silbernen, so wenigstens eines zinnernen verlangten. Aus der wüst gewordenen Filialkirche in Babben hatten die drei Bauern, die noch vorhanden waren, die größere Glocke nach Sonnewalde gebracht und vier Taler darauf geliehen; die andere holte sich die Gemeinde Drehna und versetzte sie später, um die Kontribution zahlen zu können, um acht Taler der Kirche in Calau. In Beesdau standen zwar zwei messingene Leuchter auf dem Altar, aber es mangelten die Kerzen; auch fehlte es dem Geistlichen schon viele Jahre an einer Kasel (= Meßgewand) samt weißem Chorrock. In Gehren war ebenfalls kein weißer Chorrock vorhanden. In Drahnsdorf, wo es seit Menschengedenken keinen Klingelbeutel gegeben hatte, wurde seine Beschaffung angeordnet, obwohl sich die Bauern halsstarrig zeigten.

Zur Zeit der Visitation waren fast alle Pfarrstellen besetzt mit Ausnahme der in Gehren, die von 1638 bis 1655, und des Diakonats in Golßen, daß von c. 1648 bis 1658 vakant blieb. Längere Vakanzen hatte es vorher in Schlabendorf (1627 bis 1640), in Weißagk (1636 bis 1647) und in Waldow (1632 bis 1651) gegeben. In Golßen verrichtete ein Student einige Predigten und empfing dafür etwas von der Diakonatsbesoldung; er war aber nicht ordiniert, und es hatte fast den Anschein, als ob der Oberpfarrer dies verhindere, um die Amtsverrichtungen und damit die Akzidenzien für sich zu haben, während die Bürgerschaft die Wiederbesetzung der Stelle dringend wünschte und auch bereit war, die Wohnung wieder aufzubauen. In Gehren hatte 1655 in der Fastenzeit die Frau Generalin von Wolfersdorf die Pfarre mit Christian Nathusius neu besetzt¹³, ihn aber zu einem schriftlichen Revers verpflichtet, mit 12 Scheffel Korn zufrieden zu sein und sie im übrigen weder mit größerer Besoldung noch mit Kirchen- und Pfarrbau zu beschweren. Außerdem waren der Pfarrei zwei Dotalen aus Riedebeck entzogen und dem dortigen Vorwerk zu Dienst-

leistungen überwiesen worden. Der Pfarrer, der in dieser Sache vor das Konsistorium zitiert wurde, erklärte, daß er nicht gegen den Revers, obwohl er ihm nach dem Urteil der geistlichen Behörde nicht zugemutet werden durfte, handeln wolle, verließ aber die Pfarrei und begab sich Michaelis 1657 nach Sonnewalde, um das Pfarramt in Schönewalde anzutreten, so daß die Gemeinde wieder ohne Hirten und an eine Besetzung nicht zu denken war, solange die Patronin auf einem derartigen Revers bestand. Nach Zützen, wo möglicherweise auch eine längere Vakanz vorangegangen war, wurde 1655 der aus Schlesien (Hartau) vertriebene Pastor Abraham Neumann berufen und der Sächsischen Kirchenordnung gemäß investiert.

Wie in Gehren hatte der Pfarrer auch andernorts Grund, über strittiges oder geschmälertes Einkommen zu klagen. So heißt es von Schlabendorf, Görlsdorf und Groß Jehser: „Die Besoldung der Pfarr und Küster anlangende, wird damit sehr genau gehandelt und oft um einen Groschen Mahlzeitessen, Stück Brot, Bißlein Flachs u. dergl. hart litigiert (gestritten), und was vor alters zu den Pfarren gestiftet, will jetzo nicht gestanden werden.“ Es wurden z. B. die Dienste und Gefälle, die nach einem alten Verzeichnis von einigen Bauerngütern in Egsdorf, dem Filial von Schlabendorf, zu leisten waren, gänzlich gelehnet. Ebenso war der Herr von Gersdorf dagegen, daß ein Bauer in Frankendorf, der vordem ein Pfarrbauer gewesen war und jährlich dem Pfarrer in Görlsdorf 20 1/2 Tage mit drei Pferden zu dienen hatte, dieser Verpflichtung weiter nachkam. In Bornsdorf klagte der Pfarrer, daß der verstorbene General von Wolfersdorf der Stelle die vier Stück Acker, die ihr der Vorbesitzer gegeben, entzogen und seinem Kutscher überlassen habe, welches auch der Grund war, daß der damalige Pfarrer den Ort verließ. Von der Kirche in Bornsdorf, die früher nur ein Filial von Goßmar gewesen war, hatte der hiesige Pfarrer jährlich 14 Scheffel Korn und 9 Gulden ohne die Akzidenzien erhalten. Durch die Trennung obiger Kirche von der Mutterkirche und den damit verbundenen Wegfall jener Einnahmen wurde das Einkommen des Pfarrers geschmälert, während anderseits der Unterhalt für den Bornsdorfer zu gering war. Eine schnelle Abhilfe fand des Pfarrers Samuel Büßer von Zieckau Klage über zu geringes Einkommen. Der Patron der Kirche, Landeshauptmann und Oberamtsverweser Seifried von der Dahme und die beiden anderen adligen Eingepfarrten, Heinrich von Birkholz auf Kümmitz und Kaspar Ernst von Karras auf Jetsch, bewilligten ihm „ein Ansehnliches an Getreidicht“ von ihren Häusern und den Höfen der Bauern, allerdings gegen die Verpflichtung, regelmäßig von Invokavit bis Ostern Fasten- und Passionspredigten in der Mutter- wie Tochterkirche zu halten¹⁴. In Kasel wurde die strittige Pfarrer- und Küsterbesoldung sofort durch die Visitatoren geregelt. Kontributionen und Plünderungen hatten auch den Pfarrern Verluste an Hab und Gut zugefügt; so waren u. a. dem in Pitschen zwei Pferde, ein Zugochse und eine Kuh von den Soldaten weggenommen worden.

Das kirchliche Vermögen wurde in den langen Kriegsjahren schwer geschädigt, die Vermögensverwaltung lag im argen. Von der Pfarre in Weißagk heißt es, daß sie über ein Inventar von 14 Scheffeln Korn verfügt habe, das 1619 dem damaligen Pfarrer zugestellt worden sei. Nach dessen Abzug 1638 hatte sie der Besitzer des Gutes dem neuen Pfarrer abverlangt und an sich genommen, so daß seitdem kein Inventar mehr vorhanden war. Dergleichen Mängel, betont der Bericht, seien auch bei anderen Kirchen gefunden worden, „daß die Inventaria entweder ganz abgekommen oder doch ziemlich geschmälert sein, welches an etlichen Orten durch Nachlässigkeit der Patrone, an etlichen der Kirchenväter und Gemeinen, an etlichen

der Pfarrer verursacht worden“. In Drahnsdorf hatte der Gerichtsjunker Alexander Christoph von Stutterheim vor seinem Tode der Kirche 30 Gulden zum Bau einer neuen Kanzel geschenkt. Sein Sohn erklärte, nichts davon zu wissen, wollte aber seine Mutter befragen und die Summe im Konkurs flüssigmachen. Ob es geschehen, wußte man jedoch nicht. Im Anschluß hieran berichten die Kommissare, sie hätten an vielen, ja den meisten Orten gefunden, „daß der Kirchen ihr Vermögen in großen Abfall gekommen, sonderlich was außenstehende Kapitalien sind; von denen werden an etlichen Orten ganz keine Zinsen abgeführt. Die meisten haften auf den wüsten Gütern, und sind die Kirchenbücher so übel bestellt, daß man daraus kaum einige Nachricht haben kann. Bei manchen Kirchen sind gar keine Bücher und Schuldregister vorhanden; es werden auch an etlichen Orten keine Kirchenrechnungen gehalten, welches dann Ursache, daß manche Kirche gar um das Ihrige kommen und nun ungebauet stehet und vollends zerfällt, indem sich weder Patronus noch die Eingepfarrten (der Sache) annehmen“. Kirchenrechnungen waren in Waltersdorf zehn Jahre lang nicht geführt worden. Als dann aber einmal eine vorgenommen wurde, kümmerte man sich um die ausstehenden Posten, die sich auf etwa 400 Gulden beliefen, gar nicht, sondern rechnete nur über wenige Säckelpfennige ab. Von den Kapitalien waren seit 1637 keine Zinsen abgeführt worden, und niemand dachte „bei Teufelholen“, wie der Pfarrer sagte, daran, auch nur das Geringste zu entrichten. Über das Vermögen der Kirche in Drehna und des zugehörigen Kirchleins in Babben konnte oder wollte niemand Auskunft geben, „und werden also diese Kirchen bei denen Kriegeszeiten und mangelnden Pfarrern gänzlich um dasselbe kommen sein“. In Waldow wurde die Kirchenrechnung nicht in ein besonderes Buch eingetragen, sondern nur auf nicht zusammengeheftete Blättchen geschrieben.

Übel sah es auch sonst in den kirchlichen Registraturen, wenn man überhaupt von solchen sprechen kann, aus. Nicht allein in Bornsdorf, sondern in vielen anderen Pfarreien fehlten die Kirchenbücher, in die die Eheschließungen, Taufen und Begräbnisse eingetragen werden sollten. Hier und da gab es auch keine Kirchenagende, so daß der Gottesdienst nicht einheitlich gehalten werden konnte.

Bei den kirchlichen Handlungen selbst zeigten sich mancherlei Ungleichheiten und Unzuträglichkeiten. In Beesdau gebrauchte der Pfarrer bei der Kommunion neben der Absolutionsformel auch den sog. Bindeschlüssel¹⁵, was sonst in keiner sächsischen Kirche üblich war, auch ließ er bisweilen Lieder singen, die den Leuten unbekannt waren. In Gießmannsdorf wünschte der Offizial als Patron, daß auch in der Fastenzeit Passionspredigten gehalten würden, und der Ortsgeistliche war dazu auch gegen einen geringen Beichtpfennig bereit, die Gemeinde aber lehnte diese Predigten als eine Neuerung ab. In Krossen und anderwärts wurde das von Dresden her anbefohlene allgemeine Kirchengebet nicht ungeändert abgelesen, sondern mit Zusätzen versehen oder gekürzt. Mancher Pfarrer unterstand sich auch, die Fürbitten und Dank-sagungen für fürstliche Personen in einem kurzen Extrakt zusammenzufassen und diesen nach Gutdünken vorzutragen. Ganz ungleich im Luckauer Kreise wurde die Kirchbuße als Strafe bzw. ihre Ablösung in Geld bei unehelichen Müttern gehandhabt. „An etlichen Orten“, so heißt es im Bericht, „ist sie weit über Menschen-gedenken gewesen, an etlichen nur vor wenig Jahren und einig und alleine auf eines Pfarrers Gutdünken und propria autoritate introduziert, auch denen Delinquenten auferlegt, bald aber, wenn sie etwas Geld gegeben, so der Pfarrer zu sich genommen, ihnen erlassen worden, und ist die Kirchenbuße an etlichen Orten daher entstanden, wenn eine Delinquentin dem Pfarrer nicht alsobald einen Taler vor die Taufe des

unechten Kindes gegeben.“ Der Mißbrauch, der dabei im Spiele war, wurde von der Kommission zwar erkannt und gerügt, eine Abhilfe aber als eine Angelegenheit des Konsistoriums noch ausgesetzt. Ebenso verfuhr man hinsichtlich der sog. Aposteltage, die an einigen Orten gebräuchlich, an anderen nicht gebräuchlich waren.

In übler Verfassung befand sich der Schulunterricht auf dem Lande, der als Katechismusunterricht im wesentlichen Aufgabe der Küster war. An einigen Orten wie in Drehna war dieses Amt seit Jahren nicht besetzt, in anderen gab es zwar Küster und Schulmeister, sie hatten aber von ihren Patronatsherrn noch keine Vokationen erhalten. Über den Küster im Filial Buckow beschwerte sich der Pfarrer, „daß er sich oft bei dem Trunke befinde und bei der Völlerei Unfug, Zänkerei, auch wohl Schlägerei anfinde und seinen Kirchendienst dadurch schimpfriere“. In Schlabendorf, Görlsdorf und Groß Jehser wurde des Sonntags nicht, wie üblich, der Katechismus vorgelesen, auch von den Küstern, abgesehen von dem im Filial Frankendorf, keine Schule gehalten, weil die Eltern ihre Kinder nicht schickten. Auch in Goßmar wurde der Katechismus das ganze Jahr über nicht behandelt, ausgenommen in der Fastenzeit, wo der Küster ihn der Jugend vorlas, sie aber nicht darin examinierte. An vielen Orten waren alte Leute nicht imstande, aus dem Katechismus zu beten.

Bedenklicher war es, daß sich auch unter den Geistlichen selbst neben denen, deren Lehre und Lebenswandel als untadlig gewürdigt wurde, wie bei den Pfarrern von Schlabendorf, Görlsdorf und Groß Jehser, so mancher befand, dessen Vorleben oder Verhalten nicht einwandfrei war, wenn auch manche Anschuldigung, die gegen einen Seelsorger erhoben wurde, sich als übertrieben oder nicht stichhaltig herausstellen mochte. So hatten die Eingepfarrten von Adel den Pfarrer Petrus Donatus in Groß Jehser beschuldigt, daß er schlechte Predigten hielte, „daraus sie weder Lehr noch Trost nehmen könnten“, die Visitatoren aber nach sorgfältiger Prüfung festgestellt, daß er zwar ein einfältiger Priester sei, jedoch seine Predigten nach der Heiligen Schrift und der Augsburgerischen Konfession richte. Der 1648 vom General von Wolfersdorf nach Weißagk ins Pfarramt berufene M. Eustachius Möllerus hatte an seiner früheren Stelle bei Eilenburg, als „bei der Nacht ein Tumult von etlichen vollgesoffenen Pauern, welche Birnen aus wüsten Gärten in demselben Dorfe stehlen wollten, entstanden“, mit einem Stock auf sie eingeschlagen und dabei einen Übeltäter so schwer getroffen, daß er nach acht Tagen starb. Der Pfarrer sollte relegiert werden, gab aber seine Stelle freiwillig auf und kam auf eine Eingabe an den Kurfürsten mit einer Geldstrafe von 150 Gulden davon. Er wurde in seinem neuen Amt belassen, da weder vom Patron noch von der Gemeinde „sonst keine sonderliche Beschwer in doctrina et vita“ wider ihn vorgebracht wurde. Der Pfarrer Tobias Roch in Bornsdorf, der fremde Personen, die mit anderen in Unversöhnlichkeit und Zorn lebten, in seiner Kirche absolviert und ihnen das Abendmahl gereicht hatte, erhielt einen ernstlichen Verweis und gelobte, derartige Excessus nicht mehr zu begehen. Er wurde ferner auf eine Anschuldigung des Küsters, „daß er aus Geiz den Wein den Kommunikanten entzöge, nur daß vor ihm etwas Wein übrig bleibe“, eindringlich angewiesen, dafür zu sorgen, daß genügend Wein für jeden Kommunikanten vorhanden sei. Gegen den 58 Jahre alten Pfarrer Jacobus Schmollerus in Goßmar wurde, u. a. auch vom Landphysikus, Beschwerde erhoben, daß er Krankheiten kuriere. Der Geistliche erklärte dazu, daß er zwar nicht Medizin studiert, sie aber von seinem Vater her „in etwas begriffen“ und schon etwa 30 Jahre lang Heilungen bei den Bauern vorgenommen hätte, um sein geringes Einkommen zu verbessern. Es wurde ihm ferner vorgehalten, daß er mit seinem Eheweibe habe „anfangs zu geschwinde

raufen lassen“. Die Angelegenheit erledigte sich, weil Schmoller bald nach der Visitation starb. Der Superintendent Knetzel in Sonnewalde¹⁶ und der dortige Diakonus Otte hatten nach Aussage des Weißagker Pfarrers in ärgerlichem Streit miteinander gelebt, der sogar zur Entrüstung der Gemeinde vor dem Altar nicht haltmachte; auch sollte jeder dem anderen Ehebruch vorgeworfen haben. Von Knetzel, der den Ort bald verlassen mußte, hieß es weiter, daß er dem Trunk ergeben sei und seines Weibes Vermögen durchbringe. Am Drahnsdorfer Pfarrer Sebastian Starcke wurde gerügt, daß er sich selbst das Abendmahl reiche, auch keine Beichte vorher abzulegen pflege, und deshalb, weil dergleichen auch an anderen Orten vorkam, angeordnet, daß jeder Pfarrer einen Beichtvater haben müsse, von dem er das Abendmahl empfangen sollte. Ernstlich zur Rede gestellt wegen vieler Beschwerden über garstige Sachen wurde der Pfarrer Paul Plutzkovius in Waltersdorf und ihm, der sie nicht zugeben wollte, ein Verfahren vor dem Konsistorium angedroht.

Die langen Kriegsjahre hatten vielfach eine Verwilderung der Lebensweise und Sitte bei den schwergeplagten Bauern zur Folge. Über Fluchen und Gotteslästerungen wurde besonders in den Pfarrsprengeln Schlabendorf, Görlsdorf, Groß Jehser, Waltersdorf, auch Drehna geklagt; in Waltersdorf ferner über Saufen und Schlägerei sowie über das Arbeiten am Sonntag, so daß der Gottesdienst versäumt wurde. Eine weitere Ursache der Vernachlässigung des Gottesdienstes bildeten die Sonntagsmärkte in den nahe gelegenen kleinen Städten. Die Visitatoren regten deswegen deren Abänderung bei den Ständen an. In Einzelfällen ging es um ärgerliche Ehesachen und unchristlichen Lebenswandel. Aberglaube und Zauberei spukten noch stark in den Vorstellungen der Leute. In Zieckau ließ der Pfarrer bei einem Unwetter die Glocken läuten, um es zu vertreiben; ein Verfahren, das als päpstlicher Aberglaube in der Sächsischen Kirchenordnung verboten war. Der Brauch war früher auch in anderen Kirchorten des Kreises geübt worden. Da hatten sich aber die anderen Dörfer, die keine Glocken besaßen, beschwert, „daß ihnen von Dörfern, da geläutet wird, das Gewitter zugetrieben und sie dadurch in Schaden gesetzt würden“. In manchen Dörfern ließen sich die Leute vom Küster Taufwasser geben, um abergläubisches Wesen damit zu treiben. Die Visitatoren verboten deshalb den Küstern, jemandem solches Wasser zu verabfolgen, und geboten ihnen bei Verlust ihres Dienstes, es nach der Taufe sofort wegzugießen und die Zauberei nicht befördern zu helfen. In dem zum Drehtaucher Kirchspiel gehörigen Dorfe Gollmitz lebte ein altes Weib, insgemein Pipern Lene genannt, zu der die Leute gingen, wenn sie kranke Kinder oder krankes Vieh hatten oder Dinge vermißten, um sich Rat zu holen. „Dieses alte häßliche Weib“, heißt es im Bericht, „hat zwar mit Tränen sich entschuldigen wollen, daß sie kein Böses täte und nicht Zauberei triebe, sondern sie verstünde sich auf Kräuter, damit sie kranken Menschen und Vieh helfe; verlorene Sachen wüßte sie nicht zuzuweisen. Und als man ihr vorgehalten, daß unlängst ein Bäcker aus Luckau bei ihr gewesen und sie wegen seiner umgeschlagenen (= verdorbenen, sauer gewordenen) Biere zu Rate gezogen, hat sie solches in keiner Abrede sein können, sondern zugestanden, daß sie ihm geraten, er sollte neunerlei Holz, welches er selbst zusammenlesen könnte, in das Bier werfen, so würden die folgenden Biere besser geraten, er sollte aber nur auch fleißig beten, so würde Gott ihn segnen. Er hätte aber zur Antwort gegeben, Beten würde allhier nicht viel helfen.“ Da die Kommission der Meinung war, daß durch dieses Weib viele Leute verführt würden, die solches abergläubische Treiben für keine Sünde hielten, stellten sie es den Ständen anheim, diesem Übel zu steuern.

Erschwert wurde den Visitatoren vielfach ihre Tätigkeit durch ein ablehnendes oder widerspenstiges Verhalten mancher Gutsherrn und Patrone. So war Kuno Friedrich von Drahdorf, Besitzer des Dorfes Wüstermark, das zwar nicht zur Niederlausitz, aber als Filial zur Mutterkirche Waltersdorf gehörte, trotz wiederholten Ersuchens nicht zur Visitation erschienen, obwohl der Propst in Schlieben kein Inspektionsrecht an diesem Dorf für sich in Anspruch nahm. Der Obristwachtmeister Carus in Krossen weigerte sich bei der Visitation, über das Kirchenvermögen des Filials Falkenhain Auskunft zu geben. Als man über die Anlagen zum Pfarrbau in Zützen beraten wollte, ging der Besitzer des eingepfarrten Dorfes Sagritz, Rittmeister Hohenstein, gar nicht auf die Vorschläge ein, sondern entfernte sich mit Unwillen. Am übelsten wohl benahm sich Bernhard Friedrich von der Drössel in Drahdorf. Als nämlich die Kommission die Bauern zum Bericht und zum Gebet berief, ließ er sich nach Aussage seines Stiefsohns Wolf Magnus von Stutterheim, mit dem er in Streit lag, zu der Äußerung hinreißen: „Hätte denn der Teufel itzo die sakramentische Pfaffen herführen müssen, da er seine Leute nicht entbehren könnte? Er scheiße in das Beten.“

Die Aufmerksamkeit der Visitatoren richtete sich auch auf die wenigen Anhänger nichtlutherischer Konfessionen, von denen der eine oder andere in den kriegsrischen Zeiten ins Land verschlagen sein möchte. Der Patron von Zützen, Oberstleutnant Herbert Frost, gehörte dem reformierten Bekenntnis an und begab sich zur Kommunion stets nach Berlin. Wie erwähnt, hatte er eine neue Kirche bauen lassen, besuchte auch fleißig die Predigt und führte kein ärgerliches Leben. Der Besitzer von Waltersdorf, Job Kaspar von Bomsdorf, war katholisch; er sollte sich dahin geäußert haben, daß er seine Söhne, die ihm Gott schenken würde, katholisch, die Töchter aber lutherisch taufen lassen würde. Katholiken hatte es auch in den Kirchspielen Schlabendorf, Görlsdorf und Groß Jehser gegeben; sie waren aber z. T. schon der lutherischen Kirche beigetreten, z. T. hatten sie sich bereit erklärt, sich in Kürze zur lutherischen Beichte einzufinden. Sie besuchten auch nach dem Zeugnis des Pfarrers fleißig die Predigten und waren andächtig beim Gebet, „daß man zu ihrer Bekehrung gute Hoffnung setzet“. Wenig erfreulich war ein katholischer Mann, der sich in Drehna aufhielt. Er besuchte keine Kirche, sondern führte ein sehr ärgerliches Leben, fluchte und war auch der Hurerei verdächtig. Der Aufforderung, vor der Kommission zu erscheinen, folgte er nicht.

Betrachten wir noch kurz das Verfahren der Visitatoren in den ländlichen Pfarrsprengeln, zu denen auch das kleine Ackerbürgerstädtchen Golßen gerechnet werden muß. Ihrem Auftrag und ihrer Richtschnur entsprechend, nahmen sie Kenntnis von den kirchlichen, persönlichen und sittlichen Verhältnissen in Erörterungen mit Pfarrern, Küstern und Gemeinden unter Hinzuziehung der Patronatsherren und der Eingepfarrten von Adel. Offenbare Mißstände wurden sofort behoben, andere Dinge durch entsprechende Weisungen für die Zukunft geregelt; besondere Fälle, die über die Kompetenzen der Kommission hinausgingen, weil es sich dabei um kirchliche und geistliche Fragen von grundsätzlicher Bedeutung handelte, überwies man zur Entscheidung an das ständische Konsistorium bzw. die Stände.

Besondere Aufgaben harrten der Visitatoren in der Stadt Luckau. Hier mußten sie sich mit den Beschwerden des Rats gegen die Kirchen- und Schulbedienten wie dieser gegen den Rat beschäftigen, vor allem aber mit einem Memorial, in dem die Bürgerschaft durch Ausschuß, Viertel und Gewerke ihre gravamina wider den Rat vorbrachte. Mit ihrer Erörterung war dieser zwar einverstanden, jedoch mit der Einschränkung, soweit es ohne Schmälerei und Schädigung ihrer *jurium episcopali*um

geschähe. Die Kommission, die die Inanspruchnahme bischöflicher Rechte seitens des Rats der Stadt als unzulässig empfand, fühlte sich veranlaßt, den Ständen davon Mitteilung zu machen, „damit niemand zur Ungebühr sich in *particulari* des *iuris episcopalis* anmaßen noch die Landes-Privilegia disputieren möge“.

In den 30 Artikeln des Memorials, die erörtert werden mußten, handelte es sich in der Hauptsache um Klagen der Bürgerschaft gegen den Rat über Schmälerung von Besitz und Einkommen der Kirche und der Hospitäler sowie über Beeinträchtigung des Kirchenbaus. U. a. wird dem Rat vorgeworfen, daß er die Dienstgelder zu Wierigsdorf, die der Kirche gehörten, die Dörfer Drahnsdorf, Kreblitz und Zauche, das Dorf Wentdorf zum Schaden der Kirche verkauft habe, ferner Kirchenzinse und drei der Kirche gehörige Braupfannen, weiterhin Hospitaläcker verkauft und die Schäferereien zu Goßmar, die dem Hospital gehörten, verpachtet habe. Verlangt wurde eine Feststellung, wie viele wüste Güter in den Dörfern, die zur Kirche, Kapelle und zu den Hospitälern gehörten, der Rat veräußert habe, desgleichen, wohin die Pfarräcker gekommen seien. Der Rat, so wird weiter geklagt, habe den Kirchenbau verzögert, indem er schon bereitliegendes Holz anderweitig verwendet und Steine vom Kloster¹⁷, die für die Kirche nötig gewesen, weggebracht habe. Es wird die Frage gestellt, wo die Gelder geblieben seien, die für den Kirchenbau gesammelt worden seien. Man beklagte auch die Wegnahme der der Kirche vermachten Gelder, von 80 Scheffel Korn und 500 Taler, die ihr zuständig, und stellte fest, daß von dem stattlichen Einkommen der Kirche nichts übrig sei, „mutmaßet die Bürgerschaft daraus, weil niemalen Rechnung gehalten wird, eines erschrecklichen Eigennutzes“. Daß man alles hervorsuchte, was sich nur immer an Beschwerden gegen die Stadtobrigkeit finden ließ, zeigt etwa folgende Klage: „Auch hat die Kirche ein stattliches Seil machen lassen, welches viel Geld gekostet. Der Rat hat solches verliehen, weiß fast niemand, wo nun solches blieben, mag wohl an einem Ort liegen und verfaulen.“ Alle diese Punkte wurden mit großer Mühe erörtert und in Ordnung gebracht, doch erfahren wir aus dem Bericht nicht, in welcher Weise. Da die Kirchenvisitation bald von den Ständen suspendiert wurde, blieb schließlich faktisch noch vieles in der früheren Unordnung stecken.

Die Hauptbeschwerde, die der Rat gegen die Kirchen- und Schuldiener vorbrachte, betraf die Unterlassung des sog. Kapellsingens, das auf einer alten Stiftung beruhte¹⁸. Es war aufgegeben worden, weil man sich keine Erbauung mehr davon versprach, da alles lateinisch gesungen wurde. Im Gegensatz zum Rat, der keine Änderung wünschte, schlugen die Visitatoren vor, einige lateinische Hymnen beizubehalten, aber einen deutschen Morgensegen und das *Te deum laudamus* deutsch zu singen. Das Singen kam aber nicht in Gang, zumal es an einem *praecentor* (= Dirigent des Sängerkhors) fehlte, so daß die Kommission die Regelung dem Konsistorium anheimstellte.

Die Visitatoren schlossen ihren Bericht mit einem Ersuchen an die Stände, dafür Sorge zu tragen, daß sich jede visitierte Kirche eine Aktenabschrift gegen Erlegung der gewöhnlichen Schreibgebühr besorge — einige Adlige und Kirdspiele hatten bereits eine solche angefordert und erhalten —, ferner, daß bei dem Konsistorium eine Matrikel angelegt würde, in der die Besoldungen der Pfarrer und Schulmeister sowie die Kircheninventare aufgezeichnet waren, und erwarteten einen Beschluß der Stände über den Abschluß der Visitation im Luckauer Kreise sowie die Fortsetzung dieses heilsamen Werkes in den übrigen Kreisen.

Diese Erwartung sollte sich nicht erfüllen. Über ein Jahrzehnt blieb die Angelegenheit zunächst liegen. Wenn die Stände die Fortsetzung einstellten, so war sicherlich dabei die Wandlung in der politischen Stellung des Markgrautums mit ausschlaggebend, die darin bestand, daß am 22. April 1657 Herzog Christian von der neubegründeten Nebenlinie Sachsen-Merseburg an die Spitze des Landes trat und von dieser neuen Regierung auch Veränderungen in seiner Verwaltung zu erwarten waren. Daß ihm das höchste Aufsichtsrecht auch in Kirchensachen gebühre, erklärte der neue Herr schon 1661 sehr bestimmt. Am 6. August 1667 richtete er dann an Stelle des ständischen ein landesherrliches Konsistorium ein, dessen Aufgabenkreis durch die Instruktion vom 7. März 1668 genauer umschrieben wurde¹⁹. Ein Jahr später wandte sich das Konsistorium an den Herzog mit der Bitte, nunmehr endlich allgemeine Visitationen anzubefehlen, wies aber zugleich auf die Schwierigkeit bei der Durchführung hin, die darin bestünde, daß keine Matrikel über Kirchen- und Pfarreinkommen, Stiftungen usw. vorhanden sei, mit deren Hilfe man z. B. Besoldungen festsetzen und Kirchenbauten fördern könnte, und erbaten darüber eine Verordnung. Der Herzog aber ging auf die Matrikelsache gar nicht ein, verlangte nur die Einsendung der Visitationsakten des Luckauer Kreises. Dies geschah; gleichzeitig schlug das Konsistorium vor, zur Vermeidung großer Ausgaben die Visitationen nur durch zwei Personen, einen Konsistorialvertreter und einen ständischen Beamten, vornehmen zu lassen, erklärte aber nochmals, daß man ohne Matrikel nichts machen könnte. Da keine Antwort erfolgte, stellte das Konsistorium dem Herzog im Jahre 1670 nochmals die Dringlichkeit einer Generalvisitation vor im Hinblick auf die große Unordnung und allerlei Mißbräuche im Lande, speziell, daß „manche Stipendien in Abfall geraten und bei den Gottesdiensten ungleiche Zeremonien gehalten werden“, und erinnerte wieder an die fehlende Matrikel. Wieder ging der Herzog, dem an einer möglichst schnellen Durchführung der Visitation selbst ohne Weiterung und unnötigen Aufwand liegen mochte, auf die Matrikelsache nicht ein, sondern verlangte im Dezember des Jahres „vor allen Dingen“ die Übermittlung eines Entwurfs für das Visitationsverfahren. In seiner Antwort verwies das Konsistorium auf die Sächsische Kirchenordnung, die doch auch für Visitationsangelegenheiten noch maßgebend sei, und schlug vor, zur Erleichterung und Beschleunigung der Sache die darin enthaltenen Visitationsartikel mit dem Synodaldekrete zu verbinden und dadurch zu ergänzen, die Matrikel aber möglicherweise bei dem Visitationsgeschäft selbst aufzustellen. Die Kosten müßten gemeinsam vom ganzen Lande und von den Ständen aufgebracht werden. Eine weitere Einsparung wäre möglich, wenn die Visitation für mehrere benachbarte Kirchen an einem Ort stattfände. Dem Herzog wurde anheimgestellt, darüber zu befinden, wie die Visitation im Stift Neuzelle²⁰ und in den Herrschaften Forst und Sorau durchgeführt werden sollte; ferner wurde eine nochmalige Visitation im Luckauer Kreise als notwendig erachtet. 1671 erfolgte endlich der Bescheid, daß die „hochnotwendige Generalvisitation in unserem Markgrafentum Niederlausitz“ mit göttlicher Hilfe ehestens vorgenommen werden sollte. Die neuen Schwierigkeiten, die sich der Verwirklichung des Vorhabens in den Weg stellten, bestanden wohl hauptsächlich darin, daß es den Ständen nicht gelang, sich über die Höhe ihres Kostenbeitrags zu einigen. Außerdem fehlte es weiter an regelnden Grundsätzen, nach denen man im einzelnen Falle bei Klagen in Besoldungs- und anderen Angelegenheiten entscheiden konnte. Die Unordnung in den kirchlichen Verhältnissen hielt an, dauernd liefen Beschwerden. 1677 baten Direktor, Räte und Assessoren des Konsistoriums nochmals um die Durchführung der Visitation, und der Herzog äußerte sich am 9. Januar 1678 dahin: „Wir wollen Euch nicht bergen,

daß Wir das sowohl hochnotwendige als nützliche Werk zu befördern Uns angelegen sein lassen werden“. Es kam aber auch jetzt nicht dazu; wenigstens verlautet aus den mir bekannten Unterlagen nichts weiter über diese Angelegenheit.

Aus den Worten des sonst als tatkräftig bekannten Herzogs, dem sicherlich die rasche Herbeiführung geordneter kirchlicher Verhältnisse in seinem Lande am Herzen lag, klingt fast etwas wie Resignation. Auch an dem guten Willen der Stände, die Visitation in Gang zu bringen und damit dem Lande aufzuhelfen, braucht nicht gezweifelt zu werden. Beide Teile wurden aber der äußeren Schwierigkeiten, die ihrem Bemühen hemmend in den Weg traten, Schwierigkeiten, die letztlich ihren Grund in der kümmerlichen Wirtschafts- und Finanzlage nach den furchtbaren Kriegzeiten hatten, nicht Herr. Die Kirchenvisitation von 1653 bis 1658, die noch dazu nur einen kleinen Teil der Landschaft betraf, war und blieb die einzige in ihrer Geschichte bis zur preußischen Zeit, denn die 1720 von den Gubener Kreisständen geforderte kam nicht zustande¹. Die ärgsten kirchlichen Mißstände werden jedenfalls allmählich durch die Tätigkeit des neuen, straffer organisierten Konsistoriums beseitigt worden sein.

Anmerkungen:

¹ Als Bd. 6 (= Quellenwerke Bd. 2), Berlin 1963, aus dem Nachlaß von Victor Herold hrsg. von G. Zimmermann, bearb. von G. Heinrich; vgl. Besprechung von E. Faden im Jb. 14, 1963, S. 137 f.

² Veröffentlichungen IV/1, Berlin 1931, hrsg. von V. Herold.

³ Vgl. G. Müller: Visitationsakten als Geschichtsquelle. In: Dt. Gbll. 8, 1906, Nachträge 16 u. 17.

⁴ Vgl. hierüber wie über das folgende u. a. G. Müller: Die Kirchenvisitationen und Kirchenordnungen in dessen: Verfassungs- u. Verwaltungsgesch. der sächs. Landeskirche, in: Beitr. z. sächs. Kirchengesch. 9, 1894, S. 152 ff.; 10, 1895, S. 1 ff.; K. Pallas: Die Registraturen der Kirchenvisitationen im ehemals sächs. Kurkreise. 5. Teil: Die Ephorien Liebenwerda und Elsterwerda, Halle 1914, und für die den Luckauer Kreis berührenden Visitationen Tzschabran: Doktor Martin Luthers Verbindungen mit der Niederlausitz. In: N.-Laus. Mag. 59, 1883, S. 232 ff.; für das Amt Senftenberg G. Paulitz: Chronik der Stadt u. des Amtes S. 1892 ff., S. 401 ff.

⁵ Vgl. V. Herold: Zur ersten lutherischen Kirchenvisitation in der Mark Brandenburg 1540 bis 1545. In: Jb. f. brand. Kirchengesch. 20, 1925, S. 5—101; 21, 1926, S. 59—128 und 22, 1927, S. 25—137; ferner für alle Generalvisitationen die Einleitungen in den Anm. 1 und 2 angegebenen Veröffentlichungsbänden mit Literaturangaben.

⁶ Vgl. F. Th. Lademann: Kirchengesch. der Stadt u. Herrschaft Cottbus i. d. N/L., 1798, S. 21 f.

⁷ Vgl. L. Große: Entwicklung der Verfassung u. des öffentl. Rechtes der Niederlausitz. SA. aus N.-Laus. Mag. 55, 1878, S. 42 ff. Consistorium (Ständisches); R. Lehmann: Gesch. der N/L., 1963, S. 221 ff.

⁸ Vgl. R. Lehmann: Die Reformation in der N/L. In: Jb. f. brand. Kirchengesch. 25, 1930, S. 83—117.

⁹ Ständisches Archiv, später Landesarchiv Lübben (seit 1958 LHA, Potsdam): Ständekakten A 4 Nr. 29 Landesacta (1622—1658) 1659 Bl. 209—218 u. Bl. 237—286; vgl. dazu R. Lehmann: Geschichte d. N/L., S. 293.

¹⁰ Die Herrschaft Sonnewalde war meißnisches bzw. kursächsisches Lehen, wurde aber im übrigen zur N/L. gerechnet. In der zweiten Hälfte des 17. Jh. kam es zu langwierigen Differenzen zwischen Kursachsen und Sachsen-Merseburg bzw. dem Besitzer der Herr-

schaft, Graf zu Solms, und den Niederlausitzer Ständen über die Zugehörigkeit in Militärangelegenheiten, die Jurisdiktion in geistlichen u. weltlichen Sachen sowie die sog. Mitleidenheit, die schließlich 1743 durch landesfürstliches Reskript in der Weise beigelegt wurden, daß die Herrschaft bezüglich der Landeshoheit, in Militärangelegenheiten, Kirchen-, Polizei-, Armen- und Brandsachen zu den kurfürstlichen Erbländen zu rechnen sei, hinsichtlich der Mitleidenheit, des Zollwesens und der Biersteuer aber zur Niederlausitz.

- ¹¹ Vgl. L. Große, a.a.O., S. 12 ff.
- ¹² Vgl. R. Lehmann: Geschichte der N/L., S. 238—240.
- ¹³ Vgl. dazu das 5. IV. 1658 datierte ausführliche Protokoll des Konsistoriums in Abschrift von Gallus, Visitationsakte zum Gehren den 13. I. 1658. In: Der Heimatwanderer, Luckau 1931, Nr. 6 u. 7.
- ¹⁴ Vgl. O. Eichler: Kirchliches Leben (betr. Visitationsbericht von Zieckau von 1654). In: Heimatkalender f. d. Kr. Luckau, 1929, S. 55—57.
- ¹⁵ Eine bei der Kommunion vom Geistlichen gebrauchte Formel des Lösen und Bindens; vgl. über die Schlüsselgewalt Hauck: Realencyklopädie XVII, S. 621 ff.
- ¹⁶ In dem von O. Fischer bearb. Ev. Pfarrerbuch f. d. Mark Brandenburg nicht genannt.
- ¹⁷ Es handelt sich um das frühere Dominikanerkloster, dessen Baulichkeiten im Kriege schwer gelitten hatten.
- ¹⁸ Diese Stiftung stammte von dem Luckauer Patrizier Paulinus Richard, der 1431 (s. R. Lehmann: Luckauer Urkunden, Nr. 142) bestimmte, daß in der von ihm erbauten Marienkapelle täglich 7 Priester die kanonischen Horen zum Lobe der heiligen Jungfrau singen sollten. Nach Einführung der Reformation wurde das Singen noch fortgesetzt, doch traten an Stelle der 7 Priester die drei evangelischen Geistlichen und vier Lehrer. 1790 hörte das Horasingen auf. Vgl. Petersen: Chronik der Stadt Luckau, 1904, S. 156 f.
- ¹⁹ Vgl. R. Lehmann: Geschichte der N/L., S. 265 f.
- ²⁰ Das Gebiet des Stifts Neuzelle, dessen Bestehen durch den Traditionsrezeß von 1635 gesichert war, hatte sich der lutherischen Lehre so gut wie ganz angeschlossen.
- ²¹ Vgl. R. Lehmann: Geschichte der N/L., S. 394.

Theodor Fontane und sein Fuhrherr Moll aus Fürstenwalde

Das Wertvollste in dem Bild der märkischen Landschaft, das uns Fontane in seinem Werk schenkt, bleibt der Mensch. Ehe wir auf dem Schaffenswege des Dichters die „Großen und die Kleinen“ in seinen Meisterromanen erleben, begegnen wir in den „Wanderungen“ ihren Vorgängern, mit gleicher Anteilnahme und innerer Wärme gezeichnet: den großen Gestalten brandenburgischer Vergangenheit in ihrem Mühen, diese Landschaft zu erhalten und zu formen, dann daneben den zahlreichen Zeitgenossen, denen Fontane auf seinen Wegen begegnet, die von ihrem Erlebten und Erlauschten berichten konnten, und von denen er sagt: „Das Beste aber, dem Du begegnen wirst, das werden die Menschen sein, vorausgesetzt, daß Du Dich darauf verstehst, das rechte Wort für den „gemeinen Mann“ zu finden. Verschmähe nicht den Strohsack neben dem Kutscher, laß Dir erzählen von ihm, von seinem Haus und Hof, von seiner Stadt oder seinem Dorf, von seiner Soldaten- oder Wanderzeit... Du wirst, wenn Du heimkehrst, nichts Auswendiggelerntes gehört haben..., der Mensch selber aber wird sich Dir erschlossen haben. Und das bleibt doch immer das Beste.“

Allen diesen Landsleuten, neben dem Kutscher dem Fischer im Spreewald, dem Schiffer auf der Dahme, der Wirtin im Dorfkrug, dem alten Mütterchen aus dem Walde, den Holzhauern, Gutsarbeitern und Wilderern, ihnen allen wußte Fontane in rechter Weise einen „Guten Tag“ zu wünschen, um dann mit ihnen vom Glück und von der Last der Zeiten zu erzählen und sich von ihrem Schicksal berichten zu lassen. Diese Gespräche zeigen Eigenartiges und Großes seiner epischen Kunst, das ja auch seinen übrigen Werken so charakteristisch ist; dann aber auch sehr Bedeutungsvolles, das bei dem Blick auf die großen historischen Gestalten nur zu leicht in den Hintergrund tritt. Durch diese Begegnungen und Gespräche wird das Vergangene so zeitnah, und sie leuchten hinein in das Alltagsleben, das das historisch Gewordene umgibt. Eins der schönsten Beispiele für diese dichterische Kunst Fontanes ist die „Osterfahrt in das Land Beeskow-Storkow“. Dieser damals so „wenig bekannte Winkel, der nichtsdestoweniger seine Schönheit und seine Geschichte hat“, ist das märkische Land, das der letzte große Bogen der Spree südlich von Berlin umfaßt und den die Dahme (die wendische Spree) im Westen abschließt. Bereits am Abend vor der Reise war Fontane nach Fürstenwalde gekommen, und so konnte sie in aller Morgenfrühe beginnen. Seinem Grundsatz getreu hatte er seinen Platz neben dem Kutscher eingenommen, „der eigentlich kein Kutscher war, sondern ein Fuhrherr und durch gute Haltung in jedem Augenblick den Beweis führte, daß er bei den Potsdamer Ulanen gestanden. Er hieß Moll.“

Was Fontane weiter von ihm sagt und was in den anregenden Gesprächen, die er mit ihm führte zum Ausdruck kommt, zeigt, wie wertvoll ihm diese Bekanntschaft geworden ist. Wir spüren, wie sich ihm dadurch nicht nur Natur und Menschen dieser Landschaft am Scharmützelsee in eindrucksvoller Weise erschlossen haben, sondern für ihn auch eine Persönlichkeit, die — im Verhältnis zu gleichartigen in seinen Wanderungen — eine besondere Würdigung wert ist. So entsteht dann das Bild dieser Landschaft: Die großen Steine in den Rauener Bergen, die Kiefernwaldungen und Kolonistensiedlungen auf dem sandigen Boden, der den Bauern arm und so „schlimmhart“ macht, der große und schöne Scharmützelsee, den die Löschebrände für zwei blanke Taler kauften, das Geschlecht, in dessen Geschichte sich so vieles vom Glücks-

500jährige Lindenallee
bei Pfaffendorf, östl. des
Scharmützelsees



rad und Wechsel der Dinge erkennen läßt. Daneben führten beide Gespräche mit der Holzsammlerin am Waldrand, der Wirtsfrau im Dorfkrug und den Lehrern von Saarow und Pieskow. Moll wußte das alles mit seinen lebensphilosophischen Anmerkungen zu vertiefen und zu ergänzen und Fontane mit Humor zu würzen. So wird dieses ganze Kapitel des „Spreeland“, das uns von der Bischofsstadt Fürstenwalde über Rauhen nach Saarow und Pieskow an den Scharmützelsee, von da nach Groß Rietz, Storkow und Blossin führt, durch das Zusammentreffen dieser beiden in seiner lebendigen Form und seinem reichen Inhalt eins der schönsten des ganzen Werkes.

Aus dem Bericht ergibt sich einiges, zwar recht Wesentliches über Moll selbst, über sein Leben und seinen Charakter. Doch ist bei seiner gesprächigen und mitteilbaren Art anzunehmen, daß Fontane auf der mehrtägigen Reise, die sie zusammenführte, weit mehr von ihm erfahren hat. Noch glaubhafter wird uns das jetzt, da bei seinen Nachfahren ein Familienbuch, eine Autobiographie, aufgefunden wurde, das von seinem an Ereignissen reichen Leben berichtet und das Bild dieser Persönlichkeit, wie es uns Fontane geschenkt hat, in ausführlicher Weise bestätigt und ergänzt.

Karl Moll war Hinterpommer, wie er es Fontane selbst gesagt hat. In Gohrband bei Köslin wurde er als Sohn eines Kleinbauern geboren. Die ersten 20 Jahre seines Lebens hat er in seiner Heimat zugebracht und sie gut im Gedächtnis behalten, wenn

er auch später durch seine vielen Fahrten ein guter Kenner der Mark wurde. „Eine propre Gegend... Da is mehr los als hier. Denn was haben Sie denn hier? Eine Kussel und dann wieder 'ne Kussel. Und mal 'ne Kräh und wenn 's hochkommt 'ne Bockmühle.“ Seine Stiefmutter erreichte es, daß er mit 16 Jahren aufs Gut gehen und Tagelöhnerarbeit verrichten mußte, obwohl ihn sein Vater in der eigenen Wirtschaft sehr gut gebrauchen konnte. Aber er „hatte sich seinen guten Verstand schon damals bewahrt“, war sparsam und fleißig und fand so seine Anerkennung. Vielleicht stimmte er deswegen auch aus Erfahrung bereitwillig Fontanes Meinung zu, daß „immer die, denen das Leben das Leben schwer macht, die Tüchtigsten und Klügsten sind.“

1867 wurde er Soldat und kam zum 1. Ulanen-Regiment nach Potsdam. Als Bursche eines Offiziers gewann er im Verkehr mit den verschiedensten Kreisen Bildung, Umgang und „artige Formen“. 1870 brach der Krieg aus. Er nahm mit seinem Regiment an den Kämpfen um Metz, bei Sedan und an der Belagerung von Paris teil. Die schweren Strapazen des Krieges blieben ihm nicht erspart. Tief ergriffen ist er beim Blick über die Schlachtfelder mit den vielen Gefallenen und Verwundeten, und besonders erschüttert hat ihn der Tod seines besten Freundes und Kameraden, der bei einem Patrouillenritt bei Sedan tödlich verwundet wurde. Nach Beendigung des Krieges und der Rückkehr kam er noch einmal mit der Besatzungsarmee nach Frankreich, diesmal als Kürassier, und 1873 ging es dann für immer in die Heimat zurück. Hier hatte er bereits 1871 in Fürstenwalde seine Braut Emilie Hofmann, die Tochter eines Brennermeisters aus Görsig bei Beeskow, kennengelernt. Ihre Briefe, die sie ihm während der Besatzungszeit nach Frankreich geschrieben hatte, bewahrte er bis an sein Lebensende als wertvolle Erinnerung auf, und sie waren ihm ein besonderer Trost, ein Stück von ihr selbst in seinen 3 letzten Jahren nach ihrem Tode. — Als sein alter Oberst, dessen Diener er war, ihm lieber sein ganzes Vermögen vererben, als die Zustimmung zur Heirat geben wollte, gab er die Stellung auf, heiratete, kaufte vom gesparten Gelde Pferd und Wagen und gründete so sein Fuhrgeschäft in Fürstenwalde. Wie wir von Fontane erfahren, verstand er es



Karl Moll als Ulan

gut, mit seinen Fahrgästen umzugehen. So war er bald ein viel begehrter Kutscher. Sein Mühen um Vorwärtskommen brachte ihm Erfolg, wenn auch Fontane deswegen in ihm einen „Mammonsjäger“ sehen wollte. Anfangs der 90er Jahre hatte er es auf 22 Fahrzeuge verschiedenster Art, alles gute Wagen, und dazu die nötigen Pferde und Kutscher gebracht. So war er wirklich „Fuhrherr“ geworden. Von seinen bedeutendsten Fahrten erwähnt er in seinem Familienbuch besonders eine Manöverfahrt, bei der er den kommandierenden General von Patow vierspännig fahren mußte, und die Osterfahrt mit Fontane.

1881 schenkte ihm seine Frau nach 7 togeborenen Kindern einen Jungen, der Förster geworden ist, danach einen zweiten, der im ersten Weltkrieg fiel, dann noch 3 Mädel, von denen die jüngste, Frau Alice Wulff, heute noch 73jährig in Gliencke bei Beeskow lebt. Gern erzählt sie von ihrem Vater, wie stolz er war, mit Fontane die große Fahrt gemacht zu haben, wie er aber auch im Hause und in der Erziehung strenge Grundsätze hatte und wie er „mit einem gewissen Eigensinn an seinen einmal gefaßten Ansichten“ festhielt.

In der Mitte der 90er Jahre kam die Schicksalswende. Die Regierung verlangte von der Stadt Fürstenwalde eine geruchlose Latrinenabfuhr. Man quälte Moll, sie zu übernehmen. Nach langem Weigern gab er nach, und das wurde sein Unglück. Mit dem Fahrzeug und dem teuren Apparat, den er dazu kaufen mußte, wurde er betrogen. Die Gerichtskosten für seine Klage stiegen auf 2150 Mark. Nach vielen Berufungsverhandlungen war er so weit, daß er den Prozeß aufgab. Niemand hatte ihm geholfen. Aber nun hatte er keine Freude mehr am Fuhrgeschäft. Er zog 1897 nach Gliencke — Kreis Beeskow-Storkow — und übernahm hier die Gastwirtschaft. 1909 starb seine Frau, 1912 schließt er sein Familienbuch ab. Er war leidend und ahnte sein Ende. Am 10. August 1912 ist er gestorben und hat neben seiner Frau auf dem Gliencker Friedhof sein Grab gefunden.

Das ist nach seinen eigenen Aufzeichnungen das inhalts- und schicksalsreiche Leben des „Fuhrherrn“, neben dem Fontane auf dem Kutscherbock saß und den er für würdig befunden hat, ihm in seinen Wanderungen ein Denkmal zu setzen. Vom 7.—9. April 1881 waren sie auf der Osterfahrt unterwegs, als der „Blick auf die Bäume zeigte, daß der Sommer noch ausstand, und daß nichts heraus war als ein paar ärmliche Palmsonntagkätzchen.“ Bereits Ende Juli wurde der Bericht in der Wochenschrift für Literatur, Kunst und öffentliches Leben „Die Gegenwart“ veröffentlicht. Das ist die Zeit von „Ellernklipp“, „L'Adultera“ und „Graf Petöfy“, denen dann der Band „Spreeland“ folgte, die Zeit, in der Fontane immer stärker hineinwuchs in seine großen dichterischen Leistungen. In ihnen finden wir nur zu oft Spuren wieder, die in den Wanderungen ihren Anfang haben, wie gerade vom Erlebnis mit Moll nach seinem Inhalt und seiner Form. Von ihm und den ihm verwandten „Kleinen“, die der freundliche Gruß des Dichters zum Plaudern brachte, geht vor allem das Erlebnis der märkischen Landschaft aus, das für den Dichter ein lebendiger Quell seiner gesamten epischen Meisterleistung geblieben ist.

Anmerkung:

Die angeführten Textstellen sind entnommen Th. Fontane: Wanderungen durch die Mark Brandenburg, IV: Spreeland.

Das Familienbuch Karl Molls stellte in einer Abschrift freundlicherweise der Enkel, Herr Lothar Moll in Köln-Longerich, zur Verfügung. Das Original konnte leider bisher noch nicht aufgefunden werden.

Außerdem gebührt Dank der jüngsten Tochter, Frau Alice Wulff in Gliencke, für ihre Hinweise und Auskünfte.

Heinse und das Paradies von Pankow

Um die Jahrhundertwende war eine Berliner Polkamelodie weithin bekannt, deren Textworte, einem tanzfreudigen Kavalier in den Mund gelegt, eine Maid namens Karliniken aufforderten, nach Pankow mitzukommen, wo es „ja wunderschön“ sei. Sicherlich war die Wahl dieser dörflichen Ortschaft weder Zufall noch Ironie; denn Pankow wurde seiner landschaftlichen Reize wegen tatsächlich von alters her gerühmt und lockte die Berliner jahraus, jahrein in seine Fluren.

Schon um 1500 hatte sich Kurfürst Johann Cicero hier ein Sommerhaus und einen Vogelherd anlegen lassen, und zweihundert Jahre später galten das Landhaus und der Lustgarten des Kriegsrates von Grumbkow als Sehenswürdigkeiten. Um 1800 aber hatten sich bereits alle Kossätenhöfe des Dorfes, bis auf einen, in Sommersitze begüterter Berliner verwandelt. Pankow spielte also dereinst für die Hauptstadt, ehe ihre Schienenstränge nach allen Richtungen in die Ferne führten, etwa die gleiche Rolle wie später der Grunewald und die Wannseeufer. Daß sich der Ruf Pankows als eines „Lustreviers“ sogar jenseits der märkischen Grenzen verbreitet hatte, bezeugt eine Verserzählung aus der Feder eines Dichters, der zu den interessantesten Persönlichkeiten unserer klassischen Literaturepoche gehört. Es ist *Wilhelm Heinse* (1746—1803). Das kleine Opus, eine seiner ersten Veröffentlichungen (1773), nennt sich „Die Kirschen“ und stellt eine freie Umdichtung eines allerdings höchst frivolen französischen Poems dar, das von Claude Joseph Dorat stammt.

Die Handlung beginnt damit, daß ein in Berlin wohnender General Friedrichs des Großen einige Kumpane auf seinen prächtigen Landsitz einlädt, der, wie sich erweist, in Pankow liegt. Die dortige landschaftliche Szenerie rühmt nun der Dichter mit folgenden Worten:

Dort, wo der Spreea Wellen stolzer wallen,
Wo sie ihr Heiligtum begrüßt
Und einen Hain voll Nachtigallen
Mit reinen Wellen lächelnd küßt,
Steht aufgeblüht ein dichterischer Garten
Voll Zelten, die auf Gäste warten,
Und in der Fern' ein Schloß, in das Herr Diogen
Gewißlich lieber würd' als in seinen Fäßchen gehn.
Gott hebe den in dritten Himmel oben,
Der Pankon angepflanzt!

Wie man sieht, ist Heinse nicht ortskundig. Nicht nur, daß er „Pankon“ schreibt und später nochmals „in Pankons Nachbarschaft“, er stattet das liebliche Dorf auch mit einem Schloß aus, das es niemals gehabt hat. Daß er dabei an das benachbarte Niederschönhausen gedacht haben könnte, ist unwahrscheinlich, da er ja schon in der ersten Zeile seine völlige topographische Ahnungslosigkeit kundtut: er verlegt Pankow an die Spree! So ist denn auch seine entzückte Schilderung völlig allgemein gehalten und besitzt keinerlei Lokalkolorit.

In der Tat hat Heinse, der gebürtiger Thüringer war und später in Düsseldorf und Aschaffenburg lebte, Berlin und die Mark nie betreten. Es war sein Freund

Ludwig Gleim, der ihn zu der kleinen Nachdichtung anregte und zugleich Pankow als Schauplatz empfahl. Er schrieb ihm unterm 23. März 1772 aus Halberstadt: „Ganz auf deutschen Grund und Boden soll das Geschichtchen verpflanzt werden . . . Anstatt Paris—Berlin, anstatt der Sarte die Spree. Man soll schwören, alles wäre zu Pankow, einem kleinen schönen Dorf an der Spree (!), wohin man, sich zu vergnügen, Spazierfahrten vornimmt, in den letzten Tagen vorgegangen.“ Gleim hatte längere Zeit in Berlin gelebt und das beliebte Nachbardorf offenbar in so angenehmer Erinnerung behalten, daß er es einer dichterischen Huldigung nicht für unwert befand. Auf diese Weise also kam es in die Literatur, wenn auch eigentlich nur mit seinem Namen, der überdies statt des den Märkern so geläufigen -ow eine griechische Endung erhielt — allerdings wohl nur als Folge eines Lesefehlers.

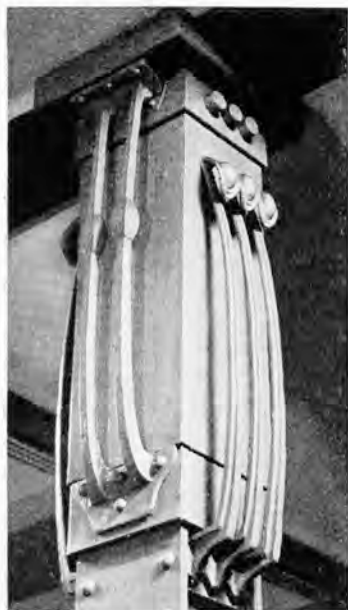
Es ist somit nicht mehr als ein Kuriosum, das uns hier geboten wird, zudem in einem unreifen und anstößigen Jugenderguß. Trotzdem lohnt es sich wohl, es hier zu verbuchen; denn dieser Dichter, dieser Glühende, der von sich sagte: „Meine Tage fließen hin in verzehrendem Feuer“ und der mit seiner dichterischen und künstlerischen Erlebnissfähigkeit dem jungen Goethe ebenbürtig war — er hat uns in seinen reifen Werken, dem „Ardinghello“ vor allem, und in seinen Briefen und Tagebüchern auch heute noch weit mehr zu sagen, als die meisten seiner Altersgenossen. Um 1900 wurde er von der literarischen Moderne wieder entdeckt und als Vorläufer gefeiert, und es war damals eine der ersten Taten des jungen Inselverlages, seine sämtlichen Werke neu herauszugeben — womit dann auch jener kleine Lobgesang auf Pankow uns wieder in Erinnerung gebracht wurde.

Es sei hinzugefügt, daß fast genau hundert Jahre später derselben Gegend noch einmal ein hohes und diesmal echtes Lob aus Dichtermund zuteil geworden ist. Es findet sich in Theodor Fontanes Buch „Aus den Tagen der Occupation“ (1871), einem Bericht über seine Reise durch das nördliche Frankreich, wo damals noch deutsche Truppen standen. Allerdings spricht er nicht von Pankow, sondern von Niederschönhausen, jedoch macht das kaum einen Unterschied, da diese beiden damaligen Dörfer, diesseits und jenseits der Panke, dicht beieinander lagen und heute, als Vororte Berlins, völlig zusammengewachsen sind.

In dem Kapitel „Mont Avron“ schildert Fontane, fortfahrend, seine Streifzüge durch Dörfer, die am Rande der Pariser Bannmeile liegen. Nachdem er an einigen eine „uncharakteristische Gleichförmigkeit“ festgestellt hat, heißt es dann: „Die einzige Ausnahme macht Raincy, das allerdings ein ganz entzückendes Stück Erde repräsentiert. Man könnte es ein in einen Parkwald hineingebautes Villendorf nennen, eine ins Quadratische umgestellte Tiergartenstraße, ein höher potenziertes Niederschönhausen, das alle Tugenden einer Villeggiatur in sich vereinigt: Stille, Frische, Lauschigkeit, Sonne und Schatten.“ Natürlich hat sich seitdem an der Panke vieles geändert, aber auch heute noch kann diese Gegend mit ihren drei Parks und der angrenzenden Schönholzer Heide als eine der landschaftlich bevorzugten im Norden Berlins gelten.

Jugendstil im U-Bahn-Wagen

400 000 Menschen etwa benutzen täglich die Berliner Untergrundbahn¹. Wie viele oder, treffender gesagt, wie wenige von ihnen haben ein Auge für die Gestaltung der Bahnhöfe? Dabei gilt auch in diesem Zusammenhange das Goethe-Wort, „Greift nur hinein ins volle Menschenleben, und wo ihr's packt, da ist's interessant!“ — Tatsächlich kann man hier 70 Jahre Baugeschichte mit ihren Stilwandlungen beobachten. Da sind die ältesten Stationen, noch in historisierender Manier erbaut, wie der Bahnhof „Schlesisches Tor“; Jugendstilformen zeigt z. B. die Haltestelle „Deutsche Oper“. Dagegen stellt der Bahnhof „Rüdesheimer Platz“ ein schönes Beispiel für die um 1910 aufkommende beruhigte Manier dar, welche die geschwungenen Linien des Jugendstiles durch regelmäßige, die gerade Linie bevorzugende Bildungen ersetzt; man achte einmal auf die abgekanteten Pfeiler und die rechteckigen Eintiefungen an ihren Hauptflächen! „Dahlem Dorf“ vertritt den sogenannten Heimatstil, der als Teil des Expressiven Realismus anzusehen ist. Expressionistische Bildungen findet man im Bahnhof „Hermannplatz“, namentlich auf dem unteren Bahnsteig, und die Neue Sachlichkeit ist hervorragend vertreten etwa am „Kottbusser Tor“ und bei der „Krummen Lanke“ (wenngleich dieser Endbahnhof durch spätere Schaltervorbauten an der halbkreisförmigen Eingangsseite in seiner Wirkung erheblich beeinträchtigt ist). Über die in den letzten Jahren eröffneten Strecken braucht weiter nichts gesagt zu werden; das Neue hat immer am ehesten Aussicht, ohnehin bemerkt zu werden. Wer nun aufmerksam die Stationen betrachtet, der mag erstaunt sein, wieviel gute Architektur dabei anzutreffen ist. Das ist gar nicht verwunderlich, denn die Gestaltung lag oft in den Händen vortrefflicher Architekten, wie Heinrich Straumer („Thielplatz“), Peter Behrens („Moritzplatz“), Alfred Grenander, der als Bau-



*Pfeilerkopf der 1906 in Betrieb genommenen U-Bahn-Haltestelle „Deutsche Oper“.
(Sämtliche Aufnahmen der Berliner U-Bahn:
Günter Wollschlaeger, Berlin-Lankwitz)*



U-Bahn-Triebwagen älteren Typs, Baujahr 1908; abgestellt im Betriebswerk Ruhleben

meister der U-Bahn-Gesellschaft eine ganze Reihe von Bahnhöfen erbaute („Krumme Lanke“, „Nollendorfplatz“, Eingangsteil und unterirdische Bahnsteige, „Kottbusser Tor“, „Olympiastadion“, „Ruhleben“ u. a. m.)².

Bahnhöfe gehören ihrer Natur nach ins Gebiet des Bauens, und so ist es selbstverständlich, daß sie die jeweiligen Architekturströmungen widerspiegeln. Anders verhält es sich mit dem Wagenpark. Der berühmte Architekt Hermann Muthesius hat hervorgehoben, wie sehr gerade Verkehrsmittel die Wegbereiter neuer Form seien, wobei er ausdrücklich auch die Bahnwagen nennt.

„In der Tat sehen wir gerade hier wirklich neuzeitliche Gedanken und neue Gestaltungsgrundsätze verkörpert, die uns zu denken geben müssen. Wir bemerken eine strenge, man möchte sagen, wissenschaftliche Sachlichkeit, eine Enthaltung von allen äußeren Schmuckformen, eine Gestaltung, die genau nach dem Zweck, dem das Werk dienen soll, getroffen ist.“

Wie aber die sachliche Form des Bahnwagens am Beginn unseres Jahrhunderts noch mit ornamentalen Bildungen durchsetzt ist, das soll hier gezeigt werden.

Die Berliner Untergrundbahn verfügt über drei Wagen-Grundtypen. Der neueste, der erst kürzlich eingeführt worden ist, verkehrt als Großraum-Wagen auf der Strecke Spichernstraße—Leopoldplatz, in kleinerer Ausführung auf den Strecken nach Ruhleben, Innsbrucker Platz und Uhlandstraße. Der ältere Typ, der auf den beiden Zweigen der A-Linie (nach Ruhleben und Krumme Lanke), sowie als Großraumwagen auf den Nord-Süd-Strecken eingesetzt wird, wurde um 1930 in Dienst gestellt. Er wirkt heute noch durchaus modern. Der älteste Typ, eintürig, auf der Strecke Schlesisches Tor bzw. Warschauer Brücke—Krumme Lanke zu beobachten, macht dagegen einen schon nicht mehr ganz frischen Eindruck, wenngleich man auch ihn als Kind des Technischen Zeitalters erkennen wird. Einige Wagen dieses Typs stammen noch aus der Zeit vor dem Ersten Weltkriege, sind also gut ein halbes Jahrhundert alt. Es versteht sich, daß bei der Beanspruchung, der sie unterliegen, Über-

holungsarbeiten und Erneuerungen von Einzelteilen mehrfach erforderlich gewesen sind.

Einige Fahrzeuge der ältesten Gruppe dieses Typus besitzen aber noch an den Messing-Haltestangen die ursprünglichen oberen und unteren Abschlüsse. Solche Fußteile entfalten sich vom Boden aus aufwärtsstrebend wie ein Blumenkelch. Um einen runden Kern legen sich blattähnliche Teile, die sich stark nach vorne wölben und in harmonischem Aufwärtsschwung den hölzernen, gekurvten Trenngliedern der Sitzbänke anschmiegen. Andere Teile werden — ähnlich Kopfbändern im Holzbau — in Kurven seitwärts geführt. — Die Kopfteile sind schwer wirkende Gebilde, die einerseits wiederum an Pflanzen erinnern, andererseits teigig erscheinen. Auch hier findet ein kräftiges Vorwölben statt, während der obere Auslauf an ein lappiges Blatt erinnert. Die Seitenansicht zeigt ein aufstrebendes Profil, das in einer flach erhabenen, gedrückten Volute gipfelt. Die Kopf- und Fußteile dieser alten Art erscheinen wohlgebildet und wirken angenehm. — Die querlaufenden hölzernen Griffstangen unterhalb der Lüftungskappen werden von gleichfalls aus Messing bestehenden Haltern getragen, die schmal anlaufen, sich kurvig abwärts neigen und in einer konstruktiv bedingten Verdickung enden; hier befinden sich die Durchlässe für die Holzstangen. Eine Kerbe läuft an den Seiten mit. Diese Griffhalter erinnern ein wenig an die sogenannte Fischblase (den Schneuß) der Spätgotik.

Wie kommt es nun, daß die streng sachlich gebauten Wagen solche Zierate besaßen? Liegt darin nicht ein Widerspruch? Zweifellos! Man wußte s. Z. zwar schon, wie man ein Fahrzeug im Ganzen zweckgerecht zu formen hatte. Aber beim Einzelteil schlich sich unversehens das modische Ornament ein. Es wäre zu fragen, welche Mode das war? In der Zeit um 1900, als die erste Hochbahnstrecke erbaut wurde (Baubeginn 1895), beherrschte der sogenannte Jugendstil weitgehend das Feld. Dieser war nicht eigentlich ein Stil im kunstgeschichtlichen Sinne, sondern eine Stilphase von verhältnismäßig kurzer Dauer. Vor noch nicht langer Zeit gründlich verachtet, ist er neuerdings in den Mittelpunkt kunst- und kulturgeschichtlichen Interesses gerückt, so sehr, daß bisweilen der kritische Abstand ein wenig vernachlässigt wird. Seinen Namen hat er nach einer 1896 zum ersten Male erschienenen Münchener Zeitschrift mit dem programmatischen Titel „Jugend“, deren grafische Gestaltung in den Händen Otto Eckmanns lag. In Deutschland setzte der Jugendstil mit den neunziger Jahren des vorigen Jahrhunderts ein und hielt sich bis 1910, stellenweise auch darüber hinaus, ja zu Anfang der zwanziger Jahre sind hie und da noch deutliche Nachwirkungen festzustellen. So zeigen z. B. die Klingelgriffe in der Siedlung an der Kreuzung von Zeppelinstraße und Falkenseer Chaussee in Spandau noch Jugendstilornamente; diese Siedlung wurde 1924—26 von dem späteren Berliner Stadtbaudirektor Richard Ermisch (1885—1960) sonst gut expressionistisch gestaltet. — Die historische Aufgabe des Jugendstiles war der Kampf gegen die Nachahmung historischer Stilformen. Formal äußert er sich vor allem durch züiges schwungvolles Linienspiel, das dem Bereich des Vegetabilischen entlehnt ist, aber nicht in realistischen, sondern in ornamentalem Sinne verwendet wird; oft bleiben nur noch ungefähre Erinnerungen an pflanzliches Leben übrig — wie z. B. bei den beschriebenen Fußteilen der Haltestangen — und vielfach kommt es zu rein abstrakten Bildungen¹.

Vom Jugendstil kann man bei Architektur, Plastik und Malerei, bei Dichtung oder gar Musik nur mit Vorbehalt sprechen. Einen Jugendstilpark, vielleicht den einzigen in ganz Deutschland, kann man in Berlin sehen². Die Hauptwirkungsgebiete aber



*Links oben: Kopfteil einer Haltestange
Daneben Griffhalter*

Links unten: Fußteil einer Haltestange

*Rechts: Hufeisenförmige Trennwand eines
U-Bahn-Wagens älterer Bauart*



waren Ornament, Kunstgewerbe- und Gebrauchsgegenstand. Dazu gehören ja auch Dinge wie Klingelgriffe und Haltestangen. Hier wurde also das geleistet, was der Zeitmode entsprach.

Man findet aber noch ein weiteres Jugendstil-Merkmal in einigen unserer alten U-Bahn-Wagen. Die hölzernen Trennwände zwischen Sitzabteil und Zugängen bilden dort einen Hußeisenbogen. Das ist an sich gar nicht zweckmäßig, gar nicht sachlich, eher ist es das Gegenteil (man könnte vielleicht über die unteren Ecken stolpern), und darum wohl sind die Gewände in den meisten Wagen später begradigt worden. Nur die oberen Bogenschwünge und die eingetieften, kurvig umgrenzten Felder darüber sind geblieben. — Diese Formgebung war s. Z. sehr beliebt; sie findet sich in den Raumgestaltungen von Richard Riemerschmid, Bruno Paul und Henry van de Velde. An dieser Stelle offenbart sich aber auch, daß eine derartige Gestaltung, die heute kaum jemand als schön empfinden wird, in der aufwendigen, individuell gestalteten Wohnung oder im Atelier ihren (zeitgebundenen) Platz finden konnte, daß sie aber im modernen Verkehrsmittel nicht angebracht war.

Auf jeden Fall aber stellen die Jugendstil-Bildungen in den Untergrundbahnwagen eine zwar überwundene, aber kulturgeschichtlich bemerkenswerte Erscheinung dar. Da die betreffenden Fahrzeuge in den kommenden Jahren nach und nach außer Dienst gestellt werden sollen, wäre dafür Sorge zu tragen, daß einige solcher Zeugen der Stadtgeschichte erhalten bleiben.

Und hier die Nummern der betreffenden Wagen (wobei für die Vollständigkeit der Aufstellung keine Gewähr übernommen wird, wenn der Verfasser auch nicht annimmt, etwas übersehen zu haben):

NR = Nichtraucherwagen, R = Raucherwagen.

Haltestangen und Trennwände

NR 601 (Haltestangen nur teilweise erhalten)

R 577 (Trennwände etwas vereinfacht)

Haltestangen allein

NR 119, 585

R 568, 573, 578 (teilweise), 581, 589

Trennwände allein

NR 579, 584 (beeinträchtigt),

590 (nur eine, aber diese besonders gut erhalten),

594

R 576 (nur eine Wand erhalten).

Die gebogenen Haltegriffe für die Holzstangen sind außerdem noch in mehreren Wagen anzutreffen, die sonst modernisiert sind, z. B. NR 572, 593 und R 569, 570. Es handelt sich durchweg um Anhänger.

Anmerkungen:

- ¹ Über die Verkehrsentwicklung Berlins siehe: Berlin und seine Bauten, hrsg. vom Architekten- und Ingenieur-Verein zu Berlin, Teil II, Berlin 1964.
- ² Über die Architektur der Bahnhöfe u. a. m. wird im Werk Berlin und seine Bauten in dem noch in Bearbeitung befindlichen Teil X die Rede sein.
- ³ H. Muthesius: Stilarchitektur und Baukunst, erweiterte Fassung von 1903. — Mitgeteilt auch von J. Posener: Anfänge des Funktionalismus. Berlin, Frankfurt, Wien 1964, Reihe Bauwelt-Fundamente, Nr. 11, S. 156.
- ⁴ Literatur über Jugendstil, chronologisch geordnet:
E. Michalski: Die entwicklungsgeschichtliche Bedeutung des Jugendstiles (Rep. f. Kunstwissenschaft), 1925
F. Schmalenbach: Jugendstil, 1935
F. Ahlers-Hestermann: Stilwende, 1956
St. Tschudi-Madsen: Sources of Art Nouveau, 1956
E. Rathke: Jugendstil, 1958
H. Selig: Jugendstil — Der Weg ins 20. Jh., 1959
R. Schmutzler: Art Nouveau — Jugendstil, 1962
o. Vf.: Jugendstil, Katalog der Sammlung Citroën, 1962
H. Hofstetter: Geschichte der europ. Jugendstilmalerei (Ein Entwurf), 1963
o. Vf.: Sezession — Europ. Kunst um die Jahrhundertwende, Katalog der Ausst. München 1964
o. Vf.: Wien um 1900, Katalog der Ausst. 1964
- ⁵ s. meinen Aufsatz: Ein Jugendstilpark in Berlin. In: Das Gartenamt 8, 1964.



Henry van de Velde, Zigarrenladen der Continental-Havanna-Compagnie in der Mohrenstraße, 1899 (aus: Berliner Architekturwelt 2, 1898/99 Abb. 541)

Robert Lorenz und die Straße In den Zelten

Die Straße In den Zelten ist in der Berlin-Literatur schon mehrfach behandelt worden; die einschlägigen Schriften befassen sich, soweit sie älteren Datums sind, im wesentlichen mit einer Schilderung der von französischen Emigranten in der Mitte des 18. Jahrhunderts am sogenannten „Zirkel“ errichteten „Zelte“. Erst in neuerer Zeit sind Arbeiten erschienen, die sich auch mit der Straße selbst und mit ihrer Bebauung befassen, so 1938 das Buch von Harald von Koenigswald „Das verwandelte Antlitz“, 1955 „Die Bau- und Kunstdenkmäler des Bezirks Tiergarten“ von Irmgard Wirth und 1963 der Aufsatz von Hans E. Pappenheim „In den Zelten — durch die Zeiten“ im 14. Band dieses Jahrbuches, wo auch die bis dahin erschienene Literatur zusammengestellt ist. So verdienstvoll diese Schriften sind, eine systematische Durcharbeitung des Stoffes steht noch aus, was nicht verwunderlich ist, da das urkundliche Material, das zum Verständnis des Geschaffenen unentbehrlich ist, im 2. Weltkrieg weitgehend der Vernichtung anheimfiel. Es kann daher als ein Glücksfall angesehen werden, daß aus dem Nachlaß des Architekten Robert Lorenz eine Anzahl von Schriftstücken, Plänen und Zeichnungen erhalten sind, die zusammen mit dem in den Baupolizeiakten noch vorhandenen amtlichen Material unsere bisherigen Kenntnisse in wesentlichen Punkten ergänzen. Die vorliegende Studie beschränkt sich auf den von Lorenz erschlossenen Straßenabschnitt. Wenn hierbei auch Persönlichkeiten genannt werden, die dort ein und aus gegangen sind, glaube ich, damit den Freunden des alten Berlin nicht unwillkommen zu sein.

Robert Lorenz, mein Großvater, ist 1820 in Steingrimma bei Zeitz geboren. Sein Vater stammte aus Alt-Seidenberg in der damals sächsischen Oberlausitz. Er hat interessante Aufzeichnungen über seine Erlebnisse in den Napoleonischen Kriegen hinterlassen, an denen er als Corporal, später als Sergeant teilgenommen hat: an den Schlachten bei Jena und Wagram, den Kämpfen in Rußland, den Schlachten bei Großbeeren, Dennewitz und Leipzig wie auch an dem Einmarsch in Frankreich, bis er bei Tournay verwundet und als Invalide bei der preußischen Zollverwaltung, zuletzt in Torgau Beschäftigung fand. Hier in Torgau besuchte Robert die höhere Bürgerschule. 1840 kam er nach Berlin, wo er zunächst im Baugeschäft von Herrnburger tätig war. 1846 wurde er als Eleve in die kgl. Akademie der Künste aufgenommen. Seine Absicht, Bildhauer zu werden, mußte er aufgeben, da die Mittel nach dem Tode des Vaters nicht ausreichten. 1849 erhielt er die Qualifikation als Maurermeister und machte sich selbständig. 1852 wurde er in der kgl. Bauakademie immatrikuliert, wo seine Lehrer Wilhelm Stier, Johann Heinrich Strack und August Stüler waren. 1856 heiratete er Mathilde Schleicher, Tochter des Nadelfabrikanten und späteren Geh. Kommerzienrates Karl Schleicher in Düren. Mathilde war eine Schwester des bekannten Berliner Marmorfabrikanten Matthias Leonhard Schleicher¹, in dessen Haus Robert seine Frau kennengelernt hatte. Lorenz selbst besaß damals ein eigenes Haus in der Oranienstraße 91.

Um die von ihm bald entfaltete umfangreiche Bautätigkeit mit eigenen Ziegelsteinen ausführen zu können, kaufte er 1865 eine Ziegelei in Glindow bei Werder a. d. Havel. Des weiteren betrieb er zusammen mit seinem Sozium Milczewski ein Stückgeschäft, das er nach dessen Tode allein weiterführte. Glindow war damals „der große Ziegelfofen der Residenz; das sog. Geheimratsviertel ist größtenteils aus Glindower Steinen ausgeführt“, so heißt es in Fontanes „Havelland“. Auf dem Meßtischblatt 1903 ist



Robert Lorenz
(nach einem Ölgemälde
von Wilhelm Schumann, 1848)

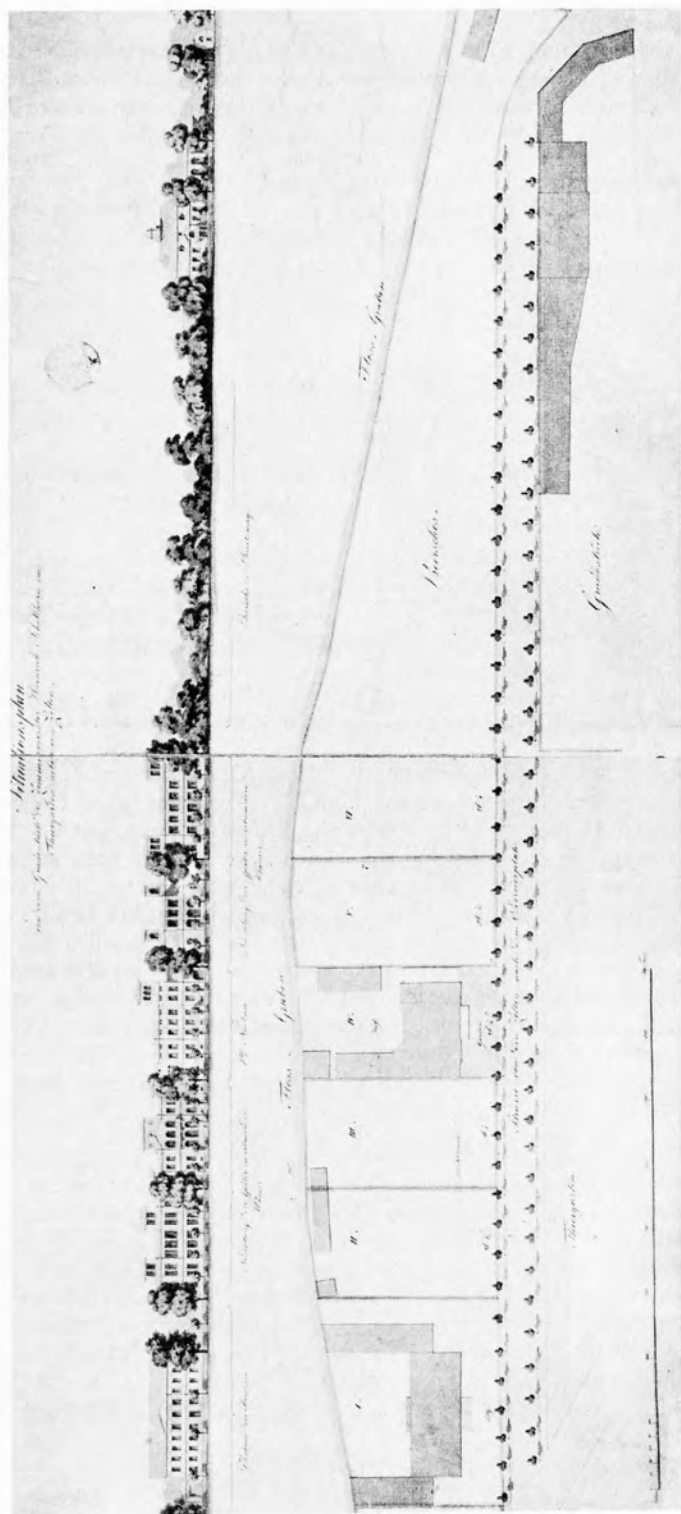
die Lage der am Glindower See vom Plessower bis zum Schwielowsee sich hinziehenden zahlreichen Ziegeleien gut zu erkennen. Der zur Lorenzschen Ziegelei gehörige Erdberg wurde damals im hinteren, noch nicht für den Abbau vorgesehenen Teil parzelliert und an Obstgärtner verpachtet. Der steigende Umfang des Steingeschäftes erforderte 1873 den Bau eines zweiten Ziegelofens. Im Ersten Weltkrieg wurde der Betrieb stillgelegt, inzwischen ist das Unternehmen in andere Hände übergegangen und einer anderen Nutzung zugeführt worden.

Bei den Lorenzschen Bauten handelt es sich sowohl um private wie öffentliche Vorhaben. Erstere hat Lorenz meist nach eigenen Entwürfen ausgeführt, verschiedene auch auf eigene Rechnung. Abgesehen von den Zelten-Bauten sind jedoch keine Abbildungen erhalten; die Bauwerke selbst fielen meistens im 2. Weltkrieg der Vernichtung anheim, der Rest wurde durch Umbau verunstaltet. Bei den öffentlichen Bauten, wie z. B. dem Elisabeth-Krankenhaus in der Lützowstraße, den katholischen Krankenhäusern in der Großen Hamburger Straße, der Porzellanmanufaktur, den Stadtbahnbögen, dem Ausstellungspark, dem Kultusministerium, der Kriegsakademie und dem Reichstag ist nicht bekannt, inwieweit es sich um Ausführungen oder nur um Steinlieferungen handelte.

Bevor auf das Lorenzsche Zeltenprojekt eingegangen wird, ist auf einen „Situationsplan von dem Grundstück des Zimmermeister Heinrich Schellhorn im Thiergarten neben den Zelten“ aus dem Jahre 1836 hinzuweisen, der sich im Nachlaß von Robert Lorenz vorgefunden hat. Das Grundstück wird begrenzt im Süden von der „Straße von den Zelten nach dem Exercierplatz“, im Norden vom „Floss Graben“, im Westen vom „Weberschen Etablissement“ (Zelt IV), im Osten von dem Beerschen Grundstück, das in seiner ganzen Ausdehnung bis zum „Holzplatz der Porzellanfabrik“ in den Plan einbezogen ist. Das Schellhornsche Grundstück ist in sechs Parzellen aufgeteilt; auf Parzelle IV ist ein Wohnhaus mit Hintergebäuden geplant. Der

Plan zeigt auch die beiden einzigen damals schon vorhandenen Gebäude: im Westen auf Parzelle I das 1829 von Schellhorn erbaute Haus In den Zelten 5, das 1847—59 Bettina von Arnim als Wohnung diente, im Osten das um 1791 erbaute sogenannte Beersche Landhaus². Der Aufriß sollte zeigen, wie eine zukünftige Bebauung sich dem Landschaftsbild einfügen würde. Über die Entstehung dieses Planes geben die Akten des Bauaufsichtsamtes Tiergarten³ Aufschluß: Nach einer Bestimmung von 1751 durfte bei baulichen Veränderungen auf den am Tiergarten gelegenen, ehemals der Tiergartenmeierei gehörenden Grundstücken der Prospekt aus dem Tiergarten nicht gehindert werden. Diese etwas dehnbare Bestimmung hatte mehrfach zu Beschwerden und Prozessen Anlaß gegeben, so auch beim Bau des Schellhornschen Hauses Nr. 5. Der Streitfall wurde damals in letzter Instanz durch den König entschieden, der, wie es in einem Schreiben des Ministeriums des Inneren von 1829 an den Polizeipräsidenten heißt, dem Schellhorn zu gestatten geruht hat, „den Neubau nach der von ihm eingereichten und hier beiliegenden Zeichnung des Geh. Oberbaurats Schinkel auszuführen“. Als Schellhorn sieben Jahre später die Parzellierung seines Grundstücks und die Bauerlaubnis für die Parzelle IV beantragte, hatte der Polizeipräsident Bedenken, ohne höhere Genehmigung die Bebauung derselben und künftig auch der anderen Trennstücke zu erlauben. Der Minister des Inneren verlangte zunächst die Vorlage eines Situationsplans, auf dem auch der von Schellhorn 1829 an Beer verkaufte Teil des Grundstücks befindlich und ersichtlich ist, welche Parzellen er selbst zu bebauen und welche er an andere zu veräußern beabsichtige. Zufolge dieses Auftrags legte Schellhorn zwei vervollständigte Situationspläne vor und zur Abgabe an S. Majestät den König einen besonderen Plan mit einer Längensansicht (Fassadenzeichnung) seines und des Beerschen Grundstücks. Verfasser dieses Plans ist, wie auch aus der Unterschrift ersichtlich, der Regierungsbauconducteur S. E. Hoffmann. Am 8. 1. 1837 erging die Allerhöchste Kabinettsorder, nach der nicht nur die Ausführung des vorgelegten Entwurfs, sondern auch die weitere Bebauung mit Aufrechterhaltung der vom Polizeipräsidenten gestellten Bedingungen zu gestatten sei. Doch weder über die Ausführung des genehmigten Baues noch über einen Abbruch desselben enthalten die Bauakten irgendwelche Angaben. Es muß daher angenommen werden, daß Schellhorn den Antrag nur gestellt hatte, um seine Grundstücke besser verkaufen zu können, nachdem die grundsätzliche Entscheidung über die Zulässigkeit der Bebauung getroffen war. Schellhorn hatte auch auf der Südseite des Tiergartens umfangreiche Grundstücke zwecks Aufschließung und Bebauung erworben, so an der Schulgartenstraße und am Canonenweg, der späteren Bellevue-, Lenné- und Königsgrätzer Straße⁴.

Die Allerhöchste Entscheidung ist städtebaulich auch insofern von Interesse, als damit stillschweigend hier eine geschlossene Bauweise akzeptiert wurde. Nach dem Hoffmannschen Plan sollten die Häuser eine Durchfahrt zum Hof mit Pferdestall und Kutscherwohnung erhalten. Diese Bauweise ist bei den Lorenzschen Häusern beibehalten worden. Dem Hoffmannschen Entwurf kann eine gewisse Großzügigkeit nicht abgesprochen werden, das Projekt eilte jedoch der Zeit voraus. Die Gegend der Zelten war in den 30er Jahren zu einem Anbau wenig verlockend. Hatte doch Friedrich Wilhelm I. zwischen Brandenburger Tor und Großer Querallee den sandigen Exerzierplatz anlegen lassen, Wüste Sahara genannt; zwischen diesem Platz und der Spree lagen fünf große Holzplätze, die sich bis zum Gondelhafen bei den Zelten hinzogen; der Rest waren feuchte Wiesen. Der hier wiedergegebene Ausschnitt aus einem Plan von Berlin in Meyers Städte-Atlas zeigt die Örtlichkeit zu Anfang der 30er Jahre. Die Straße In den Zelten, welche 1832 ihren Namen erhielt,



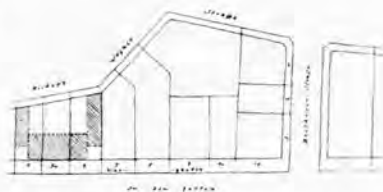
Situationsplan von dem Grundsätze des Zimmermeisters Heinrich Schellhorn im Tiergarten neben den Zelten, 1836
 An die Kartenskizze links anschließend das Webersche Etablissement, rechts der Holzplatz der Porzellanfabrik,
 beide hier nicht mehr abgebildet

ist noch unbenannt, sie führt in großem Bogen nördlich um den Exerzierplatz herum. Auch die ehemalige kgl. Tiergartenmeierei neben dem Unterbaum ist im Plan eingetragen ebenso wie der Circus an der SO-Ecke des Platzes und auch die alte Stadtmauer im Zuge der heutigen Friedrich-Ebert-Straße.

Erst mit der Umgestaltung des Exerzierplatzes in den 40er Jahren, mit dem Bau des Krollschen Etablissements, des Raczynski Palais, der Anlage des Königsplatzes 1869 bis 1873 und der Eröffnung des Lehrter Bahnhofs kam für die Zelte ihre große Zeit. In richtiger Erkenntnis dieser Lage begann Robert Lorenz Anfang der 60er Jahre mit der Durchführung seines Zeltenprojekts.



Die Gegend der Zelte um 1830



Stand der Parzellierung 1880

Mir liegt ein Brief von Karl Schleicher vom 1. Mai 1863 vor, in dem er zu einem ihm von seinem Schwiegersohn übersandten „Plan über Baustellen in der Umgebung unserer Zelte“ Stellung nimmt. Er ist ebenso wie Robert dagegen, „daß wir dem Fiskus von Unserem etwas verkaufen sollen, vielmehr hoffe ich, Du wirst im Stande sein, jenes hinter unseren 7 Grundstücken mit A bezeichnete Terrain bis zum projektierten Boulevard billig zu kaufen, da er doch zu Baustellen nichts damit machen kann, während wir allerdings durch dies Aquisit statt 7 — 14 Baustellen gewinnen würden, wovon 7 Fronten nach dem Tiergarten und die anderen 7 an dem künftigen Boulevard und Spree sich befinden würden . . . Ich bin damit einverstanden, daß Du bei betr. Behörde den Antrag stellst, die Straße unserem Grundstück entlang pflastern zu dürfen . . . besonders angenehm würde es mir sein zu vernehmen, daß der Magistrat auf Eure Eingabe, jene Mauer am Exerzierplatz abzureißen, eingeht, dann wäre das Meiste gewonnen, zumal der Fiskus auf dieser Stelle pflastern läßt“.

Der „Boulevard“ ist die spätere Richard-Wagner-Straße bzw. das Kronprinzenufer, das heutige Schließenufer. Der Situationsplan von 1867⁵ zeigt Umfang und Lage aller bis dahin erworbenen Grundstücke, ihre Parzellierung veranschaulicht die beigegebene Skizze. In dieser ist das alte Schellhornsche Haus (Wohnung der Bettina von Arnim) durch Schraffur kenntlich gemacht, es stand auf dem Grundstück Nr. 5, das in Nr. 5, 5 a und 6 unterteilt wurde. Die Beethovenstraße wurde 1868 beim Bau des Hauses Nr. 11 von Lorenz angelegt. Das östlich anschließende Grundstück war 1867 im Besitz des Rentiers Gottschalk, seine Bebauung hatte den Abbruch des alten Beerschen Landhauses zur Folge. Der Fortgang der Bebauung ist aus nachstehender Liste zu ersehen.

Haus	Eigentümer	Baujahr	Architekt
In den Zelten 11	Robert Lorenz	1867/68	R. Lorenz
Beethovenstr. 1	Herrmann Weigert	1871/72	R. Lorenz
Beethovenstr. 2	Herrmann Weigert	1871/72	R. Lorenz
Beethovenstr. 3	Joseph Joachim	1871/72	R. Lucae/Lorenz
In den Zelten 10		"	" "
In den Zelten 8	Loewenherz/Helfft	1871/72	Jonas
In den Zelten 7	Wilhelm Fickert	1871/72	R. Lorenz
In den Zelten 6	R. Lorenz	1872/73	R. Lorenz
In den Zelten 5	R. Lorenz	1877/78	R. Lorenz
In den Zelten 5a	R. Lorenz	1877/78	R. Lorenz
In den Zelten 9	Ernst Müller	1880/81	Ernst Müller
In den Zelten 9a	Ernst Müller	1880/81	Ernst Müller

Die Ausführung erfolgte fortschreitend von Osten nach Westen, sie zog sich über 13 Jahre hin. Als erstes erstellte Lorenz das *Haus Nr. 11*, das die ganze Ostseite der Beethovenstraße einnahm. An der Ecke der damals noch unbenannten Uferstraße war ein kleiner Garten mit einem Pavillon vorgesehen. Die Tiergartenverwaltung, der die Bauanträge vor Erteilung der baupolizeilichen Genehmigung zum Einverständnis vorgelegt werden mußten, hatte nämlich zur Auflage gemacht, daß Lorenz den Vorgarten geschmackvoll anlegen und mit einem zierlichen eisernen Gitter einfriedigen lasse. — Nach halbjährigem provisorischen Aufenthalt in dem später abgerissenen Wohnhaus Bettinas bezog Lorenz die Erdgeschoßwohnung des fertiggestellten Gebäudes. 1873—1878 bewohnte Clara Schumann, die Witwe des Komponisten, die zweite Etage mit dem durch eine besondere Treppe zugänglichen Mansardgeschoß. Hierüber berichtet Eugenie, Tochter von Clara, in ihren „Erinnerungen“: „Wir hatten eine schöne sonnige Wohnung und die Bäume des Tiergartens schauten uns in die Fenster... Selbstverständlich hatten wir von früher her viele persönliche Beziehungen in Berlin. Zu den alten Freunden kamen neue und an Geselligkeit im großen und kleinen Kreise fehlte es nicht. Was an bedeutenden Musikern in Berlin lebte oder von auswärts einkehrte, traf sich bei Stockhausens oder bei uns, dazu gesellte sich eine große Zahl von Musikliebhabern aus den verschiedensten



In den Zelten 11

Kreisen der Stadt. Zu ihnen gehörte auch als weltberühmtester Generalfeldmarschall Moltke, und eines Tages wurde uns die große Freude, ihn bei Joachims beim Abendbrot zu treffen und ihm von dem Hausherrn vorgestellt zu werden“. Zu den Freunden, die dort verkehrten, gehörten u. a. auch Hiller, Eugen d'Albert, Philipp Spitta, Hermann Levy und vor allem Brahms⁹. — 1920 verkauften die Erben das Grundstück an die Landwirtschaftliche Darlehnskasse (später Raiffeisenbank AG), 1930 waren die Cyliax Schokoladen- und Kakaowerke Berlin Eigentümer.

Das gegenüberliegende Haus *In den Zelten* 10 Ecke Beethovenstraße 3, baute Lorenz 1871/72 nach Plänen von Richard Lucae. Eine perspektivische Darstellung findet sich im Architektonischen Skizzenbuch 1875, Heft III sowie in Berlin und seine Bauten 1896 (Band III, Seite 121). — Der Grundriß ist symmetrisch aus der Diagonale entwickelt, in der Mitte lag der schöne große Musiksaal, der von Dorn und Milczewski ausgeführte bildnerische Schmuck enthielt auf die Musik bezügliche Darstellungen. Julius Kohte⁷ hat das Haus in seine Liste der Berliner Wohnhäuser von künstlerischem Wert aufgenommen. 1882 war Eigentümer Geh. Kommerzienrat Franz Mendelssohn, 1910 der Freie Standesherr Herzog zu Trachenberg Fürst von Hatzfeld, dessen Rechtsnachfolger Sanitätsrat Magnus Hirschfeld — seit 1924 Magnus Hirschfeld-Stiftung. Hirschfeld erwarb für sein Institut für Sexualforschung auch das Nachbarhaus 9 a hinzu, wo er einen Vortragssaal für 100 Personen (Ernst-Haeckel-Saal) einrichtete. Beide Häuser wurden vollständig umgebaut, das Haus 9 a auf fünf Geschosse erhöht. 1933 beschlagnahmte der Staat sämtliche Räume für die Gestapo und die Akademie der bildenden Künste, fünf Jahre später hielten die Staatsmedizinische Akademie und das Gesundheitsamt Niederbarnim ihren Einzug. Die drei Häuser Nr. 6, 5 a und 5 baute Lorenz auf eigene Rechnung; ihre Ausführung erforderte den Abbruch des ehem. Wohnsitzes der Bettina von Arnim. Zunächst erstellte er 1872/73 das Haus Nr. 6 für sich selbst, fünf Jahre später folgten die beiden anderen. Über Nr. 6 sind wir gut unterrichtet: hier wurde am 9. September 1882 die Hochzeit meines Vaters Professor Oswald Kuhn⁸ mit Adele, Tochter von Robert Lorenz, gefeiert. Die hier wiedergegebene, dem noch erhaltenen Hochzeitsalbum entnommene Abbildung des Hauses ist eine Zeichnung von der Hand des Regierungsbaumeisters Ernst Jebens, eines Schwiegersohns von Raschdorf, des Erbauers des Berliner Doms, und Neffen des Präsidenten des Oberverwaltungsgerichts, nach dem die Jebensstraße am Bahnhof Zoo benannt ist. Auch dieses Haus hat Julius Kohte in seine Liste der Wohnhäuser von kunstgeschichtlichem Wert aufgenommen. Zwei fotografische Abbildungen, die auch den von Milczewski liebevoll ausgeführten bildnerischen Schmuck erkennen lassen, finden sich bei Harald von Koenigswald, Das verwandelte Antlitz (nach S. 120).

Das erwähnte Hochzeitsalbum gibt nicht nur Aufschluß über den Verlauf des Festes und über eine vom Musikdirektor Rehbaum verfaßte und in Noten gesetzte Moritat, einem Wechselgesang zwischen Lehmann und Schulze im Berliner Jargon, sondern zeigt uns unter den Gästen auch bekannte Berliner Persönlichkeiten: außer dem Pastor Stechow und dem vorerwähnten Rehbaum⁹ den Hofmedailleur Kullrich¹⁰, der auch ein kleines Medaillon von R. Lorenz geschaffen hat, den Generalsekretär der Museen Julius Dielitz¹¹, den Porträtmaler Konrad Dielitz¹² und den Direktor des Grauen Klosters Ludwig Bellermann¹³.

Frau Lorenz war eine ausgezeichnete Klavierspielerin, regelmäßig wurden Musikabende veranstaltet. Als Teilnehmer an diesen Abenden werden genannt: Professor Alsleben¹⁴, Professor Schröder¹⁵, Musikdirektor Rehbaum, Kammermusiker Hoffmann u. a. Auch mit Clara Schumann soll Frau Lorenz musiziert haben.



In den Zelten 6

Ab 1887 wechselte das Haus mehrfach den Besitzer. Heute steht an seiner Stelle die Kongreßhalle.

Das Haus Nr. 5 erwarb 1901 der Kaufmann Eckard, der es nach Umbau zwecks Einrichtung einer Conditorei an den Restaurateur Aweyde vermietete.

Eigentümer von 5 a waren 1890 Fabrikbesitzer Ernst Behrens, 1911 Frau Anna Piper, die das Erdgeschoß dem Aweyde zur Erweiterung seines im Nachbarhaus befindlichen Betriebes überließ. Der nachfolgende Eigentümer Salomon und Oppenheim Kommanditgesellschaft Berlin ließ das Haus durch Aufstockung um ein fünftes Geschloß erhöhen. 1934 kaufte es die „Germania“, Zentralverband dt. Bäckerinnungen, und verband es mittels Durchbruch mit ihrem inzwischen erworbenen Haus Nr. 6.

1880 wurde dann die letzte Baulücke auf den *Grundstücken 9 und 9 a* durch den Zimmermeister Ernst Müller geschlossen, der nach eigenem Entwurf zwei Wohnhäuser errichtete. Diese Grundstücke gehörten zu einem größeren Trennstück, das die Kaufleute Gottschalk Loewenherz und Moritz Heilmann 1871 aus dem Schleicher-Lorenz'schen Besitz erworben hatten. Sie gingen jedoch bald in andere Hände über. Im Haus 9 a vermietete die Wwe Olga Loewenherz die unteren Räume nach Umbau zu einer Schankwirtschaft. 1905—06 wohnte in diesem Haus der Sekretär der französischen Botschaft Jacques Seydoux, dessen Sohn François Seydoux, heute französischer Botschafter in Bonn, hier geboren ist.¹⁶ Wie oben erwähnt, ging das Haus 1921 in den Besitz des Sexualforschers Magnus Hirschfeld über.

Nach seinen hinterlassenen Aufzeichnungen war Robert Lorenz auch mit Arbeiten am Zelt II, dem sog. Kaiser-Wilhelm-Zelt, befaßt. Um welche Arbeiten es sich

dabei gehandelt hat, war aus den Unterlagen nicht zu ersehen. Eine Durchsicht der Baupolizeiakten¹⁷ ergab folgendes: Die Entstehung des Zelt es geht auf das Jahr 1767 zurück, als dem französischen Emigranten Mourier gestattet wurde, anstelle seines Zeltausschanks eine hölzerne Hütte zu bauen¹⁸. Der Bau wurde mehrfach erweitert und verändert, bis 1818 an seiner Stelle der Cafetier Jung ein massives zweigeschossiges Gebäude mit zwei Seitenflügeln nach der Straße zu errichtete. Auf der Rückseite zwischen dem Hauptgebäude und der Spree entstand eine zweigeschossige, durch hölzerne Pfeiler und Rundbögen gegliederte Galerie, von der die Besucher im Winter während der Eiszeit den zahlreichen Schlittschuhläufern zuschauen konnten. Von dem Aussehen dieses „Etablissements“ von der Straßen- und Spreeseite geben die beiden Calauschen Stiche aus der Zeit um 1820 eine Vorstellung. Bei der Darstellung von der Straßenseite her ist Zelt II am linken Rand an dem flachen Giebel erkennbar. In den folgenden fünfzig Jahren wurden die Galerie wie auch andere Teile des Zelt es so baufällig, daß die Polizei den damaligen Eigentümer, die Schloßbrauerei Oranienburg, aufforderte, die baufälligen Teile einschließlich der Galerie zu beseitigen. Da der Eigentümer der Aufforderung nicht nachkam, wurde der Abbruch 1877 im Wege der Exekution bewirkt.

Drei Jahre später beantragte die Schloßbrauerei eine Änderung der Fensteröffnungen im Hauptgebäude, kurz darauf folgte ein weiterer Antrag auf Errichtung eines Anbaus auf der Rückseite. Abbruch, Umbau und Erweiterung lagen in der Hand von Robert Lorenz. Währenddessen hatte der Pächter Julius Pickardt das Grundstück gekauft.

Kaiser-Wilhelm-Zelt um 1880



Nach dem Umbau im Jahr 1903

Den Zustand der Baulichkeiten in den Jahren 1880/83 zeigt die den Baupolizeiakten entnommene Zeichnung. Wie ein Vergleich mit dem Calauschen Stich erkennen läßt, ist der Bau in seinen Grundzügen unverändert geblieben: in der Mitte das in klassizistischen Formen gehaltene Hauptgebäude mit dem damals schon vorhandenen großen Saal, davor der große Kaffee- und Konzertgarten, rechts und links von zweigeschossigen Seitenflügeln eingefast. Inwieweit bei dem Umbau im Innern und

Außern noch weitere Änderungen vorgenommen wurden, ist aus den Vorgängen nicht ersichtlich. In Einzelheiten zeigt die Architektur eine Übereinstimmung mit den oben besprochenen Zeltenbauten, welche die Hand von Robert Lorenz vermuten läßt.

Seinen Namen erhielt Zelt II nach einer 1870 im Garten aufgestellten überlebensgroßen Büste Kaiser Wilhelms I. Es galt allgemein als das vornehmste der vier Zelte. Über die Rolle, die es im gesellschaftlichen Leben Berlins gespielt hat, gibt Julius Rodenberg in seinem Buch „Bilder aus dem Berliner Leben“ eine aufschlußreiche Schilderung. Adelheid Sachs berichtet in ihren „Kindheits-Erinnerungen“¹⁹ von den Zelten der 80er Jahre, dem „Traum ihrer Kindheit“, wobei sie auch des Kaiser-Wilhelm-Zeltes gedenkt und seines liebenswürdigen Wirtes Pickardt, eine der bekanntesten und beliebtesten Berliner Persönlichkeiten, der es verstanden hat, das Publikum anzuziehen und festzuhalten. Eine besondere Attraktion für die Jugend war der kleine Hintergarten mit Wasserfall und Heinzelmännchen und den Alpen en miniature, die an schönen Abenden in bengalischer Beleuchtung erstrahlten.

Wie die vorstehende Darstellung erkennen läßt, hat sich die Straße In den Zelten in den wenigen Jahren, die ihr bis zu ihrer völligen Zerstörung im zweiten Weltkrieg beschieden waren, in ihrem Aussehen und Charakter sehr wesentlich verändert. War sie anfangs wegen ihrer ruhigen und gesunden Lage am Tiergarten von angesehenen Privatleuten, von Beamten, Wissenschaftlern und Künstlern bevorzugt, so verlegten nun, angelockt durch die im Aufschwung befindliche Gegend, kapitalkräftige Unternehmerfirmen, Gesellschaften, Institute und Behörden ihren Sitz dorthin, die Spekulation bemächtigte sich des Grundstücksgeschäfts. Die neuen Eigentümer waren bestrebt, durch Umbau und Aufstockung den nötigen Raum für ihre Einrichtungen zu schaffen, sehr zum Schaden des ehemals einheitlichen Straßensbildes und seiner in würdig-vornehmem Stil der Schinkelschule erbauten Wohnhäuser. So lesen wir in Kohtes Beschreibung des Joachimschen Hauses Nr. 10: „durch Umbau abscheulich entstellt, die edle Architektur der Fronten abgeschlagen“⁷. Auf welches Niveau das architektonische Empfinden um die Jahrhundertwende gesunken war, zeigt die Abbildung vom Umbau des Zeltes II im Jahr 1903¹⁷. Von dem Bau der 80er Jahre ist hier nichts mehr zu erkennen.

Mit der Wiedergabe einiger Abbildungen der Bauten aus der Zeit ihrer Entstehung hoffe ich, wenigstens einen schwachen Eindruck von dem ursprünglichen Zustand der für das gesellschaftliche Leben Berlins nicht unwichtigen Straße In den Zelten vermittelt zu haben. Ihr Mitgestalter Robert Lorenz starb 1886 auf einer Erholungsreise in Meran als einer der angesehensten und meistbeschäftigten Privatarchitekten Berlins, er wurde beigesetzt in dem Erbbegräbnis auf dem alten Matthäifriedhof in der Großgörschenstraße.

Anmerkungen:

¹ Matthias Leonhard Schleicher, geb. Düren 1830, gest. Berlin 1872, begründete 1853 auf dem Grundstück Augusta-Viktoria-Str. 26-27 die „Berliner Granit- u. Marmorwerke M. L. Schleicher“, die später in die Lehrter Straße verlegt wurden. Vgl. Berlin u. s. Bauten I, 1896, S. 598 ff.

² Das Beersche Landhaus gehörte 1836 dem Bankier Wilhelm Beer, dessen Vater Jakob Herz Beer, Begründer einer Zuckersiederei, das Grundstück parkartig ausgestaltet hatte. Wilhelm Beer hatte dort eine Privat-Sternwarte eingerichtet; ein Bruder Wilhelms war der Komponist Jakob Meyer Beer, der sich Giacomo Meyerbeer nannte. Vgl. (Raumer),

Der Tiergarten bei Berlin, 1840, S. 70; Ferdinand Meyer: Der Berliner Tiergarten von den ältesten Zeiten bis zur Gegenwart, 1892, S. 67 ff.; Bogdan Krieger: Berlin im Wandel der Zeiten (1913), S. 351.

³ Landesarchiv Berlin, Rep. 202 Nr. 1150—1158.

⁴ (Raumer), a.a.O. S. 73.

⁵ Bezirksamt Tiergarten, Bauaufsichtsamt, Bauakten In den Zelten 9-11, Beethovenstraße 1-3.

⁶ Wilhelm Kleefeld: Clara Schumann, 1910.

⁷ Zs. f. Bauwesen 73, 1923, S. 68 u. 114.

⁸ Oswald Kuhn, geb. Dresden 1846, gest. Berlin 1922, ordentl. Lehrer u. Professor a. d. Kgl. Akadem. Hochschule f. d. bildenden Künste in Berlin, schrieb über Krankenhäuser im Handbuch der Architektur 1897 u. 1903 u. a. m. Vgl. Festschrift z. Jubelfeier 1696 bis 1896 der Kgl. Akad. Hochschule f. d. bild. Künste; Anton v. Werner: Reden u. Aufsätze, Notizen. 1896.

⁹ Theobald Rehbaum, geb. Berlin 1835, gest. Steglitz 1918, Komponist, Opern Don Pablo, Turandot u. a. Schrieb auch Schwänke, kom. Opern, Übersetzungen. Vgl. Kürschners Universal-Konversations-Lexikon 1932⁶. — Th. Rehbaum, Erlebtes und Erstrebtes. Lebenserinnerungen. Berlin 1914.

¹⁰ Wilhelm Kullrich, geb. Dahme 1821, gest. Berlin 1887, kgl. preuß. Hofmedaille, fertigte zahlreiche Medaillen auf Familienereignisse im preuß. Königshause u. in anderen Fürstenhäusern; Denkmünzen auf die Einweihung des Denkmals Friedrichs des Großen 1851, Krönung in Königsberg 1861, Reichsgründung, Siegesmedaille 1870, Medaillen auf Goethe, Schiller, Schadow, A. Borsig, zur 600j. Jubelfeier der Stadt Königsberg 1855 u. a. m. (vgl. Thieme-Becker: Allg. Lexikon d. bildenden Künstler 22, 1928 — Max Wald: Vom Dahmer Schmiedegesellen zum Münzmedaille in der Reichshauptstadt. Dahme 1938).

¹¹ Julius Dielitz, geb. Dresden 1805, gest. das. 1896, war Hauslehrer beim Grafen Brühl, dem Generalintendanten der Kgl. Schauspiele u. Museen, durch den er die Stelle als Sekretär an diesen Museen erhielt; später Generalsekretär mit d. Tit. Geh. Regierungsrat. Er stand in besonderer Gunst beim Kronprinzen, dem späteren Kaiser Friedrich.

¹² Konrad Dielitz, geb. Berlin 1845, gest. das. 1933, Sohn des Direktors der Königsstädt. Realschule und Jugendschriftstellers Theodor D., Porträt- u. Genremaler. Außer zahlreichen Privatpersonen malte er Kaiser Wilhelm I., Kaiser Friedrich als Kronprinz, Bismarck, Moltke, Fürst Alexander von Bulgarien, Herzogin Marie von Sachsen-Weimar. Vgl. Thieme-Becker 9, 1913; Das geistige Deutschland am Ende des 19. Jh., 1898; Festschr. z. Jubelfeier 1696—1896 der Kgl. Akadem. Hochschule f. d. bild. Künste.

¹³ Ludwig Belleremann, geb. Berlin 1836, gest. das. 1915, Direktor des Königsstädt. Gymnasiums, seit 1877 des Gymnasiums zum Grauen Kloster, schrieb außer philolog. Werken „Schillers Dramen“ u. eine Monographie Schillers. Vgl. Wilhelm Schonack: L. Belleremann. Biograph. Jahrbuch f. d. Altertumswiss. 37, 1915. In: Jahresber. über d. Fortschr. d. Klass. Altertumswiss. 173. Bd., 43. Jg., 1915.

¹⁴ Julius Alsleben, geb. Berlin 1832, gest. das. 1894, Professor, Vorsitzender des Berl. Tonkünstlervereins, veröffentlichte neben musikgeschichtlichen Arbeiten ein kleines „Tonkünstler-Lexikon“ 1864. Vgl. Riemann: Musik-Lexikon 1959.

¹⁵ Hermann Schröder, geb. Quedlinburg 1843, gest. Berlin 1909, Violinlehrer am Inst. f. Kirchenmusik, komponierte Orchester- u. kirchenmusik. Schriften. Vgl. Riemann: Musik-Lexikon, 1959.

¹⁶ Pappenheim, a.a.O. S. 129.

¹⁷ Landesarchiv Berlin, Rep. 202 Nr. 1142/45.

¹⁸ Pappenheim, a.a.O. S. 116.

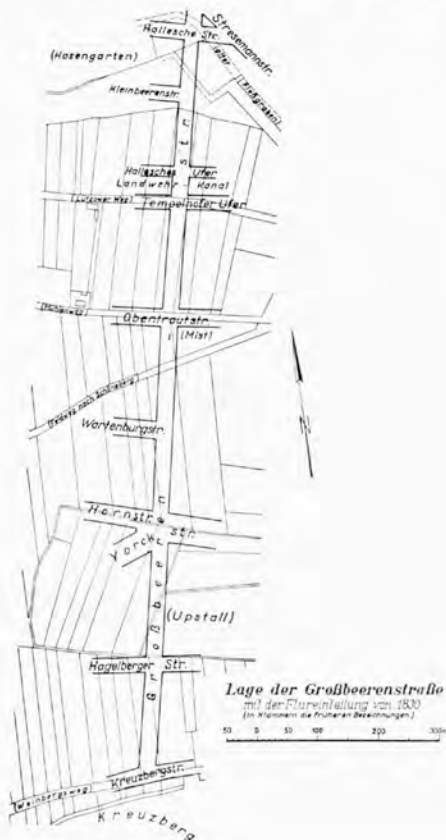
¹⁹ In: Groß-Berliner Kalender 1914, S. 124—128.

Barbara Burghardt:

Zur Geschichte der Großbeerenstraße in Berlin-Kreuzberg

Wer heute durch die Großbeerenstraße geht, wird kaum ahnen, daß diese vor mehr als 70 Jahren zu einem vornehmen Wohnviertel gehört hat, das als „Geheimratsviertel“ bekannt war, vergleichbar dem später im Bezirk Tiergarten gelegenen. Sein Gepräge erhielt es durch die hier wohnenden zahlreichen höheren Beamten, Offiziere, Ärzte, Künstler und Wissenschaftler. Es war eine ruhige Gegend am damaligen Rande Berlins, nicht weit entfernt von den Ministerien in der Wilhelmstraße, dem Kammergericht in der Lindenstraße und der Kaserne des 1. Gardedragoneregiments am heutigen Mehringdamm.

Seit der Bildung der neuen Stadtgemeinde Berlin durch Gesetz vom 27. 4. 1920 gehört die Großbeerenstraße zu dem damals aus Teilen Tempelhofs, des „Köpenicker Feldes“, der Luisenstadt und der südlichen Friedrichstadt geschaffenen 6. Berliner Verwaltungsbezirk Kreuzberg. Sie verläuft parallel zum Mehringdamm, dem alten Weg von Berlin nach Tempelhof. Ausgehend von der Stresemannstraße, führt sie über den Landwehrkanal hinweg und endet im Süden am Fuße des Kreuzbergs.



Das von ihr durchschnittene Gebiet nördlich desselben bis zum Landwehrkanal war bereits 1861 als „Tempelhofer Vorstadt“ Berlin einverleibt worden. Davor gehörte es zur Tempelhofer Feldmark und war als Unter- oder Niederland bekannt. Im Norden wurde es durch den schon 1450 erwähnten Floßgraben begrenzt, dessen Verlauf infolge der Anlage des Belle-Alliance-Platzes im Jahre 1734 verändert wurde. Die von ihm bewirkten häufigen Überschwemmungen endeten erst mit dem Bau des Landwehrkanals 1845/50. Die wenig fruchtbare Ebene bewirtschafteten die Tempelhofer Bauern seit alters z. gr. T. in Dreifelderwirtschaft, wobei ein Teil der Fläche als Koppel diente. Die Aufteilung der Flur erfolgte erst 1832. Einen genauen Einblick in diesen Vorgang gewährt die Separationskarte¹, aus der wir auch die Namen der beteiligten Bauern entnehmen können, unter denen sich die aus der Tempelhofer Geschichte bekannten Familien Berlinicke, Brederick, Schulze, Dilges, Dunkel und Grunack befanden. Das Krug- und Lehnshulzengut, die Kirche und einige Kossäten (Fuhrmann und Hoeft) besaßen ebenfalls Anteile am Unterland. Gemeinsamer Besitz der Bauern blieben bis 1856 der Upstall und ein als „Mist“ bezeichnetes Stück Land im Winkel zwischen Mühlenweg (heute Obentrautstraße) und dem nicht mehr erhaltenen Weg nach Schöneberg, der einst von der Obentraut- Ecke Großbeerensstraße ausging. Bei der Bezeichnung „Mist“ wird es sich um einen Platz für die Abfallstoffe gehandelt haben, die die Bauern aus Berliner Senkgruben holten. Der Upstall war eine umfriedete Weidefläche, auf der das Vieh im Sommer übernachtete. Bald nach der Separation war ein schmaler nördlicher Streifen des Upstalls an das Kriegsministerium zum Bau einer Kaserne abgetreten worden. Für die Nachhutung verblieb ein Gebiet zwischen dem heutigen Mehringdamm, der Hagelberger, Großbeeren- und Yorkstraße. Dieses restliche Upstallgelände wurde 1856 an die Bauern aufgeteilt. Sie gaben damals für die Anlage der geplanten Straße (der späteren Großbeerenstraße) kostenlos Land² ab und verkauften bald ihre schmalen Landstreifen an interessierte Privatleute. — Der Fiskus hatte bereits um das Jahr 1735 einen Streifen am Floßgraben, unmittelbar an der damals von Friedrich Wilhelm I. angelegten Akzisemauer erworben und einen Hasengarten eingerichtet. Um die gleiche Zeit entstand vor dem Halleschen Tor der erste Kirchhof, dem weitere folgten. Sie gehören der Jerusalem- und Neuen Kirchengemeinde, der Dreifaltigkeitsgemeinde, der Böhmischen und Brüdergemeinde. Auf ihnen ruhen die Repräsentanten von Kunst und Wissenschaft im alten Berlin. — Als nächstes wurden die Holzplätze vor die Tore verlegt, es folgten die Mühlen auf dem Randabbruch des Teltow, am Südrand der Tempelhofer Berge. An jene Zeit erinnert der Name Mühlenweg für die heutige Obentrautstraße. In den Gärten westlich des Halleschen Tores gab es seit 1804 eine Kattunfabrik³.

Auf dem kahlen Sandberg im Süden, dem einstigen kurfürstlichen, später Götzschem Weinberg, wurde 1821 das noch heute erhaltene Denkmal (von Schinkel geschaffen) zur Erinnerung an die Freiheitskriege 1813—15 eingeweiht. Das „Eiserne Kreuz“ auf der Spitze des Ehrenmals gab dem Berg und 1920 auch dem neuen Bezirk den Namen Kreuzberg.

1825 wurde am Halleschen Tor eine Erziehungsanstalt (heute Postgelände) und 1842 das Rotherstift (heute Stand des Kaufhauses Hertie) gebaut. An dem wenige Jahre später fertiggestellten Schiffahrtskanal erwarben Holzhändler und Fabrikanten von den Bauern Grundstücke. Auf der Südseite des Kanals, zwischen heutiger Möckern- und Ruhlsdorfer Straße gab es die Friedheimsche Orleansfabrik (Weberei und Färberei), Stöckers Pianofortefabrik und die Schraubenfabrik Friedberg. Zwi-

schen 1850 und 1853 wurde als größtes Gebäude vor dem Halleschen Tor, am heutigen Mehringdamm, eine Kaserne für die Gardedragonen errichtet, jetzt Sitz des Finanzamts Kreuzberg.

Dieser allmählichen Erschließung der Gegend folgte in den 60er und 70er Jahren eine schnelle Entwicklung zum Wohnviertel. Bebauungspläne bestanden schon vor dem Inkrafttreten der Eingemeindungsverordnung von 1861. So basiert der von James Hobrecht aufgestellte Gesamtberliner Bebauungsplan⁴ in unserer Gegend auf Plänen vom 28. 4. 1848 und vom 7. 5. 1856. Er mußte aber später teilweise geändert werden, weil die Eisenbahngesellschaft für den Bau der Anhalter Bahn umfangreiches Gelände westlich der Militärstraße (heute Möckernstraße) erwarb und damit die Weiterführung der geplanten Straßen nach Westen blockierte. Es entstand eine Trennungslinie zwischen dem westlichen Teil Berlins und dem heutigen Bezirk Kreuzberg. Die einzigen Verbindungen nach Westen sind die Yorkstraße und das Hallesche Ufer.

Die geplanten Straßen in der Umgebung des Ehrenmals auf dem Kreuzberg sollten nach Schlachtorten und Feldherren der Befreiungskriege benannt werden. Deshalb wurde nach einer Bekanntmachung des Polizeipräsidiums vom 2. August 1864 die Straße Nr. 8 der Abteilung III des Bebauungsplanes, für die der Name Monumentenstraße vorgesehen war, Großbeerstraße benannt⁵. Angelegt wurde sie nach erheblichen Schwierigkeiten erst einige Jahre später. Eine Monumentenstraße führt heute von Westen her auf den Kreuzberg. Sie erhielt ihren Namen am 5. 11. 1900.

Der Bebauungsplan war zwar von einer staatlichen Behörde, dem Polizeipräsidium, ausgearbeitet worden, sie übernahm jedoch nicht die Planausführung und Bereitstellung des Straßenlandes. Die Stadt wiederum weigerte sich, die Entschädigung für Straßenlandabtretungen zu zahlen. Die Preussische Verfassung von 1850 sicherte den Grundbesitzern das Eigentum und die freie Verfügung darüber. Es bestand zwar ein absolutes Enteignungsrecht, man war jedoch unsicher, wer eine Enteignung veranlassen konnte. Klare Verhältnisse schuf erst 1875 das Fluchtliniengesetz⁶. Es besagte, daß das zum Straßenbau benötigte Land unbebaubar sei und enteignet werden könne. Die Stadt konnte bis zum Inkrafttreten dieses Gesetzes nur hoffen, daß die Grundstücksbesitzer den Vorteil einer Straße erkennen, sich einigen und bereitfinden würden, das Straßenland unentgeltlich abzugeben. Die Großbeerstraße ist auf diese Weise, besonders durch den Einsatz eines Anliegers, entstanden.

Die Grundstücke an der geplanten Großbeerstraße befanden sich hauptsächlich in Händen von drei Privatleuten. Außerdem besaß der Fiskus im Norden etwas Land und im Süden, von der heutigen Yorkstraße ab, bewirtschafteten die Tempelhofer Bauern noch ihre Felder. Bei den drei Privatleuten handelte es sich um den Kaufmann Eltschig, den Holzhändler Kuschke und den Pianofortefabrikanten Stöcker.

Gottlieb Ludwig Eltschig hatte zwischen 1842 und 1844 das Land im Anschluß an den Hasengarten bis zum Lützower Weg (später etwa Tempelhofer Ufer) von verschiedenen Bauern erworben⁷. Zum Bau des Schiffahrtskanals und der Uferstraßen mußte Eltschig 1848 mehr als drei Morgen seines Besitzes an den Fiskus abgeben, erhielt dafür aber zwei Ersatzparzellen gleicher Fläche. 1856 verkaufte Eltschig den östlichen Teil seines Wassergrundstückes an den Holzhändler Baudius. Auf dem ihm verbleibenden Teil des Grundstücks wollte er 1859 ein eingeschossiges Wohnhaus errichten. Da das Haus auf zukünftigem Straßenland stehen würde, wurde ihm die Genehmigung verweigert. Zwei weitere Bauanträge wurden eben-

falls abgelehnt. 1863 wollte er drei Wohnhäuser im Bereich der späteren Straße errichten, und 1866 plante er sogar ein Fabriketablisement für eine Seiden- und Wollenspinnerei und Färberei. Eltschig erwartete mindestens ein ebenso günstig gelegenes Ersatzgrundstück, wenn er das Straßenland hergeben sollte.

Als der Holzhändler Johann Gottlieb Kuschke 1855 das zwischen Mühlenweg (= Obentrautstraße) und Lützower Weg (= Tempelhofer Ufer) gelegene Grundstück Tempelhofer Ufer 13 übernahm, hatte es bereits mehrmals den Besitzer gewechselt, zu denen 1848 der Holzhändler Josef Mieß zählte. Kuschke ließ die Parzelle einzäunen, einen Schuppen bauen und richtete sich einen Holzplatz ein. Zum Verladen des Holzes legte er an der Kanalböschung eine massive Treppe an. Damit knüpfte er an eine alte Tradition an, Kanalgrundstücke zur Anlage von Holzplätzen zu benutzen, beruhend auf den dadurch gebotenen günstigen Transportverhältnissen. — Als er im Dezember 1854 ein eingeschossiges Wohnhaus an der westlichen Nachbargrenze errichten wollte, erfuhr Kuschke vom Polizeipräsidium, daß er auf projektiertem Straßenland bauen wolle und deshalb die Genehmigung nicht erhalten könne. Drei Jahre später errichtete Kuschke trotzdem nach abgeänderter Zeichnung ein zweigeschossiges Wohnhaus. An der Teltower (Obentraut-) Straße entstand 1859 sein viergeschossiges Wohnhaus, heute Großbeerenstraße 17 a. Kuschke versuchte 1868 auch weiterhin, trotz des Straßenbauvorhabens, die Genehmigung zur Vollbebauung seines Grundstücks zu erhalten. Am Tempelhofer Ufer sollten ein Vorderhaus mit Seiten- und Stallgebäude, Dampfschneidemühlen- und Fabrikgebäude mit Kesselhaus entstehen. An der Obentrautstraße wollte er noch ein Vorderhaus mit Seitenflügel errichten. Es ist anzunehmen, daß Kuschke so umfangreiche Zeichnungen anfertigen ließ, um sie als wertsteigernd bei Verhandlungen über Straßenlandabretungen vorlegen zu können. Er wußte, daß ihm die Gesetze das Recht zur Bebauung seines Grundstücks zusicherten.

Das östliche Nachbargrundstück, Tempelhofer Ufer Nr. 12, gehörte dem Hof-Pianoforte-Fabrikanten Julius Theodor Stöcker⁹. 1853 errichtete er mit Front zur geplanten Großbeerenstraße ein viergeschossiges Wohn- und Fabrikgebäude. In den 60er Jahren erwarb Stöcker weiteres Land zwischen der heutigen Obentraut- und Yorkstraße. Als erstere angelegt wurde, gab er große Teile seines Besitzes für Straßenland ab, wofür ihm von der Stadtgemeinde das Terrain des Weges nach Schöneberg zugeschrieben wurde. Stöcker lag auch sehr viel an einer baldigen Anlage der geplanten Großbeerenstraße, weil er sich davon eine beträchtliche Wertsteigerung seines Besitzes erhoffte, den er für Bauzwecke günstig verkaufen wollte. Eine Bauerlaubnis wurde von den Behörden nämlich nur an vorhandenen Straßen erteilt. Bei seinem ersten Versuch, das Straßenstück vor dem eigenen Wohnhaus anzulegen, stieß Stöcker jedoch auf den Widerstand seines Nachbarn, des Holzhändlers Kuschke. Die „neue Straße“ sollte zwischen ihren beiden Grundstücken hindurchgehen. Während Stöcker bereit war, das Straßenland dafür abzugeben und den halben Damm pflastern zu lassen, weigerte sich Kuschke, seinen weit größeren Straßenlandanteil abzutreten. Stöcker setzte aber seine Bemühungen um die Anlage der Großbeerenstraße fort. 1865 erhielt er die Genehmigung zur Regulierung und Pflasterung des ersten Teilstücks von der Teltower Straße (Obentrautstraße) bis zum Weg nach Schöneberg und auf weiteren Antrag hin bis zur heutigen Yorkstraße. Er übernahm die Pflasterungs- und Entwässerungskosten und für fünf Jahre die Unterhaltsbeiträge. Am 30. Oktober 1866 war das erste Stück der Großbeerenstraße gepflastert. Stöcker versuchte jetzt, die weiteren Anlieger für den Bau der gesamten Straße zu

interessieren. Außer Kuschke und Eltschig waren die Grundstücksbesitzer — meist Bauern — bereit, das hierzu benötigte Land kostenlos zur Verfügung zu stellen. Sie verpflichteten sich auch noch, einen Unkostenbeitrag zu leisten, der für die Zahlung einer Entschädigung an Kuschke und Eltschig dienen sollte. So konnte Stöcker 1868 der Stadtgemeinde das vorteilhafte Angebot machen, die Straßendurchlegung ohne Kosten für sie zu erreichen und den Bau einer Brücke über den Kanal zu finanzieren. Die Stadt war mit diesem Vorschlag einverstanden. Die Verhandlungen mit den verschiedenen Dienststellen zogen sich aber noch über zwei Jahre hin. Einen umfassenden Einblick in die Verhandlungen und Abmachungen zu diesem Straßenprojekt vermittelt ein Schreiben des Magistrats vom 12. März 1869 an die Stadtverordnetenversammlung¹⁰. Danach waren zur vollständigen Durchlegung der Großbeerenstraße erforderlich:

1. Die Erwerbung eines Teiles des fiskalischen Terrains, Hasengarten.
2. Der Ankauf eines Teiles des dem Kaufmann Eltschig gehörigen Terrains.
3. Der Erwerb eines Teiles des dem Holzhändler Kuschke gehörigen Grundstücks.
4. Die Freilegung mehrerer Trennstücke von den Grundstücken des Bredereck und Genossen.
5. Der Bau einer Brücke über den Schiffahrtskanal im Zuge der Großbeerenstraße.

Weiterhin wird darin festgestellt, daß der Fiskus das Land für die Straße frei gibt und das Restgelände für Baustellen überläßt. Der Kaufmann Eltschig will dagegen sein Grundstück nicht verkaufen, bzw. stellt zu hohe Forderungen, so daß es zu einem Enteignungsverfahren kommen muß. Ebenso verhält es sich mit dem Holzhändler Kuschke. Die übrigen Eigentümer, Bredereck, Hoffmann, Grunack und Lüdike sind bereit, das Land unentgeltlich abzutreten. — Gegen den Bau einer Brücke habe der Handelsminister nichts einzuwenden, wenn sie so hoch angelegt wird, daß keine Aufzugsklappen nötig werden und die Unternehmer oder der Magistrat für die Unterhaltung der Brücke sorgen. Die Kosten für die Durchlegung der Straße belaufen sich auf:

1. Entschädigung des Eltschig:	21 525 Taler
2. Entschädigung des Kuschke:	45 000 Taler
3. Brückenbau:	20 000 Taler
4. Unterhaltung der Brücke für fünf Jahre:	1 000 Taler
	<hr/>
	87 525 Taler

Die Einnahmen betragen:

1. Freiwillige Beiträge der Anlieger:	35 614 Taler
2. Stöcker bietet der Stadt eine Baustelle im Werte von	36 000 Taler
3. Für das fiskalische Restgrundstück werden geboten	12 000 Taler
	<hr/>
	83 614 Taler

Es bleibt ein Restbetrag von 3911 Talern zu decken. Stöcker hoffe, daß der Magistrat bei der Straßendurchlegung 1. die Ausführungen, d. h. die Verwaltungsgeschäfte übernehme, 2. das erforderliche Enteignungsverfahren beantrage und durchführe und schließlich 3. aus der Stadtkasse diejenigen Vorschüsse zinsfrei leiste, die zur Durchführung der Straße im Jahre 1870 notwendig seien. Letztere sollen bis 1873 zurückgezahlt oder bar verzinst werden.

Ferner begehre Stöcker einen Beitrag von den Behörden. Die Straßenbaudeputation bewilligt einen Zuschuß von 4000 Talern. Der Brückenbau wird dem Stöcker unter behördlicher Aufsicht überlassen. Die veranschlagten 1000 Taler zur Erhaltung der Brücke in den ersten fünf Jahren sollen von Stöcker eingezogen werden. Dieser Betrag und die 4000 Taler Zuschuß werden für einen späteren Brückenneubau bestimmt. Die Stadt übernimmt die dauernden Kosten für die Brücke. Die Finanzierung des Straßendurchlegungs-Projektes garantiere Stöcker. Er besitze zwei Grundstücke im Werte der gesamten Kosten. — Der Magistrat betonte am Ende des Schreibens, daß die Bemühungen Stöckers und der Anlieger von Seiten der Stadt gebührend anerkannt und zur Nachahmung empfohlen werden¹¹. Im April 1869 forderte die Stadtgemeinde die Grundstücksbesitzer auf, das Straßenland freizulegen. Zur Enteignung der beiden Kanalgrundstücke wurde das Rechtsverfahren eingeleitet. Am 19. 1. 1870 erfolgte der Expropriationsbeschluß. Um den Räumungstermin, 1. 4. 1870, einhalten zu können, mußte die Feuerwehr herangezogen werden¹².

Unterdessen hatte man bereits mit dem Bau einer festen Holzbalkenbrücke mit steinernen Pfeilern und drei Öffnungen für die Schiffe begonnen. Da sie über dem Niveau der Straße liegen mußte, wurden die Rampen etwas aufgeschüttet. Nach Fertigstellung erhielt sie den Namen Großbeerenbrücke.

Der Straßenbau wurde in Teilabschnitten ausgeführt. Die Pflasterungskosten trugen die Eigentümer; die Bürgersteige mußten von den Anliegern selbst befestigt werden. Häufig erfolgte diese Arbeit erst nach der Fertigstellung der Wohnhäuser, so daß größere zeitliche Abstände dabei auftraten. Die Bürgersteige sollten in der Mitte mit einer mindestens 6 Fuß (1,90 m) breiten Granitbahn belegt werden, der Rand war mosaikartig zu pflastern, um bei einer etwaigen Bepflanzung mit Bäumen, wie sie tatsächlich 1885 mit Linden durchgeführt wurde, deren Gedeihen durch bessere Luftzufuhr zu sichern. Anstelle der Granitbahn konnte auch eine Asphaltschicht aufgelegt werden. Heute entfernt man die letzten Granitplatten und setzt kleinere Steinplatten ein. Die Straßenbreite war mit 4 Ruthen (1 Ruthe = 3,76 m), die der Bürgersteige mit 1,5 Ruthen festgesetzt worden. Der Mittelstreifen der Straße erhielt Kopfsteinpflaster (1889 durch Asphaltbelag ersetzt), für die Ränder benutzte man Feldsteine. Im Herbst 1870 begannen die Pflasterarbeiten, und im Sommer 1871 war die Großbeerenstraße mit dem bereits 1866 fertiggestellten Stück von der Halleschen Straße bis zur Yorkstraße befahrbar. Die weiteren Straßenarbeiten ruhten bis 1873. Im November d. J. war auch das letzte Stück zwischen York- und Kreuzbergstraße gepflastert. Damit war die Großbeerenstraße in ihrer Gesamtlänge von 1252 Metern fertiggestellt.

Mit dem Beginn des Straßenbaus änderten sich sehr schnell die Besitzverhältnisse der Grundstücke. Es fanden sich viele Interessenten, meist Handwerksmeister, die Bauland kaufen wollten. So wurde z. B. der Eltschigsche Besitz 1871 parzellenweise verkauft. Das schmale Kuschkesche Restgrundstück wurde 1872 mit dem Nachbargrundstück zusammengelegt. Eine Handelsgesellschaft erwarb das Land und gab bald Bauparzellen ab.

Stöcker hatte seinen umfangreichen Besitz innerhalb kurzer Zeit veräußert. Die Maurermeister Gebrüder Scheidler übernahmen allein zwölf Grundstücke von ihm, auf denen sie Wohnhäuser errichteten. Stöcker behielt lediglich das Grundstück Nr. 83 mit dem alten Wohn- und Fabrikgebäude, welches er 1872 zugunsten eines neuen Wohnhauses abreißen ließ. Im Süden verkauften die Bauern ihr Land an bau-

willige Handwerksmeister. Der Maurer- und Zimmermeister Carl August Esmann erwarb 1871 von Bauer Brederick Grundstücke an der Yorkstraße zu beiden Seiten der Großbeerenstraße¹³. Er richtete sich einen Zimmerplatz ein (Nr. 61) und erbaute eine Polierwohnung. Von seinem Besitz in der Großbeerenstraße bildete Esmann neun Einzelparzellen und bebaute sie nacheinander. Die Esmannsche Erbgemeinschaft ist heute noch Eigentümer des Hauses Nr. 60. — Der wohl bedeutendste Grundstücksbesitzer im Bereich südlich der Yorkstraße war der Maurermeister Wilhelm Riehmer¹⁴. Sein Name verbindet sich mit dem Gebäudekomplex zwischen York-, Hagelberger und Großbeerenstraße, der als „Riehmers Hofgarten“ bezeichnet wird. — Zuerst hatte er 1863 zusammen mit einem Maurermeister Franke das Eckgrundstück Nr. 53 erworben, die Grundstücke des späteren Hofgartens kamen 1871 dazu. Im Januar 1872 kaufte er die Parzellen Nr. 45—52 und im Februar 1875 von dem Bauern Brederick den letzten Ackerstreifen an der Großbeerenstraße, Nr. 38—41, sowie die Nummern 35 und 36. Riehmer behielt indes nur wenige der von ihm erworbenen Grundstücke, um sie später (ab 1880) zu bebauen; die meisten hat er bald wieder verkauft. 1878 besaß er in der Großbeerenstraße nur noch die Grundstücke Nr. 38, 40, 41 und 56/57 (Hofgarten).

Wir haben bisher von fünf Privatleuten (Eltshig, Kuschke, Stöcker, Esmann und Riehmer) gehört, die als Erstkäufer einen Teil des Bauernlandes teils zu Erwerbs- und später besonders zu Bauzwecken inne hatten. In andere Hände kamen 1. die Grundstücke im Norden, die dem Fiskus gehört hatten und mit dem Bau der Straße parzellenweise verkauft worden waren, 2. der Besitz des Holzhändlers Giesel an der Obentrautstraße, zwischen dem alten Mühlenweg und dem Weg nach Schöneberg, den der Rentier Koch kaufte und schon 1865 bebauen ließ, 3. die an Handwerksmeister abgegebenen Einzelparzellen Nr. 29—34 des Bauern Brederick zwischen der York- und Hagelberger Straße, 4. die Ackerstreifen der Bauern Grunack und Lehne am Upstall, die 1874 die Maurermeister Scheidler und Heydemann erwarben, und 5. der Acker der Witwe Hoeft an der Ecke Kreuzbergstraße, der mehrmals den Besitzer wechselte und zeitweilig (1865—1874) auch der Imperial Gas Assoziation gehörte.

Als 1871 die Großbeerenstraße bis zur Yorkstraße gepflastert war, setzte eine intensive Bauentwicklung ein, die sich 1875 auch auf den Südteil der Straße ausdehnte. Wie oben dargelegt, waren die Grundstücke häufig zum Zwecke der Bebauung aufgeteilt und anfangs von Handwerksmeistern übernommen worden. Nach der Fertigstellung des Hauses wechselte meist wieder der Eigentümer und Rentiers, Kaufleute und Geschäftsleute zogen ein.

Von den Baulichkeiten, die sich vor 1859 im Bereich der Straße befunden hatten, blieb nichts erhalten. Gewöhnlich waren es einfache Fachwerkgebäude und Schuppen auf Holz- und Zimmerplätzen gewesen, wie das erste Wohnhaus von Kuschke und das Wohn- und Fabrikgebäude von Stöcker. Sie machten den mehrstöckigen Mietshäusern Platz, die zwischen 1859 und 1898 entstanden. Das älteste erhaltene Haus in der Großbeerenstraße ist das Eckhaus Nummer 17 a an der Obentrautstraße, das 1859 von Kuschke gebaut worden war. Die alte Fassade verlor durch einen Neuputz 1950 ihr ursprüngliches Aussehen. 1864/65 wurden vier Wohnhäuser im Norden und vier an der heutigen Obentrautstraße gebaut. In der Zeit zwischen 1872 und 1878 muß die Großbeerenstraße ein einziger Bauplatz gewesen sein. Es wurden in diesen sechs Jahren 72 von insgesamt 106 Wohnhäusern fertig, d. s. 67,9 % aller Vorderhäuser.

Man baute nach der Bauordnung vom 21. 3. 1853, die außer Feuerschutzmaßnahmen und der Sicherung nachbarlicher Rechte den Bauwilligen nur wenige Beschränkungen auferlegte. Als Hoffläche wurden zum Wenden der Feuerwehrfahrzeuge 28 qm vorgeschrieben. Trotzdem ist in der Großbeerenstraße kaum eine Ausnutzung der Grundstücke, wie sie die Bauordnung ermöglicht hätte, festzustellen. Bis auf zwei Ausnahmen (nur Vorderhaus) wurden die Grundstücke mit einem, größere mit zwei Seitenflügeln und z. T. mit einem Quergebäude besetzt. Nach der Bauordnung waren Kellerräume, die mit ihren Fenstern 62 cm über dem Straßenniveau lagen, zu Wohnzwecken zulässig. Besonders in den 1861 eingemeindeten Stadtteilen wurden Keller- und Dachräume in dieser Weise genutzt, um den Wohnungsmangel zu beheben. Auch in der Großbeerenstraße hatten die ersten Häuser ohne Ausnahme Kellerwohnungen. Diese lagen sowohl im Vorderhaus als auch in den Seitenflügeln und im Quergebäude.

Die Vorderhäuser erhielten reich verzierte Fassaden. Die Wohnungen umfaßten fünf bis sieben Zimmer und reichten in den Seitenflügel hinüber. Die Vorderzimmer



*Großbeeren-
straße 56-57a
Aufn. d. Landes-
bildstelle Berlin,
Juni 1962)*

waren meist mit Parkettfußböden und hohen Stuckdecken ausgestattet. Die Fassaden und Wohnungen im Seitenflügel wurden im Gegensatz dazu einfacher und schmuckloser gestaltet. Hier gab es Zwei- und Dreizimmerwohnungen mit Küche. Da alle Fenster zum Hof hin liegen, können diese Wohnungen nicht mit Durchzug gelüftet werden. Wo Seitenflügel und Vorderhäuser zusammenhängen, liegen die für den Berliner Grundriß typischen „Berliner Zimmer“ als Teil der Vorderhauswohnung. Diese Zimmer sind groß, bekommen aber wegen der vorspringenden Wand des Seitenflügels nur spärliches Licht von einem Eckfenster.

Außer den Wohngebäuden entstanden gleichzeitig Nebengebäude in Fachwerk und Holz auf den Höfen. Häufig handelt es sich um Ställe für Pferde, aber auch Kühe und Schweine, sowie Remisen (Wagenschuppen). Diese niedrigen zweigeschossigen Gebäude (Nr. 50, 52, 77 u. a.) wurden später als Lagerraum, Garage oder Werkstatt vermietet. Bei einigen Häusern wurden Ställe und Remisen sogar im Erdgeschoß

des Seitenflügels oder Quergebäudes eingerichtet (Nr. 13 a, 15, 17). Spezielle Werkstattgebäude entstanden u. a. auf den Grundstücken Nummer 20, 33, 34, 71; letzteres dient noch heute der „Valentin Röhren und Eisen G. m. b. H.“ als Lagerplatz. — Auf allen Höfen befanden sich Senkgruben, in denen die Abwässer gesammelt und durch unterirdische Röhren in den Landwehrkanal geleitet wurden. Die festeren Bestandteile wurden in einer tieferen Kammer zurückgehalten, die von Zeit zu Zeit entleert werden mußte. Nur die Vorderhausmieter besaßen eigene Toiletten, für die anderen befanden sich auf dem Hof kleine Abtrittsgebäude. Eine notwendige Verbesserung der sanitären Anlagen in der Großbeerenstraße wurde 1886 geschaffen, als die Häuser an das neue Kanalisationsnetz angeschlossen wurden. Die Hofklosetts blieben aber größtenteils bis zum Beginn der 20er Jahre bestehen.

Als am 15. I. 1887 eine neue Bauordnung in Kraft trat, war die Großbeerenstraße bis auf vier Häuser bebaut. Einen Überblick über die hiesige Bauentwicklung vermittelt die folgende Zusammenstellung¹⁵.

Jahr	Vorder-	Seiten-	Quer-	Fabrikgebäude
1859—65	9	6	—	—
1866—73	36	40	6	3
1874—78	42	37	7	4
1879—87	15	19	3	1
1888—98	4	5	—	2
	106	107	16	10

Bei einem Gang durch die Großbeerenstraße lassen sich an den erhaltenen ursprünglichen Hausfassaden die Merkmale der Bauepoche zwischen 1860 bis 1895 erkennen. Für ihre Gestaltung wurden die Formen verschiedener Baustile nachgeahmt. Am stärksten verwandte man die Elemente der Renaissance, deren Horizontalgliederung immer wieder auffällt. — Die Häuser aus den Jahren 1864/65 haben noch klar gegliederte und sparsam verzierte Fassaden (Nr. 18, 19, 20). Mit der Zeit werden sie aber aufwendiger, die Fensterbekrönungen treten hervor und nehmen barocke Formen an. Erker und Balkone erscheinen an den Fassaden. Eine Mischung sämtlicher Stilelemente zeigen die Bauten der 90er Jahre, wie z. B. Nr. 60.

Vor zwei Hausfassaden lohnt sich ein Verweilen. Im Norden, unweit des Landwehrkanals, entstanden 1872 die beiden dreigeschossigen Häuser Nr. 88 und 89. Ihre Fronten sind architektonisch sehr gelungen. Die Erdgeschosse, über bewohnten Kellergeschossen, sind rustiziert. Die Fenster des ersten Stockes werden von Pilastern eingefasst, die Horizontalbekrönungen der Fenster und die Sohlbänke tragen Frieze. Die Fenster des Hauses Nr. 88 zeigen im zweiten Stock Giebelbekrönungen. Ein breiter Fries mit regelmäßig eingebrochenen Dachluken zieht sich unter dem vorspringenden Dachgesims entlang. Der Erker am Hause Nr. 89 wurde erst 1908 angebaut, ist aber dem Stil des Hauses gut angepaßt. Im Süden fällt die lange Hausfront Nr. 56/57 ins Auge. Die Fassade wurde nach dem Vorbild des Heinrichshofes in Wien (1860 von Theophil Hansen errichtet) gestaltet¹⁶. Sie gehört zu einem größeren Wohnkomplex, der unter der Bezeichnung „Richmers Hofgarten“ bekannt ist, einem Versuch der aufgelockerten Bauweise aus dem Ausgang des 19. Jahrhunderts. Beispiele ähnlicher Art finden sich in Berlin nur wenige. Deshalb zählt dieser Komplex heute zu einem der vom Senat geschützten fünf Baubereiche.

Das Gelände des heutigen Hofgartens liegt auf ehemaligem „Upstallterrain“, das

der Maurermeister Wilhelm Riehmer von den Tempelhofer Bauern erworben hatte. Riehmer verpachtete zunächst einzelne Teile des umfangreichen Grundstückes. Die Streifen an den Straßen dienten als Zimmerplätze und der Lagerung von Brennmaterialien, den Mittelteil des Geländes nutzte der Gärtner Schill. Auf den Pachtgrundstücken standen Schuppen und ein Wohnhaus in Fachwerk. 1871 hatte der Zirkus Ciniselli an der heutigen Yorkstraße, z. T. auf späterem Straßenland, für ein Jahr einen großen zwölfeckigen Holzbau und Pferdeställe errichtet. — Mit dem Bau der heutigen Wohngebäude wurde erst in den 80er Jahren begonnen. Der gesamte Wohnkomplex umfaßt 18 Häuser und war 1900 fertiggestellt. Drei Baumeister, Opitz, Mittag und Mrosk, haben daran gearbeitet. — An der Hagelberger Straße Nr. 9 und 12 entstanden 1881 die beiden Eckhäuser. Als Riehmer im gleichen Jahr Zeichnungen für einen Anbau im Anschluß an das Haus Nr. 12 einreichte, erhielt er von der Örtlichen Straßenbauverwaltung keine Genehmigung. Als Begründung wurde angegeben, das neue Haus stehe nicht in Zusammenhang mit dem Eckhaus. Der selbständige Eingang weise darauf hin, daß er eine Straße anzulegen beabsichtige, die nicht im Bebauungsplan vorgesehen sei. Mit diesem Schreiben begann ein langwieriger Kampf zwischen Riehmer und den Baubehörden. Nachdem mehrere Bauanträge abgelehnt wurden, klagte er beim Verwaltungsgericht gegen das Polizeipräsidium und die Örtliche Straßenbau-Polizei-Verwaltung. Im Januar und Februar 1883 erhielt Riehmer jedoch die Bauscheine für die beiden Anbauten an die Eckhäuser in der Hagelberger Straße, die der Baumeister Mittag noch im selben Jahr ausführte. Gleichzeitig entstand das Vorderhaus in der Großbeerenstraße mit zwei kurzen Seitenflügeln, die Baumeister Mrosk 1885 auf jeder Seite mit Anbauten versah. Der Kampf mit den Behörden begann noch einmal, als Riehmer 1890 einen Antrag zum Bau eines Eckhauses an der Yorkstraße stellte. Wiederum verweigerte die Behörde die Genehmigung mit der Behauptung, er versuche auf diesem Wege eine Straßenanlage zu erreichen, um dann seine Grundstücke an „dieser Straße“ zu beiden Seiten mit Wohnhäusern bebauen zu können. Riehmer betonte jedoch der Behörde gegenüber, er wolle einen „großen gärtnerisch gestalteten Hof“ anlegen. Nach abgeänderten Zeichnungen wurde 1892 an der Yorkstraße ein Vorderhaus mit Durchfahrt erbaut. Es bekam rechts und links einen Seitenflügel und daran ein Quergebäude. 1899 entstanden als Verbindungen zu den Gebäuden Hagelberger/Großbeerenstraße und York-/Großbeerenstraße die sog. „Gartenhäuser“. Obwohl Riehmer dieses große Grundstück weitgehend ausgenutzt und bebaut hat, gilt der Hofgarten als Beispiel für eine aufgelockerte Bauweise jener Zeit. Die Verbindungswege im Hofgarten rechnen nicht als Straßen. Für Fußgänger ist das Grundstück von drei Seiten aus zugänglich, Fahrzeuge können nur die Einfahrt in der Hagelberger Straße benutzen. Die beiden Durchfahrten zur Großbeeren- und Yorkstraße sind noch heute durch Gittertore verschlossen. Früher besaßen nur die Mieter Schlüssel zu den Eingängen. Der Hofgarten galt als ruhiges Wohngebiet. Die Bewohner wehrten sich 1929 mit Erfolg gegen den Bau eines mehrgeschossigen Garagenhauses auf dem noch freien Gartengrundstück zwischen Hagelberger und Yorkstraße.

1903 erbten die Kinder Riehmers den Hofgarten und seine weiteren Grundstücke (Mehringdamm 50 und Großbeerenstraße 38, 40, 41). Sie verkauften den Hofgarten 1923 an die Holzindustriellen Gebrüder Mayer. In den 30er Jahren teilte man auch hier im Hofgarten einige große Wohnungen (fünf bis sieben Zimmer). Im Krieg wurden der östliche Seitenflügel und das Quergebäude des Hauses Yorkstraße 86 zerstört. Heute befindet sich hier ein Kino.



*Großbeerenstraße 88/89
(Aufn. d. Vf., Sommer 1963)*

Am Hause Mehringdamm 50, Riehmers Wohnhaus, und Hagelberger Straße 9/10, Teil des Hofgartens, sind die Fassaden 1964/65 mit Hilfe von Zuschüssen des Senators für Bau- und Wohnungswesen, Abt. Baudenkmalpflege, im alten Stil renoviert worden. Diese Außenrenovierung wird auf den gesamten Hofgarten-Wohnkomplex ausgedehnt.

An der Großbeeren- Ecke Wartenburgstraße steht zurückgesetzt ein größerer gelber Ziegelbau. 1872 schuf Koch das Hauptgebäude mit den Seitenflügeln, 1883 ein Quergebäude, welches Haack 1910 verlängerte. Das Haus diente bis 1945 dem vom Spittelmarkt hierher verlegten St.-Gertraudt-Hospital¹⁷, dessen Tradition seitdem das Krankenhaus am Kreuzberg fortführt.

In unmittelbarer Nähe der Großbeerenstraße möchte ich drei Baulichkeiten erwähnen. Im Norden, in der Halleschen Straße, steht das 1875 von Blankenstein ausgeführte Askanische Gymnasium, heute Berufsschule. An der Yorkstraße beherrschen die beiden 75 Meter hohen Türme der katholischen St. Bonifatiuskirche (1903—07) das Straßenbild. Am Süden der Großbeerenstraße, in der Kreuzbergstraße 16—20, sind noch die Wagen- und Stallgebäude zu erkennen, die der 1. Großen Berliner Pferdebahngesellschaft als Pferddepot dienten und später von der Straßenbahn übernommen wurden.

Aus dem kahlen Kreuzberg, von dessen Spitze man einst wie jetzt eine gute Aussicht auf Berlin genießt, begann die Stadt im Frühjahr 1888 nach Plänen des Gartenbau-

direktors Mächtig eine Grünanlage, den Viktoriapark, zu schaffen. Als besondere Attraktion bekam er einen Wasserfall, der sich vom Denkmal aus in künstlicher Felsenschlucht in einen Teich nahe der Einmündung der Großbeeren- in die Kreuzbergstraße ergießt. Die Großbeerenstraße gewann durch den Park einen schönen Abschluß im Süden und das Ehrenmal auf dem Berge, welches bereits 1878 durch einen Unterbau um 8 Meter erhöht und gleichzeitig in die Mittellinie der Großbeerenstraße gedreht worden war, eine würdige Umgebung.

Zu den Bewohnern der Großbeerenstraße zählten einst so prominente Persönlichkeiten wie der große Rechtsgelehrte v. Savigny und die Professoren Behrend, Streckfuß und v. Reh. Seit dem Ende der 90er Jahre bewohnte der Geheimrat von Holstein, die graue Eminenz des Auswärtigen Amtes, die Parterrewohnung des Riehmer gehörigen Hauses Nr. 40. In Nr. 74 lebte für kurze Zeit der Rittmeister Graf Henckel von Donnersmarck. Eine Gedenktafel trug das im Krieg zerstörte Haus Großbeerenstraße 7, in dem der Urberliner und Schriftsteller Karl Gutzkow (1811 bis 1878) seine letzten Lebensjahre verbrachte. Ein Jahr nach seinem Tod zog in die gegenüberliegende Nr. 89 der Eisenbahnunternehmer Hermann Bachstein ein. Er erwarb auch die Häuser Nr. 7 und 88 und richtete darin die Büros der „Zentralverwaltung für Sekundärbahnen“ ein. Das Unternehmen war an 19 verschiedenen Eisenbahnstrecken beteiligt, u. a. an der „Berliner Dampfstraßenbahn“ und der Bahn „Lichterfelde—Seehof—Teltow“. 1920 mußte es die Zahl seiner Büroräume einschränken und das Haus Nr. 7 verkaufen. — In den schweren Jahren nach Kriegsende ging die Zahl der Mieter aus dem Beamtenstand zurück. Neben den vordringenden Büroräumen wurden vor allem Kleinwohnungen gebraucht, weshalb ab 1932 viele große Wohnungen geteilt wurden. Man bevorzugte dabei den Typus der Vorderhauswohnung mit drei Zimmern (Küche und Toiletten wurden aus einem Zimmer eingebaut) sowie der Ein- bis Zweizimmerwohnung mit Nebenräumen und Ausgang zum Seitenflügel.

Nach dem zweiten Weltkrieg hatte sich das Bild der Berliner Innenstadt stark verändert. In der Großbeerenstraße waren 33 % der Häuser total, andere teilzerstört oder schwer beschädigt. Nach 1945 wurden zunächst die Trümmer auf den Straßen beseitigt und die dringendsten Ausbesserungsarbeiten an den benutzbaren Wohnräumen vorgenommen. Die Abräumung der Ruinengrundstücke setzte in der Großbeerenstraße erst 1953 ein und dauerte bis 1965 (Vorderhausruine Nr. 73). Teilzerstörte Häuser (Nr. 6, 28 b/c, 60) und stark beschädigte Gebäude (Nr. 10, 85), erinnern heute noch an die Kriegsauswirkungen. Der Wiederaufbau begann in der Großbeerenstraße 1953 mit dem Eckhaus Nr. 23. Die meisten Grundstücke wechselten hierzu den Besitzer, es kam auch mehrfach zu Grundstückszusammenlegungen: Nr. 43—48, 61/62, 63/63 a/63 b. An Neubauten erheben sich zur Zeit 15 Häuser auf 19 Grundstücken. Zwei abgeräumte Ruinengelände (Nr. 12, 79) werden gewerblich genutzt. Größere unbebaute Flächen liegen noch am Kreuzberg und in dem Teil nördlich des Landwehrkanals. Die Großbeerenstraße ist eine ausgesprochene Wohngegend geblieben. Da in diesen „kleine Ladengeschäfte und nichtstörende, den notwendigen Bedürfnissen der Bevölkerung dienende, gewerbliche Kleinbetriebe neben Gebäuden für kulturelle Zwecke und Verwaltungen, Gaststätten und Fremdenheime zulässig“ sind¹⁸, gibt es in der Großbeerenstraße auch derartige Einrichtungen. Hervorzuheben ist das in Nr. 57 im vorigen Jahr eröffnete erste Berliner Kinomuseum; im Hause der Arbeiterwohlfahrt, Großbeerenstraße Ecke Hallesches Ufer, ist die Schaubühne untergebracht. Außerdem existieren mehrere kleine Gaststätten,

davon zwei Kellerlokale (Großbeerenkeller Nr. 90, Bacchuskeller Nr. 17 a), eine Hotel-Pension, eine Pension und ein Fremdenheim.

Das Bild der Großbeerenstraße wird sich in den nächsten Jahren weiter verändern. Es sind Ausbauten an den beschädigten Häusern notwendig, Baulücken sind zu schließen und freie Plätze zu bebauen. Nördlich des Kanals, zwischen Hallesches Ufer und Hallesche Straße, ist das Postscheckamt Berlin West projektiert. Den Mittelpunkt des umfangreichen Komplexes wird ein 23geschossiges Hochhaus bilden. Neben den kürzlich erworbenen Grundstücken Nr. 37—41 gehören dem Land Berlin im Norden die Grundstücke Nr. 2 und 3, deren Bebauung wegen übergemeindlicher Vorhaben ausgespart ist. Die Südtangente soll als Hochstraße hier über die Großbeerenstraße führen, während die neue U-Bahnlinie Mehringdamm—Fehrbelliner Platz sie unterqueren wird.

Anmerkungen:

Als Material für die Arbeit dienten im wesentlichen Grundbuch-, Hochbau- und Tiefbauakten, deren Durchsicht die Kreuzberger Verwaltungsstellen ermöglichten und freundlich unterstützten.

¹ „Karte von dem Unterlande der Feldmark Tempelhof, vermessen im Jahre 1830 und nach realisierter Separation gezeichnet durch C. Grack 1832, pro Mencilus“ (Original im Rathaus Tempelhof).

² „Alter Situationsplan von dem Upstall der Gemeinde zu Tempelhof mit Rücksicht auf den Strassen-Bebauungsplan, eingeteilt im Jahre 1856 durch (gez.) Schneider, Vermessungs-Revisor.“ Das Original im Rathaus Tempelhof enthält noch andere speziell eingeteilte Reviere der Feldmark Tempelhof.

³ Siehe P. Schaeffer: Vor dem Halleschen Tor, Leipzig 1913 — A. Meinecke: Von der „myrica“ zum Blücherplatz. Vom „Grundstück Amerika“ zur „Amerika-Gedenkbibliothek“. In: AGB-Rundschau, Folge 5 und 6, 1961 — Dominik: Der Belle-Alliance-Platz und seine Umgebung. In: Der Bär, 1882, S. 580 ff.

⁴ Der Bebauungsplan nahm keine Rücksicht auf die Grenzen der Parzellen. Es ergaben sich deshalb bei der Planausführung erhebliche Schwierigkeiten. Eine kritische Würdigung des Hobrecht-Plans bringt Ernst Heinrich: Der Hobrechtplan. In: Jb. f. brand. Lg. 1962, S. 41 ff. Dort auch Abbildungen der Abt. III des Bebauungsplanes.

⁵ Vossische Zeitung Nr. 188 vom 10. 8. 1864: „Des Königs Majestät haben Allernädigst zu bestimmen geruht, daß die Straße No 8 der Abteilung III des Bebauungsplanes von Berlin, welche von der Hirschelstraße (heute Stresemannstraße) ausgehend, über den Schiffahrtskanal hinweg eine gerade Richtung auf das Kreuzberg-Denkmal hat, den Namen Großbeerenstraße führen soll.“

⁶ Siehe: Berliner Gemeindericht, Tiefbauverwaltung, 8. Band, Berlin 1914².

⁷ Die Angaben über die Besitzverhältnisse sind entnommen dem Grundbuch (Potsdamer Torbezirk Nr. 7, Blatt 196), der Bauakte Hallesches Ufer 42 und den Tiefbauakten (1 Vol. I, 1864—1870, S. 34 ff.).

⁸ Angaben aus den Bauakten Großbeerenstraße 10 und 17a.

⁹ Angaben aus den Bauakten Großbeerenstraße 82 a/83.

¹⁰ Angaben aus der Tiefbauakte (Vol. I von 1869—1871: Die Einziehung der zu den Kosten der Durchlegung der Großbeerenstraße von den Adjacenten derselben gezeichneten Beiträge).

¹¹ Vgl. auch den Bericht über die Gemeinde-Verwaltung der Stadt Berlin von 1861—1876, Teil II, S. 2 f.

- ¹² Die Haude und Spenersche Zeitung berichtet über die Freilegung der Grundstücke an der Großbeerenstraße unter dem 6. 4. 1870 folgendes: „Am 1. d. M. ist die Großbeerenstraße vom Halleschen Platz bis zur Kreuzbergstraße freigelegt worden. Die Adjacenten, welche einige 30 000 Taler unter der Bedingung beizutragen sich verpflichtet haben, daß am 1. d. M. die Straße vollständig freigelegt sein müsse, hatten noch einige Tage zuvor ihre Freude darüber zu erkennen gegeben, daß dieser Termin nicht werde innegehalten werden können, inzwischen hatte die Feuerwehr die erforderliche Anweisung zur Räumung erhalten und dies hat denn doch zur endgültigen Beilegung geführt.“
- ¹³ Angaben aus den Bauakten Großbeerenstraße 28, 60, 61.
- ¹⁴ Angaben aus den Bauakten Großbeerenstraße 56/57 und Hagelberger Straße 9-12.
- ¹⁵ Eckhäuser wurden bei der Aufstellung der Tabelle wie Vorderhäuser behandelt. Eine Tabelle für die Bauentwicklung in Berlin um 1870 findet sich bei Philipp Nitze: Die Entwicklung des Wohnungswesens von Groß-Berlin, Bln 1913, S. 70 f.
- ¹⁶ Herrn Kurt Pomplun danke ich für diesen Hinweis.
- ¹⁷ Siehe Carl Giese: St. Gertraut Hospital 1411—1911, sowie Bauakte Großbeerenstr. 22.
- ¹⁸ Siehe Stadtplanung im Bezirk Kreuzberg, hrsg. vom Bezirksamt K. (1956).

Nochmals: Friedrichsgracht Nr. 58

Nachträge und Berichtigungen

Zu meinem im vorigen Jahrbuch veröffentlichten Aufsatz über das alte Ilgen- und Possart-Haus sind mir von verschiedenen Seiten her freundliche Ergänzungen und Berichtigungen zugegangen, und der seinerzeit ausgesprochene Wunsch, es möchten sich „etwaige Leser finden, die das Bild durch weitere Züge bereichern und ergänzen könnten“, hat sich damit erfüllt. Indem ich hierdurch allen Einsendern — genannten und ungenannten — sehr herzlichen Dank sage, fasse ich in folgendem die Ergebnisse zugleich mit eigenen neuen Feststellungen zusammen.

1. *Zur Erbauung des Hauses (S. 100)*: Der kurprinzliche Geheimsekretär Heinrich Butendach ließ im Jahre 1686 das Haus durch den Baumeister Smitts errichten. Butendach war Besitzer des mit der Rückseite anstoßenden Grundstücks Brüderstraße 12. Als im Jahre 1680 die Cöllnische Stadtmauer abgebrochen wurde, kaufte er 1682 den zwischen seinem Grundstück und dem Zuge der Stadtmauer gelegenen „Garten mit Häuschen“ für 1000 Tlr. hinzu, und als dann die Friedrichsgracht eine vornehme Straße zu werden schien, entschloß er sich 4 Jahre später zu diesem Hausbau. Einige Jahre danach, spätestens 1690, kaufte der Herr von Ilgen das Haus.

2. *Zur Person und Familie des Ministers von Ilgen (S. 101 ff.)*: Zu dieser Frage hat Herr Otto Glodde, der Vorsitzende des Neuköllner Heimatvereins, der sich von da her seit vielen Jahren mit Ilgen und Britz beschäftigt hat und ein sehr reiches Material über ihn besitzt¹, in bereitwilliger Weise Berichtigungen und Hinweise gegeben. Wie er durch Kirchenbuchforschungen an Ort und Stelle nachweisen konnte, stimmt das in der gedruckten Literatur verbreitete Geburtsdatum Ilgens nicht. Er wurde nicht zu Minden und nicht am 30. 9. 1664 geboren, sondern bereits 10 Jahre früher am 30. 9. 1654, und zwar zu Petershagen/Weser (Kr. Minden). Dort ist er auch am 3. 10. getauft worden. Sein Berliner Haus bewohnte er, wie eben gesagt, zumindest seit 1690.

Die Angabe, daß Ilgen einen gleichnamigen Sohn gehabt habe, ist zwar ebenfalls in der Literatur verbreitet², entspricht aber nicht den Tatsachen. Bei jenem Rüdiger Ilgen handelt es sich vielmehr um einen nicht geadelten Neffen³, der auch nicht der Hauserbe wurde. Der Minister verkaufte nämlich im Jahre 1719, in welchem er andererseits Britz erwarb, das Haus an seinen Schwiegersohn von Knyphausen, behielt sich aber darin im Erdgeschoß mietweise eine Stadtwohnung vor, in welcher er — vom Podagra geplagt — seine späteren Lebensjahre verbrachte und auch am 6. 12. 1728 gestorben ist. Die Knyphausenschen Erben haben das Haus dann noch bis zum Jahre 1769 besessen. Die Zeitungsannoncen vom Jahre 1756, welche ich seinerzeit nach Walter Stengel zitiert habe (S. 114), fällt demnach noch in die Knyphausenzeit.

3. *Die weiteren Hausbesitzer (S. 103)*: Für die Zeitspanne von der „Ilgenzeit“ bis zu der „Franzosenzeit“ (Filhès, Claude, Sabatier) war es mir nicht möglich gewesen, den bzw. die folgenden Besitzer zu nennen, und gerade diese unerfreuliche Lücke hat sich inzwischen vollständig schließen lassen. Tatsächlich ist nämlich doch bereits früher einmal — im Gegensatz zu Hermann Küglers Aussage, „ihm sei trotz eifrigen Suchens und mehrfacher Umfrage keine Geschichte des Hauses bekannt geworden“ (S. 98) — über das Haus geforscht und berichtet worden, jedoch sind die damaligen Ergebnisse nur in allergedrängtester Form als ein Vortragsreferat veröffentlicht worden. Wie mir verschiedene Leser mitteilten, findet es sich in der „Brandenburgia“ (1901/1902, S. 276 ff.), vor deren Mitgliedern seinerzeit anläßlich des Todes „des 81jährigen Rittergutsbesitzers Eugen Possart, Besitzers des Hauses“ der Kustos Buchholz vom Märkischen Museum berichtet hatte. Da mir diese Zeitschrift in Göttingen nicht zugänglich war und ich mich auf die Küglersche Auskunft glaubte verlassen zu dürfen, war mir dieser Bericht leider entgangen.

Den Buchholzschen Mitteilungen zufolge wäre also das Haus dann — „wohl infolge der Kriegszeit“ (siebenjähriger Krieg!) — in den vier Jahren von 1759 bis 1762 durch nicht

weniger als 6 verschiedene Hände gegangen! Am 18. 5. 1759 kaufte es von den Knyphauserben zunächst ein Kriegskommissar Krüger. Am 11. 10. 1759 erwarb es der Etatsminister Heinrich Christian von Katt, am 29. 6. 1760 kam es an den Obrist-Wachtmeister August Ludwig von Katt, am 21. 8. 1761 an den Kriegsrat Fr. W. Baetcke. Am 9. 9. 1761 ging es an den bekannten „patriotischen Kaufmann“ Gotzkowsky über, der aber damals bereits in finanziellen Schwierigkeiten war und es am 30. 9. 1761 an den Bankier Willmann abtrat, der es etwas länger behielt. 1768 erwarb es von diesem der Kauf- und Handelsmann Philipp Jakob von der Lahr und 1777 für 12 000 Tlr. der Kaufmann Christian Grand, womit sich also die von mir (S. 103 und 107) geäußerte Vermutung als richtig erwiesen hat, 1801 endlich der Seidenfärber Filhès.

Über einzelne dieser Käufer dürfte es ohne zeitraubende Nachforschung nur schwer möglich sein, etwas auszusagen. Der 1759 genannte Kgl. Pr. Wirkl. Geh. Staats- und Kriegsrat, Vizepräsident und dirigierender Minister bei dem Generaldirektorium, Chef des 6. Departements usw. Heinrich Christian von Katt und der 1760 folgende Obrist-Wachtmeister August Ludwig von Katt sind offensichtlich die beiden im Gothaischen Taschenbuch⁴ genannten Brüder, obwohl der erstere dort Christoph, der andere Ludolph genannt wird. Da der Minister 1760 (!) kinderlos verstarb, wird das Haus im Erbgang an seinen Bruder (∞ Katharina du Rosee) gelangt sein, der es ein Jahr später veräußerte.

Über Johann Ernst Gotzkowsky (Hausbesitzer vom 9. 9. 1761 bis 30. 9. 1761) findet man dagegen leicht genauere Angaben⁵. Er war es, der — auch wiederum 1760 — bei dem Russeneinfall durch geschickte Verhandlungen und großzügige Darlehen Berlin vor der Plünderung bewahrte. Auf mehreren kostspieligen und gefährlichen Reisen (nach Arnswalde bzw. Danzig ins russische, nach Meißen ins preußische Hauptquartier), die sich bis in den Sommer 1761 hinzogen, verbrachte er 8 Monate, „ohne daß ich in meinen eigenen Angelegenheiten das mindeste nachsehen konnte. Diese hatten sich inmittelst so angehäufter, daß ich viele Monate zubringen mußte, ehe ich solche wiederum in Ordnung bringen konnte“⁶. Er hat also das Haus an der Friedrichsgracht nur als Finanzobjekt in Händen gehabt, und es diente nach seinem wirtschaftlichen Ruin auch nur zur Abtragung von Schulden bei dem nächsten Besitzer.

Diejenige Quelle, die (neben Gotzkowsky S. 441—467) über die folgenden Hausherrn, z. T. sogar recht ausführlich, berichtet, war mir ebenso — da nur in der sehr kleinen Auflage von 100 Stück als Handschrift gedruckt und deshalb in nur wenigen Bibliotheken vorhanden — bisher nicht zu Gesicht gekommen, das umfangreiche Werk von Rachel Papritz, Wallich: Berliner Großkaufleute und Kapitalisten (Bd. II, 1939). Es würde erheblich zu weit führen, an dieser Stelle alle die finanziellen Verflechtungen auch nur andeuten zu wollen, die sich darin mit den Namen Gotzkowsky, Willmann, von der Lahr und zahlreichen anderen verbinden. Hier können sie ja auch nur als Hausherrn an der Friedrichsgracht interessieren.

Demnach also war der Bankier Nikolaus Heinrich Willmann (Besitzer vom 30. 9. 1761 bis 1768) in den 60er Jahren mit dem Berliner Bankier Martin Schultze assoziiert, und im Jahre 1765 (Juni) erhielt er die Leitung des Cassa-Comptoirs bei der neuen Königlichen Bank. Mit Gotzkowsky hatte er weitgehende Geschäftsverbindungen; so vermittelte er z. B. 1763 für jenen eine große Anleihe bei Daniel Itzig, wobei die Bemerkung vielleicht Beachtung verdient, daß Willmann unter den Pfändern Gotzkowskys „eine Partie seidener Waren in Verwahrung hatte“, weil möglicherweise die später in dem Hause beheimatete Seidenfärberei sich von da herschreiben könnte. Als es dann zu dem Zusammenbruch Gotzkowskys kam und zahlreiche Gläubiger darin verwickelt waren, wurden unter den Berliner Höchstbeteiligten mit je 120 000 Tlr. Moses Ries und Willmann genannt.

Der nächste Hausbesitzer (1768 bis 1777) war der Kaufmann Philipp Jakob von der Lahr. Er entstammte einer holländischen Familie, die um des Glaubens willen von Maaseyk nach Frankfurt/Main ausgewandert war und dort die Kaufmannschaft betrieb. Nachdem vier Söhne dieses Hauses — Brüder, von denen 2 Sattler und 2 Kaufleute geworden waren — in den Jahren 1724 bis 1738 das Berliner Bürgerrecht erworben hatten, verzweigte sich ihre Nachkommenschaft in der Hauptstadt vielfältig, ohne daß es jedoch möglich wäre,

allein aus den Rachel-Papritz-Wallichschen Namen- und Datenangaben eine eindeutig klare genealogische Tafel zusammenzustellen. Der für unsere Geschichte in Frage kommende Phil. Jakob von der Lahr (∞ N. N. Damm) trieb besonders Getreide- und Teehandel und bewohnte „das Fürstenhaus in der Kurstraße“. Er starb am 15. 11. 1786. Warum und auf welche Weise 1777 der Kaufmann Grand in den Besitz des Hauses kam, ist ungeklärt.

4. *Die Beziehungen zum Nachbarhause Nr. 57 und der Familie Ficker:* Wenn wir es uns auch versagen müssen, der an sich wohl aufschlußreichen Genealogie von der Lahr an dieser Stelle nachzugehen⁷, so erscheint doch eines für das Folgende wichtig. Der vierte und jüngste der Frankfurter Brüder, Berliner Bürger seit 1738, Sigismund Cäsar von der Lahr nämlich, war verheiratet mit Marie Louise Buder, der ältesten Tochter des am 28. 12. 1747 verstorbenen Cöllnischen Tuch- und Seiden(!)kaufmanns Johann Christian Buder⁸, womit er Teilhaber und Fortsetzer des Buderschen Geschäftes wurde, während dessen zweite Tochter, Anna Eleonore Buder, eben jenen aus Sachsen stammenden Kaufmann Abraham Gottlieb Ficker (geb. 1720, gest. vor 1784) geheiratet hatte, von dessen Firma im vorjährigen Aufsatz (S. 106/107) berichtet worden ist. Diese Budertochter ist es also gewesen, die nach dem Tode ihres Mannes die Firma unter dem Namen „Abraham Gottl. Ficker Wwe & Co“ fortgeführt hatte.

Aber während wir a.a.O. vermutet hatten, jener Gottl. Heinrich Ficker, der sich dann in Nr. 58 mit Ludwig Wilhelm Reinhardt assoziierte, sei ein Sohn dieses Paares gewesen, so ist das dahin zu berichtigen, daß er nach Rachel-Wallich lediglich ein „Verwandter“ war, während ausdrücklich betont wird, daß das Ehepaar Ficker-Buder nur eine einzige Tochter gehabt habe — und diese war die auch in unserer Geschichte bereits erwähnte Demoiselle Joh. Eleonore Ficker gewesen (geb. etwa 1754), die als sehr reiche Alleinerbin, ledigen Standes und fast erblindet, im hohen Alter von 80 Jahren zu Berlin am 14. 11. 1834 starb. Über die zahlreichen karitativen Stiftungen, die sie sowohl an Einzelpersonen⁹ wie an Körperschaften usw. testamentarisch vermachte, braucht hier um so weniger gesprochen zu werden, als sich ihr Name häufig in Friedrich Gustav Liscos Buch über „Das wohlthätige Berlin“¹⁰ findet. Nur sei noch einmal betont, daß sie es war, die dem Schindlerschen Waiseninstitut das schöne Haus Nr. 57 stiftete.

Es ergibt sich also aus dieser Verwandtschaft Buder-Lahr-Ficker, daß die beiden historisch und architektonisch bedeutsamsten Häuser der Friedrichsgracht wenigstens zeitweilig auch durch genealogische Bande miteinander verknüpft waren, was in der vorjährigen Darstellung noch nicht genügend klar durchschaut und geschildert werden konnte. —

Die weitere, lediglich Namen aufzählende Besitzerreihe, die 1901 Buchholz gegeben hat und die von Rachel-Wallich übernommen wurde, deckt sich dann vollkommen mit meiner ausführlichen Darstellung nach den privaten Familienpapieren. Damit liegt die Besitzerreihe des Hauses von der Erbauung bis zum Untergang lückenlos vor.

5. *Über das Innere des Hauses (S. 124):* Zu den Angaben über die künstlerische Ausgestaltung des Hauses und die daran beteiligten Künstler („mit Oel gemalte Landschaften“) ist nachzutragen, daß fast gleichzeitig (Berlin 1964) mit dem Druck des Aufsatzes ein bedeutsames Werk über „Die Malerei in Berlin vom 13. bis zum ausgehenden 18. Jahrhundert“ von Ekhart Berckenhagen, dem Verfasser des von mir (S. 130, Anm. 82) zitierten Pesne-Buches, erschienen ist, das unter den Nummern 318 und 320 bildliche Wiedergaben nach den Malereien von Fechtel aus dem Hause an der Gracht bietet, zu welchen ein für später angekündigter Textband nähere Einzelheiten bringen soll.

Wie Herr Dr. Berckenhagen aus zeitlichen Gründen vermutet¹¹, ist es „demnach der Bankier Willmann gewesen, der Mitte der 1760er Jahre seinen Besitz hat ausschmücken lassen“. Vielleicht trägt zur Aufhellung dieser Frage der folgende Hinweis bei. Rachel und Wallich (II, 467 ff.) berichten u. a. auch über den Bankier und vorherigen Münzdirektor Joh. Georg Eimbcke und erwähnen dabei, dieser habe auf Gotzkowskys Anraten ebenfalls Gemälde auf Spekulation gekauft¹². Nachdem Eimbcke dann ebenfalls, im August 1763, falliert hatte, wurde seine auf 12 000 Tlr. geschätzte Gemäldegalerie im Mai 1764 versteigert, wobei „Käufer waren u. a. Ephraim und mehrere hiesige Bankiers, auch Gotz-

kowsky und Willmann als Gläubiger“. Matthias Oesterreich hat einen Katalog der Eimbeckeschen Sammlung verfaßt¹³, der hier vielleicht Auskunft geben könnte, doch war er bisher bibliothekarisch leider nicht nachweisbar.

Dem Buchholzschens Vortragsbericht in der „Brandenburgia“ ist ferner noch zu entnehmen, daß auch im Erdgeschoß des Hauses — allerdings nur im Mittelzimmer — sich bis zuletzt „künstlerische Reste aus der Glanzzeit des Hauses“ erhalten hatten, nämlich der in Fächer abgegliederte und bemalte Plafond sowie 3 Wandspiegel. Doch waren letztere nicht mehr sichtbar, da Possart sie im Jahre 1878 bei der Vermietung der Räume als Geschäftslokal fest abdecken ließ.

6. *Über Possart selbst* (S. 122) war inzwischen nur festzustellen, daß er 1901/02 81jährig gestorben ist, also etwa 1820/21 geboren wurde. Buchholz erzählt von ihm, daß seine Wohnung im Obergeschoß nur seltenen Besuchern „meist unter der Bedingung strenger Discretion“ zugänglich war. Nach dem wenigen, was er über den Inhalt der Wohnung hatte erfahren können — er beruft sich auf das schon damals verstorbene Brandenburgia-Mitglied Leo Alfieri —, „strotzte die Wohnung von Kunstwerken und Erinnerungen aus der Rokokozeit wie ein Museum“. Im Jahre 1878 ließ Possart eine Renovierung des Hauses vornehmen unter möglichst strengem Festhalten an der alten Architektur, auf die er großen Wert legte. Damals wurde auch die Haustür neu und „im Renaissancestil“ reich geschnitzt¹⁴.

7. *Zu dem Brand des Jahres 1854* (S. 118) verdient ergänzt zu werden, daß er nicht der einzige gewesen ist, der das Haus bedroht hat. Bei Ernst Friedlaender¹⁵ liest man unter dem Datum des 9. 12. 1713 aus alten Zeitungsberichten: „Ehegestern entstund Abends um 5 Uhr eine unvermuthete Feuers-Brunst in Sr. Exc. des Herrn von Ilgens Hause, es wurde aber Gottlob dieselbe in Zeiten wieder gedämpft.“ Die näheren Umstände dieses Vorfalles sind eigenartig und nicht ganz durchschaubar, indem der Zeitungskorrespondent unvermittelt fortfährt: „Ein Unterofficier nebst etlichen Soldaten haben mit Gewalt die Hausthür erbrochen, sie sind aber sobald in Arrest gebracht und hat der Unterofficier eine mündliche Abbitte Sr. Exc. thun müssen, und da die Soldaten zum Gassen-Lauffen schon condemniret waren, sind dieselben ebenergestalt auf Ihrer Exc. gnädigste Intercession pardoniret worden.“

»

Wie diese reichhaltige Nachlese zeigt, hat die leider verspätete Bekanntschaft mit dem Buchholzschens Vortrag so etwas wie eine kleine Lawine neuer Erkenntnisse ausgelöst, und ich kann nur nochmals mein Bedauern darüber ausdrücken, daß es nicht früher dazu kam. Nachträge und Berichtigungen sind immer mißlich, weil sie von zahlreichen Lesern der Hauptarbeit leicht übersehen werden. Dennoch glaube ich — zugleich als Ausdruck meines Dankes für die mannigfachen Hinweise —, diese nachträglichen Forschungsergebnisse den Lesern, die das „Jahrbuch“ regelmäßig zu Gesicht bekommen, nicht vorenthalten zu sollen.

M. Rudolph

Anmerkungen:

¹ Otto Glodde: Eine Gedenken an Heinrich Rüdiger v. Ilgen. In: Mitteilungsheft des Neuköllner Heimatvereins, August 1954, S. 4/5.

² So z. B. Max Gritzner: Die bei Gelegenheit der Krönung des Kurfürsten Friedrich III. zum König von Preußen erfolgten Standeserhebungen. In: Der Deutsche Herold 32. Jg. Berlin 1901.

³ Er wurde 1728 Hilfsarbeiter im Auswärtigen Departement, als solcher noch im Berliner Adreßbuch von 1740 unter dem Personal der Geheimen Kanzlei, im Adreßbuch von 1741 unter den Räten. — Vgl. FBPG 18, S. 372.

⁴ Uradel 9. Jg., 1908, S. 376. — Die in Kneschkes Adelslexikon (Bd. 5, 1864, S. 33/34) mitgetheilten Angaben weichen nicht un erheblich von den späteren des Gotha ab!

- ⁵ Z. B. Geschichte eines Patriotischen Kaufmanns (Wiederabdruck der 1768 und in 2. Auflage 1769 erschienenen Selbstbiographie des J. E. G.). In: Schr. d. Ver. f. d. Gesch. Berlins, Heft 7, 1873. — Otto Hintze: Ein Berliner Kaufmann aus der Zeit Friedrichs des Großen. Ebenda Heft 30, 1893, S. 1—18.
- ⁶ Gotzkowsky, a.a.O., S. 68.
- ⁷ So war z. B. ältester Sohn des zweiten der 4 Brüder Heinrich von der Lahr, geb. Berlin 1734, der bekannte Ingenieuroffizier, der als Gen.-Leutnant 1816 zu Neiße verstarb.
- ⁸ Johannes Buder: Die älteste Berliner Kaufmannsfamilie Buder. Zugleich ein Beitrag zur Herrschaftsgeschichte von Berlin-Lichterfelde (1746—1770). In: Genealogie 14, 1965, S. 484—493 (für den genealogischen Teil stark auf Rachel-Wallich aufbauend).
- ⁹ Es wurden z. B. auch mehrere Mitglieder der später offenbar rasch verarmten Familie von der Lahr als entfernte Verwandte von ihr unterstützt.
- ¹⁰ Berlin 1846; z. B. S. 77, 132, 136, 210, 215 ff., 218, 224, 309 ff., 434 (dort auch die in meinem Aufsatz S. 110/111 erwähnte Stiftung des Bankiers Goltze in Höhe von 1000 Tlr. für die Berliner Haupt-Armenkasse). Das Buch hat kein Namenregister!
- ¹¹ Briefliche Mitteilung an den Verf. vom 16. 3. 1965.
- ¹² Über Gotzkowskys eigene Bilderkäufe ebd. II, S. 444 und 462.
- ¹³ Beschreibung derjenigen Sammlung verschiedener Originalgemälde von italienischen, holländischen, französischen und deutschen Meistern, welche das Cabinet ausmachen von J. G. Eimbcke. Berlin 1761.
- ¹⁴ So Buchholz, der merkwürdigerweise von einem „Renaissancehaus“ spricht, obwohl er selbst als Baujahr 1686 nennt.
- ¹⁵ Friedlaender, Berliner geschriebene Zeitungen aus den Jahren 1713 bis 1717 und 1735. In: Schr. d. Ver. f. d. Gesch. Berlins 38, 1902, S. 66. Zu dieser wichtigen Quelle mag beiläufig erwähnt werden, daß gerade sie für Ilgen besonders reichlich fließt. Das Namenregister nennt ihn und seine Frau und Tochter allein 69mal, den Schwiegersohn von Knyphausen rund 50mal.

Bücherschau

Hans Zopf u. Gerd Heinrich: Berlin-Bibliographie (bis 1960).

In der Senatsbibliothek Berlin bearb., unter Verwendung des von W. Kuhn gesammelten Materials. Vorw. von Hans Herzfeld u. Rainald Stromeyer. — (Veröff. d. Hist. Komm. zu Berlin, Bd. 15.) Berlin: de Gruyter 1965. XXXI, 1012 S. Ln. 98,— DM.

Als gewichtiges und bedeutsames Ergebnis der Zusammenarbeit zwischen Bibliothekar und Historiker, hier der Senatsbibliothek Berlin und der Historischen Kommission zu Berlin, erschien, unterstützt von den Mäzenen der Gegenwart, dem Senator des Innern, der Klassenlotterie und anderen Stellen des öffentlichen Lebens in Berlin, die erste große Bibliographie unserer Stadt. Mit den Unterlagen und Ergänzungen der verdienstvollen Arbeit von Waldemar Kuhn (Berlin. Stadt und Land. 1952), die, neben einigen im Ostsektor erschienenen Teilverzeichnissen, das einzige und neuere bibliographische Hilfsmittel war, begannen die beiden Bearbeiter 1960 die riesige Arbeit. Es ist erstaunlich, was an Material zusammengetragen, geprüft, ergänzt und berichtigt wurde. Nur wer jemals selbst sich mit solchen Arbeiten befaßt hat, kann die unerhörte Leistung annähernd ermessen und erkennen. Es ziemt sich daher nicht, kleinlich nach Fehlern und Mängeln zu suchen und stolz mit dem Finger auf etwaige Lücken zu deuten! Es konnte und sollte gar keine absolute Vollständigkeit angestrebt werden (lt. Vorwort). Es wurde aber dennoch das bisher umfassendste, grundlegende Nachschlagewerk für unser Berlin geschaffen, auf das keine Bibliothek verzichten kann, das jeder Heimatforscher aber auch immer wieder wirklich „wälzen“ wird, das also sicherlich, trotz des hohen Preises, auch in mancher privaten Handbibliothek stehen wird.

Das Werk geht über den im Titel gesteckten Rahmen hinaus, denn Berlin ist keine Insel, es steht nicht allein im luftleeren Raum. Mit dem Aufstieg Brandenburgs und Preußens war auch seine Entwicklung auf allen Gebieten des geistigen und öffentlichen Lebens verbunden. Mit dem wachsenden Einfluß des Staates im europäischen Spiel der Kräfte stieg auch zugleich Berlins Bedeutung als Residenz und später als Hauptstadt — bis zum Zusammenbruch 1945. Die Wurzeln seiner Kraft reichen weit in die Mark hinaus — sogar noch heute. Die innere Verbundenheit, durch Jahrhunderte gewachsen und gestärkt, dokumentiert sich trotz unterbrochener Verkehrswege in mancherlei Form. Auch dieser Band ist dafür ein Zeugnis: es konnte viel bibliographisches Material aus dem Ostsektor hineingearbeitet werden, nicht alles allerdings gleichmäßig mit „Ost-Berlin“ als Erscheinungsort gekennzeichnet.

Es empfiehlt sich dringend für jeden Benutzer, bevor er auf die Suche nach Material geht, als erstes die „Hinweise“ (S. XXV-XXVII) zu studieren, er erspart sich damit manchen Kummer und Ärger. Jeder Bibliothekar pflegt auf „seine“ Systematik zu schwören, d. h. auf die, mit der er jahrelang gearbeitet hat, die für die Bedürfnisse seiner Bibliothek am beweglichsten und vielseitigsten ist, die nach Bedarf erweitert oder verengt werden kann. Deshalb wandten die Bearbeiter die in der Senatsbibliothek benutzte Methode der Unterteilung der Systematik durch Dezimalbrüche, also einer Art angewandter Dezimalklassifikation an — mit ihren Vorzügen und Schwächen. Sie führt vom Allgemeinen zum Speziellen und gliedert das Material in drei Hauptgruppen. Die Hauptgruppe B kann auf 46 Seiten natürlich nur die wichtigsten Werke und bibliographischen Hilfsmittel zur brandenburgisch-preußischen Landeskunde und Geschichte angeben. Die Hauptgruppe C: Berlin umfaßt aber allein 766 Seiten! Nach der ersten Untergruppe: Allgemeines folgen in sieben weiteren Ortskunde, Geschichte, Kulturgeschichte usw., um in einer neunten die Vororte und Verwaltungsbezirke Berlins zusammenzufassen. Hier muß sich notgedrungen manches überschneiden, sowohl mit C 6: Die Behördenstadt wie auch mit C 27: Ortskunde: Straßen, Plätze und Örtlichkeiten. Daß Statistik in Berlin schon immer großgeschrieben wurde und an einer Behördenbibliothek wie der Senatsbibliothek besonders gepflegt wird, zeigt die Betonung durch eine eigene Gruppe mit immerhin 3,5 Seiten (um bei den Dezimalbrüchen auch hier zu bleiben).

Besonders wertvoll sind die Personen- und Sachregister. Das Personenregister umfaßt sowohl die Verfasseramen wie die Biographien in einem Alphabet. Durch die Hinzufügung des ersten Ordnungswortes sind die verschiedenen Titel kenntlich gemacht, so daß, wenn man einigermaßen mit den Hinterhalten der angewandten Dezimalklassifikation vertraut geworden ist, sich schnell zurechtfindet — im Gegensatz zum „Kuhn“, bei dem

man oft acht bis zehn Seiten vergeblich nachschlug, ehe man den richtigen Titel traf. So ist es hier eine Freude, z. B. Fidicin aufzuschlagen! Vorsichtigerweise haben die Bearbeiter oft die genaue Seite dem hilfsbedürftigen Laien, der sich sonst rettungslos im Gestrüpp der Dezimalgruppen verheddern würde, daneben angegeben. Das war bibliothekarische Menschenfreundlichkeit! Nur bei der Umfangsangabe glaubte man — leider —, die Seitenzahlen weglassen zu dürfen! Auf ein Register der anonymen Titel, das auch bei Kuhn schon sehr vermißt wurde, verzichtete man auch hier wohl aus Platzgründen. Es hätte den Umfang des Buches gesprengt: allein beim Buchstaben H (Haushaltsplan) oder J (Jahresbericht).

Titel- und Wortkürzungen, die ursprünglich aus preußisch-berlinischer Sparsamkeit vorgesehen waren, wurden zum Glück zum größten Teil aufgegeben. Dank sei dafür der Klassenlotterie gesagt, die mit ihren Zuschüssen großzügig war. Dem ungeschulten, katalogtechnisch ungewandten Leser und Benutzer hätten diese Kürzungen vermutlich beträchtliche Schwierigkeiten gemacht. Aber an einer Stelle der Bibliographie war man sogar üppig! Wer interessiert sich heute für die weiteren fünf Taufnamen (Amalie, Jenny, Emilie, Klothilde, Johanna) von Lily Braun oder die drei übrigen der letzten Kaiserin Auguste Viktoria? Damit sind wir aber auch bei einem sehr gehaltvollen Teil der Bibliographie angelangt: den Biographien (C 45). Über 200 Seiten umfaßt dieses Verzeichnis (mit Lebensdaten, aber leider ohne nähere Berufs- oder Wirkenskennzeichnung). Denkt man an den Band Heinz Kullnick: Berliner und Wahlberliner (1961) mit seinen vielen Fehlern und Mängeln, so ist man froh, daß diese Lücke jetzt geschlossen ist. Die Bio- und Autobiographien der Berliner Persönlichkeiten mit ihren Porträts, deren Angabe hier allerdings fehlt, sind ja eine noch längst nicht völlig erschlossene Fundgrube für die Kulturgeschichte Berlins! Die Bearbeiter der Berlin-Bibliographie konnten nicht bei jedem Namen das gesamte Titelmateriale bringen, es hätte sonst einen gesonderten Band beansprucht. Sie verwiesen stets auf eine bekannte, an jeder größeren Bibliothek vorhandene Biobibliographie. Das ist eine Lösung, wenn sie auch für manchen etwas unbequem sein wird, vor allem, wenn er im Ostsektor unserer Stadt wohnt. Viel Arbeit verursachte den Bearbeitern vermutlich die Auflösung der Pseudonyme. Man ging hier sichtlich mit großer Vorsicht und gutem Erfolg vor. Manche Aufschlüsselung ist noch umstritten, z. B. Vasilj, Paul (S. 353), vgl. Katalog der Library of Congress Bd. 156, S. 141.

Wir können dankbar sein, daß auch in unserem Teil Berlins mit dieser Bibliographie, die einer Zentralbibliothek würdig gewesen wäre und auch allgemein von ihr erwartet wurde, ein wesentlicher Beitrag zur Unterstützung der Heimatkunde geleistet wurde. Auch im Ostsektor erschienen bereits sehr gediegen bearbeitete Teilverzeichnisse, die oft wertvolle Hilfe leisteten — auf diesem Gebiet kennen wir zum Glück keine Mauer! Der erste Schritt ist mit diesem ersten Band der Reihe: Bibliographien der Historischen Kommission zu Berlin getan. Mögen die geplanten Ergänzungsbände zu geistigen Bausteinen für das neue Historische Forschungszentrum werden.

Agathe Meinecke

Übersicht über die Bestände des Brandenburgischen Landeshauptarchivs Potsdam.

Teil I: Behörden und Institutionen in den Territorien Kurmark, Neumark, Niederlausitz bis 1808/16. Bearb. von Friedrich Beck, Lieselott Enders, Heinz Braun, unter Mitarbeit von Margot Beck und Barbara Merker. (— Veröff. d. Brand. LHA, Bd. 4.) Weimar: H. Böhlaus Nachf. 1964. XII, 703 S. Ln. 44,20 DM.

Der vom LHA betreute Sprengel ist das nach 1945 neugegründete Land Brandenburg mit dem Titel genannten Territorien. Der hier vorgelegte 1. Teil des auf 3 Bände veranschlagten Inventars erfaßt die alten Aktenbestände dieses Gebietes, welche früher als „Brand. Provinzialarchiv“ eine eigene Abteilung im Preuß. Geheimen Staatsarchiv in Berlin-Dahlem bildeten. Während des 2. Weltkrieges waren diese Bestände zum großen Teil verlagert, heute befinden sie sich in Merseburg und Potsdam. Die Bestandsübersicht, die im wesentlichen bis Anfang 19. Jh. reicht, gibt Rechenschaft über die seit der Verlagerung eingetretenen Verluste, über die Neuzugänge und den gegenwärtig erreichten Erschließungszustand. Die erhalten gebliebenen Teile des Brand. Provinzialarchivs betragen im Rahmen des Potsdamer Gesamtarchivs übrigens nur 25 0/0. Aufstellung und Verzeichnung der Bestände erfolgte gemäß dem Provenienzprinzip, welches mit Erfolg auch auf die Urkunden ausgedehnt wurde. Sie bilden heute mit den Akten eine Einheit, nur lagerungsmäßig getrennt.

Die konsequente Befolgung des Provenienzprinzips führte zu einer erheblichen innerarchivischen Umschichtung des Materials, aber auch zum Austausch der Archivalien zwischen den angrenzenden Staatsarchiven (Deutsches Zentralarchiv, Abt. Merseburg — die LHA Potsdam, Magdeburg, Weimar und Dresden, das Landesarchiv Lützen).

Das Hauptproblem der Zuständigkeitsabgrenzung ergab sich bei ehem. Zentralbehörden mit gleichzeitig lokalen Aufgaben und Lokalbehörden, die gleichzeitig zentrale Verwaltungsaufgaben wahrgenommen haben. Man gelangte dabei zu der ansprechenden Lösung, die zentrale Überlieferung dem DZA, Abt. Merseburg, die regionale und lokale dem LHA Potsdam zuzuweisen. Im Zusammenhang der sogenannten Alten Repositoren verblieben hingegen die nach Pertinenz aufgebauten Repositoren des Brand. Geheimen Rates. Eine allgemeine territorial- und verwaltungsgeschichtliche Übersicht sowie spezielle behörden- und bestandsgeschichtliche Angaben erleichtern die Erschließung und das Verständnis der Bestandsgliederung, die durch Angabe des Bestandsumfanges und der Archivhilfsmittel ergänzt wird.

So nützlich und wertvoll die hier gebotene Übersicht über die Bestände des LHA für den Historiker der brandenburgischen Geschichte ist, so betrüblich ist der Gedanke für den nicht in Ostdeutschland ansässigen Landeshistoriker, daß ihm letztlich die Auswertung des vorhandenen Materials durch die politische Spaltung Deutschlands verwehrt wird.

Werner Vogel

Joachim Schobes: Literatur von und über Fontane.

Brandenburgische Landes- und Hochschulbibliothek Potsdam. Theodor-Fontane-Archiv. Bestandsverzeichnis Teil 2. Potsdam 1965. 2., bedeutend vermehrte Aufl. 183 S., 9 Abb. 5,— DM.

Der Leiter des Fontane-Archivs, J. Schobes, legt die Neuauflage vom 2. Teil des Bestandsverzeichnisses vor, in dem das gedruckte Material erschlossen wird. Die Handschriften des Potsdamer Archivs verzeichnet der 1962 erschienene Teil 1,1. Für das Grundsätzliche sei hier auf die Besprechung von Hermann Fricke verwiesen im Aufsatz „Das Fontane-Archiv. Einst und jetzt“ (in: Jahrbuch f. brand. Landesgesch. 15, 1964). Gegenüber der ersten, inzwischen vergriffenen Auflage von 1960 fällt der erheblich größere Umfang des Textes auf, der auf die Vermehrung der Archivbestände in den verflochtenen fünf Jahren hindeutet. Auch andere Bilder sind diesmal beigegeben. Vor allem in den Veröffentlichungen, die Fontane selbst sowie seine Werke und seinen Freundeskreis in allen nur möglichen Beziehungen zum Gegenstand haben, ist der Zuwachs beträchtlich. Auch kleine und kleinste Beiträge in Zeitungen und Zeitschriften sind erfaßt und dem aus der 1. Auflage übernommenen Ordnungsschema eingepaßt. Als neue Unterabteilungen tauchen auf: Der Pressekorrespondent und -Mitarbeiter, Fontane-Denkmäler und -Gedenkstätten, Anekdoten um Fontane. Der Rubrik „Kriegsgefangenschaft 1870“ wurde die Kriegsberichterstattung 1864, 1866, 1870/71 zugefügt, das „Alterswerk 1878 bis 1898“ unterteilt nach den Titeln der einzelnen Werke.

2307 Nummern umfaßt das Verzeichnis jetzt. Es wird allen willkommen und von Nutzen sein, die sich in irgendeinem Zusammenhang über Fontane und seine Zeit orientieren wollen, auch wenn außerhalb von Potsdam die nachgewiesene Literatur nicht leicht zugänglich sein sollte. In der Einleitung weist Sch. übrigens darauf hin, daß die Archivbestände mit Ausnahme der Erstdrucke, Erstausgaben, Zeitungsausschnitte und seltenen Drucke auf dem Wege des Fernleihverkehrs der öffentlichen Benutzung zugänglich seien. Außerdem bestünde die Möglichkeit, Fotokopien von Zeitungsaufsätzen anzufordern.

Lieselott Ziegert-Hackbarth

Historischer Handatlas von Brandenburg und Berlin.

Begründet von Berthold Schulze †; Wissenschaftliche Leitung: Heinz Quirin (Hrsg.), Gerd Heinrich, Hans-Georg Schindler (Redaktion), Klaus Schroeder. Kartographie Alfons Bury. (= Veröff. d. Hist. Komm. zu Berlin). Berlin: de Gruyter 1963 — 1965, Lfg. 1—12. Lfg. 1—6 je 18,— DM, Lfg. 7—12 je 19,50 DM.

In erfreulich rascher Folge erscheinen die ersten Lieferungen des Historischen Handatlas von Brandenburg und Berlin, jenes großen Planes, den die Historische Kommission beim Friedrich-Meinecke-Institut der Freien Universität Berlin seit 1959 verfolgt. Der Hand-

atlas soll in den etwa 100 Karten (Blattgröße 67×44 und Satzspiegel im allgemeinen 57×40 cm) einen Überblick über die Natur des Landes, die Vor- und Frühgeschichte, die Verfassungs- und Verwaltungsgeschichte, die Geschichte der Siedlung, der Bevölkerungsbewegung, des Verkehrs, der Wirtschaft, der Kulturlandschaft, der Kirche, der Bildung, der Sprache, der Kunst, der Wahlergebnisse und der kriegerischen Ereignisse geben — ein wahrhaft großartiger Plan, der neben die Fortsetzungsarbeiten am Historischen Atlas von Brandenburg tritt. Jeder Freund der Landesgeschichte muß der Historischen Kommission danken für die Verwirklichung dieses Planes, der einer Entwurfsplanung des leider zu früh verstorbenen Berthold Schulze folgt. Der Atlas wird der Forschung neue Anregungen vermitteln, er wird neue Probleme aufwerfen und einen Überblick des Bekannten geben. Aus pädagogischer Sicht wird er ein unschätzbares Hilfsmittel für die Lehre an Hochschulen und Schulen bilden. Besonderer Dank gebührt auch der Atlaskommission, bei der die Hauptlast der Arbeit liegt, besonders, da ja jedes Mitglied mit anderen Aufgaben reichlich versehen ist. Es scheint doch noch immer nicht möglich zu sein, für so wichtige Aufgaben, wie sie die Erstellung eines solchen Atlases mit sich bringt, hauptamtliche und beamtete Stellen zu schaffen. Anderswo geht das (z. B. beim Historischen Atlas von Bayern)! Um so bedeutender die Leistung, die hinter diesen ersten Lieferungen steckt.

Dies ist vorweg zu betonen, denn es wird nun in der Folge viel Kritisches auszuführen sein. Der Rezensent hält es aber für seine Pflicht, gerade bei den ersten Lieferungen eines umfangreichen Werkes nicht mit der Kritik zurückzuhalten, damit die in Planung und Ausführung eines solchen Unternehmens wohl nicht zu vermeidenden Anfangsschwierigkeiten deutlich werden und dazu beigetragen werden kann, sie zu vermeiden.

Zunächst zur Planung: Carl Haase hat in einem Heft der Vorarbeiten zum Geschichtlichen Handatlas von Westfalen ausgeführt: „Kaum eine andere geschichtliche Arbeit zwingt den Forscher so sehr zur Genauigkeit des Arbeitens, Ehrlichkeit der Stellungnahme und Sauberkeit der begrifflichen Scheidung, wie die Herstellung einer geschichtlichen Karte. Muß doch die Karte für das ihr gestellte Thema jeweils Vollständigkeit der Stofffassung zu verbinden suchen mit der genauen Festlegung unterschiedlicher Erscheinungen und ihrer vielfältigen Spielarten und Mischformen auf eine begrenzte Anzahl von Signaturen.“ Viele der Anforderungen, die an eine historische Kartographie gestellt werden — etwa Edith Ennens Forderung, daß „jeweils dem Zeichen auf der Karte der genau gleiche historische Tatbestand entsprechen“ solle — sind gewiß schwer, häufig wohl überhaupt nicht zu erfüllen. Wenigstens könnte aber Ennens zweite Forderung, „die Verbreitungskarten durch Veröffentlichung wenigstens der wesentlichen Bestandteile ihrer Unterlagen nachprüfbar zu machen“, erfüllt werden. Wenn hier also sehr hohe Maßstäbe angelegt werden müssen, so geschieht das nicht zuletzt aus der Hochachtung vor der Bedeutung und der Schwere der gestellten Aufgabe heraus.

Die kartographische Ausführung stellt besondere Anforderungen, will man Exaktheit, klare Lesbarkeit und gefälliges Aussehen vereinen. Leider geht oft das eine auf Kosten des anderen, und auch das wird wohl nicht ganz zu vermeiden sein. In der Kartographie, die ja auch eine Kunst ist, gibt es zweifellos Stile. Man vergleiche etwa die alte Karte von Berthold Schulze im Historischen Atlas (Neue Siedlungen) mit der vereinfachten und ergänzten im Handatlas. Dann kann man am ehesten den gewählten Stil erkennen, den ich hier als „Pastellstil“ bezeichnen möchte. Er bringt ein gefälliges, „hübsches“ Aussehen der Kartenblätter mit sich. Gewiß ist die Wahl des Kartenstils zum Teil Geschmacksfrage, in der internationalen Kartographie ist man heute schon wieder weitgehend vom Pastellstil abgekommen; das hat, abgesehen von Geschmackswandlungen, aber auch sachliche Gründe. Der Pastellstil beeinträchtigt nämlich die Lesbarkeit, die Anschaulichkeit und die Übersichtlichkeit.

Die Karte der ersten Lieferung ist eine reine Freude. Der Kommission ist für den Nachdruck der Boehmschen Karte, einer Meisterleistung der älteren Privatkartographie, Dank zu sagen. Man kann Berthold Schulze nur zustimmen, wenn er ausführt, daß „keine noch so gelehrte kartographische Rekonstruktion“ das Wachstum Berlins bis an die Schwelle der Großstadt so gut darstellen kann. Auch die Pastellfarben sind hier — bei klarer Abgrenzung — durchaus angebracht. Das entstandene Bild befriedigt. Andere historische Atlanten sind ebenfalls den Weg des Nachdrucks älterer Karten gegangen (etwa der Band Nürnberg des bayerischen Atlases), das ist zu begrüßen. Leider sind weitere derartige Nachdrucke im Plan offenbar nicht vorgesehen. Gewiß ist es schwer, so schöne Pläne für

andere Zeiten nachzuweisen. Ich würde aber doch meinen, daß zum Beispiel die der ersten Auflage von „Berlin und seine Bauten“ beigegebene Karte für 1876 wohl einen Nachdruck verdienen würde, nicht nur, weil sie den Bebauungsstand besser wiedergibt als die Karte Bebauung und Vorortverkehr, sondern weil sie auch in der Darstellung der Arbeitsgebiete der Terraingesellschaften und der Südkanalpläne Quellenwert hat. — Der Text ist wie bei allen Karten äußerst knapp gehalten. Warum wird der auf dem vierseitigen Blättchen gegebene Raum nicht wenigstens zu etwas mehr Literaturangaben ausgenutzt? Die Kartenbibliographie von Clauswitz (1906) ist zwar noch immer die beste, aber zur Karte und zur dargestellten Zeit enthält sie kaum etwas!

Auch die Besitzstandskarte der Niederlausitz von 1750 (Lfg. 2) bietet zunächst Anlaß zur Freude. Die durch lange Jahre dauernden Arbeiten von Rudolf Lehmann zu ihrer historischen Begründung liegen nun in einem geschlossenen Bild vor, das die Besitzstandskarten im Historischen Atlas von Brandenburg ergänzt. Das farbliche Bild scheint bestechend und klar. Die Freude wird freilich beim eingehenderen „Lesen“ der Karte getrübt. Die Signaturbezeichnung „Grenzen des Besitzstandes“ müßte doch wohl schon in der Legende eingeschränkt werden, wenn man durchaus berechtigt in den ritterschaftlichen Gebieten die einzelnen Besitzstandsgrenzen weggelassen hat. Aber hat man denn das getan? Es gibt im rein ritterschaftlichen Besitz doch Besitzstandsgrenzen. Was bedeuten sie? Gelegentlich sind Gebiete durch Besitzstandsgrenzen abgegrenzt, in denen nicht ein Ortsname angegeben ist. Warum hat man in den Gebieten des ritterschaftlichen Besitzes, die Unterlehnsträgern gehörten, nicht sinngemäß auch die Zwischengrenzen weggelassen — da es sich um ziemlich geschlossene Gebiete handelt, wäre das ohne weiteres möglich gewesen? Im Gebiet der Ämter Lübben und Neu-Zauche sind zur Kennzeichnung des in Gemengelage befindlichen Besitzes drei verschiedene kartographische Möglichkeiten benutzt worden: Vollbeschriftung, Abkürzung (AL) und Pfeile, die nicht in der Legende erklärt werden. Versucht man, sich anhand dieser Hilfsmittel über die Besitzverhältnisse zu orientieren, gerät man hoffnungslos in die Irre. Zwei Gebiete — wieder ohne Ortsnamen — sind überhaupt nicht bezeichnet. Das Hauptgebiet des Amtes Lübben ist mit einem Nachbargebiet durch einen Doppelpfeil verbunden, warum dann die Besitzstandsgrenze zwischen beiden? Wenn der Pfeil falsch läuft, warum dann die Besitzstandsgrenze gegen das Amt Neu-Zauche? Fragen über Fragen, und das sieht an anderen Stellen der Karte nicht besser aus. Nimmt man noch hinzu, daß es da einen durchgestrichenen Ortsnamen gibt (Sedlitz im Amt Senftenberg) und zwei vertauschte Signaturen in der Legende durch offenbar später eingefügte Pfeile bezeichnet werden, dann muß man zu dem Ergebnis kommen, daß hier ein die Karte beeinträchtigendes Maß an Schludrigkeit erreicht ist! Das ist sehr schade bei dieser so schönen Karte. Noch ein Wort zur topographischen Grundlage. Diese Karte im Maßstab 1 : 350 000 zeigt im Spreewald nur ein Gewässernetz in Auswahl, während die Karte der „Neuen Siedlungen“ (Lfg. 4), wo der Spreewald ebenfalls im nicht durch Flächenfärbung gedeckten Gebiet liegt, im Maßstab 1 : 650 000 ein weit reicheres, beinahe aus dem Rahmen fallendes Gewässernetz aufweist — und das im kleineren Maßstab! Hier wären einheitliche Maßstäbe zu entwickeln. Der wieder knappe Text behandelt die territoriale Entwicklung der Niederlausitz und bietet eine kurze Quellenangabe. Gewiß kann auf die eingehendere Darstellung in des Autors „Geschichte der Niederlausitz“ hingewiesen werden, aber sollte diese nicht wenigstens bibliographisch einwandfrei zitiert werden?

Lieferung drei enthält zwei Karten: Berlin 1920 zeigt in stark generalisierter und vergrößerter Form die Grenzen der Städte, Landgemeinden und Gutsbezirke, aus denen Berlin 1920 entstand. Die Vergrößerung und Vereinfachung geht weit über das im Maßstab geforderte Maß hinaus. Eine Nebenkarte zeigt dann noch die Veränderungen der Bezirksgrenzen seit 1920. Dabei ist die Grenzlinie auf dieser Nebenkarte kleineren Maßstabs gegenüber der der Hauptkarte noch verdickt, beinahe ein Balken — kartographisch doch ganz unzulässig. Die Veränderungen sind durch Flächenraster ohne scharfe Begrenzung angegeben. Um einen Eindruck von der Grobheit der Darstellung zu gewinnen, empfehle ich den Vergleich der Grenzen Schönebergs auf Haupt- und Nebenkarte. Genauigkeit der Grenzdarstellung ist doch ein alter Stolz der historischen Atlanten! Der gute Begleittext von Gerd Heinrich nimmt auf die Karte wenig Bezug und stellt die Probleme der Bildung der Verwaltungsbezirke in den Mittelpunkt. Auf der Karte wird außerdem eine Darstellung der Bevölkerungszahlen der einzelnen Gemeinden gegeben. Ich habe mehreren unbefangenen Betrachtern (Studenten) die Karte mit der Aufgabe vorgelegt, die Ecke Tempelhof-Britz-Mariendorf zu interpretieren. Fast immer erfolgte sofort die Feststellung, die Karte könne nicht stimmen, Mariendorf könne doch nicht mehr Einwohner

gehabt haben als Tempelhof. Einige waren erst durch Nachmessungen zu überzeugen, daß es sich um dieselbe Kreisgröße handelt. Das ist das optische Ergebnis, wenn man Kreise einmal von der Ortsbeschriftung freistellt, das andere Mal nicht. Außerdem ist gerade diese Gruppe von Orten (10 000—50 000) sehr ungeschickt gewählt und verhüllt wesentliche Unterschiede. Wie überhaupt diese Gruppenbildung zustande gekommen ist, ist nicht recht ersichtlich. Es ergeben sich in der Tat, wenn man die Einwohnerzahlen nach der Größe geordnet untereinander aufschreibt, einige recht markante Einschnitte, es sind aber nicht die hier gewählten! Überdies hätte man besser einfach die Einwohnerzahlen auf die Karte setzen sollen, denn das Ziel einer solchen graphischen Darstellung, ein sinnfälliges Bild der wesentlichsten Unterschiede zu sein, wird hier nicht erreicht; ganz abgesehen davon, daß frühe Eingemeindungen das Bild entstellen.

Die Bebauungskarte des Planungsatlas von Berlin hält man offenbar für so hervorragend, daß sie verkleinert wiedergegeben wird. Da sie auch der 1. Lfg. der Neuauflage von „Berlin und seine Bauten“ beiliegt, ist es dringend erforderlich, auf ihre Mängel hinzuweisen. Was heißt hier zunächst einmal „Bebauung“? Wenn man weiß, daß das erste Wohnhaus Frohnau im Frühjahr 1912 bezogen wurde, dann ist man natürlich sehr erstaunt, verhältnismäßig große Flächen mit der Signatur 1875—1910 versehen zu finden. Ist vielleicht schon die Erschließung des Geländes, die Straßenanlage usw. ausreichend für ein Gebiet, um in die Bebauung der betreffenden Zeit eingestuft zu werden? Aber selbst diese Erschließungsarbeiten hatten in Frohnau 1910 erst begonnen. Auch bei den sehr großen Flächen, die in den äußeren Vororten mit der Signatur 1910—1920 versehen sind, kann wohl kaum für 1920 von einer vollen Bebauung gesprochen werden — wenigstens soweit meine lokale Kenntnis, etwa für Bohnsdorf oder Falkensee, reicht, wo neben der 1920 einsetzenden Parzellierung nur eine kleinräumige Büdnerentwicklung vorlag. — Gewiß kann man mit gutem Recht ungleich lange Perioden für eine Bebauungsentwicklung wählen, denn diese verläuft nicht gleichmäßig. Aber wie kommt man auf die Periode 1910—1920, die kürzeste der gebildeten (10 Jahre gegenüber 35 und 25)? Sie umfaßt dazu durchweg Jahre sehr geringer Bautätigkeit, die Baukrise der Jahre 1912—1914, die Zeit des ersten Weltkriegs und die ersten Nachkriegsjahre 1919/20 mit ihrem Kapital- und Baustoffmangel! Ist etwa das Vorliegen leicht greifbarer Unterlagen für rasche kartographische Darstellung die Ursache? Nirgends wird ja angegeben, welche die „amtlichen Karten“ sind, nach denen hier gearbeitet wurde.

Gewiß liegt der Anfang jener „Border Slum“-Entwicklung und der unbeschränkten Aufparzellierung in den Jahren nach dem ersten Weltkrieg, aber der Höhepunkt war in den Jahren der Inflation und z. T. noch später. Bedenken bestehen auch hinsichtlich der Bebauung der inneren Stadtteile. Gewiß muß in dem gegebenen Maßstab generalisiert werden. Nicht jedes später hinzugefügte Haus oder sogar jede Straßenseite kann Berücksichtigung finden. Wenn man aber zwei etwa eine gleiche Entwicklung durchmachende Stadtteile miteinander vergleicht, dann sieht man, daß die Generalisierung einmal in die eine, einmal in die andere Richtung ging. In Neukölln etwa hatte die Bebauung 1910 die Schillerpromenade zwischen Hermannstraße und Flughafen, von der Hermannstraße ausgehend, gerade erreicht. Alles zwischen Schillerpromenade und Flughafen ist später, ganze Baublöcke stammen aus der Weimarer Zeit. Hier ist in Richtung auf die ältere Zeit generalisiert worden, das ganze Gebiet ist mit der Signatur 1875—1910 versehen. In Tempelhof dagegen, wo die Verhältnisse zwischen Tempelhofer Damm und Alboinstraße ähnlich liegen — die Bebauung hatte 1910 gerade die Manteuffelstraße erreicht — ist eher in die umgekehrte Richtung generalisiert worden, indem über die Hälfte die spätere Signatur erhielt. Damit werden die Verhältnisse natürlich verfälscht. So ist die Karte nur mit größter Vorsicht zu benutzen. Für den Historischen Handatlas ist sie „verbessert“ worden, indem die Einführung des Vororttarifs auf den Eisenbahnen noch zusätzlich eingetragen wurde. Da zeigen sich nun die Grenzen der Pastellfarben. Diese Striche sind nicht mehr zu unterscheiden, besonders da sie meist auf andersfarbigem Untergrund liegen. So hat man sich denn wohl auch entschlossen, die Jahreszahlen außerdem anzugeben. Mir scheint die Darstellung auf einer Karte — im Gegensatz zu der Darstellung im Text — nur zu ergeben, daß eine klare Korrelation zwischen den beiden dargestellten Verhältnissen nicht besteht. Das ist nicht erstaunlich, denn in der Mehrzahl der Fälle hinkt die Verkehrsentwicklung der Besiedlung nach, die Zeit der „Erschließungsbahnen“ beginnt frühestens 1910. Außerdem sind andere Faktoren, z. B. die Errichtung neuer Bahnhöfe — das Stationsnetz ist doch wesentlich verdichtet worden —, dann die Entwicklung der anderen Verkehrsmittel usw. mindestens ebenso wichtig. Sollte man nicht lieber eine eigene Karte der

Verkehrsentwicklung geben, die alle diese Verkehrsdaten verarbeiten könnte und einen weit besseren Vergleich ermöglichen würde?

Lieferung vier enthält die vereinfachte Verkleinerung der Siedlungskarte des Historischen Atlas von Berthold Schulze, dankenswerterweise ausgedehnt auf die Altmark. Auch hier zeigt sich wieder der Nachteil der Pastellfarben. Auf grünem Untergrund nur grau abgesetzte Farbflecke in grün und blau zu unterscheiden ist schwierig. Bei der Verkleinerung sind Fehler unterlaufen. Nur ein Beispiel: Friedrichshagen fehlt. Die durch die Verringerung der Signaturen gegebene sachliche Schwierigkeit sei auch nur an einem Beispiel gezeigt. Schulze hatte eine Signatur bezeichnet: „Vorwerk (Gut), durch Schrumpfung eines Dorfes entstanden (infolge von Bauernlegen usw.).“ Die dafür gewählte Bezeichnung auf der neuen Karte „Gut oder Vorwerk anstelle eines ehemaligen Bauerndorfes“ ist irreführend. Viele der von Schulze als „Gut, Rittersitz, Vorwerk, Schäferei, zwischen 1500 und 1620 gegründet“ angegebenen Siedlungen entstanden ja auf Wüstungen, also auch „anstelle eines ehemaligen Bauerndorfes“. Schulzes Signatur zeigt in der Formulierung viel deutlicher die Siedlungskontinuität und die nur innere Strukturwandlung der Siedlung an. Außerdem ist gerade darin die Schulzesche Karte offensichtlich recht unvollständig. Nun werden diese Siedlungen aber noch besonders hervorgehoben, weil sie schwarz umrandete weiße Signaturen erhalten haben, im übrigen im Gegensatz zur Legende, die auch hier graue Randsignaturen (Entstehungszeit unbekannt) vorsieht. Vergleicht man mit der alten Karte, so ist jedenfalls das alte deutliche Bild mit kräftigen Signaturen, die schwarz umrahmt auf grauem Walddruck stehen, hier bei weitem nicht erreicht. Der Text ist gut und knapp und mit ausreichenden Literatur- und Quellenangaben versehen.

Bei den zwei Karten: Bevölkerungs-Zu- und Abnahme für die Zeitspannen 1875—1939 und 1939—1946 (Lfg. 5/6) sei zunächst wieder auf Farbschwierigkeiten aufmerksam gemacht. In den zarten Pastelltönen zwei Gelbwerte in einer abgestuften Skala zu verwenden ist stets für die Lesbarkeit und Vergleichbarkeit sehr gefährlich. Eine besondere Frage aller solcher Karten ist ja die Stufenbildung. Es ist z. B. durchaus die Frage, ob Null wirklich ein so großer Einschnitt ist, wie man allgemein annimmt. Gibt es nicht viele stagnierende Orte, die um Null liegen, etwas darüber oder etwas darunter, was oft zufällig ist? Sollte man daher nicht lieber von — 5 bis + 5 eine einheitliche Farbe wählen, um wirklich mit den deutlichen Farbunterschieden der Abnahmen und der Zunahmen auch nur deutliche Veränderungen zu kennzeichnen? Viel bedeutsamer sind aber ganz andere Einwände gegen diese Karten. Die Wahl des Zeitpunktes ist denkbar ungünstig. 1875 ist der Höhepunkt der Bevölkerungsentwicklung vieler Dörfer erreicht, einer Entwicklung, die mit den starken Büdner- und Einliegerschichten viele Nichtlandwirte auf die Dörfer brachte, z. B. die große Zahl von Bauarbeitern, die in einer Art Pendelwanderung auf den großen Baustellen längere Zeit arbeitete (in der Hauptsache natürlich in kasernenmäßiger Unterkunft in Berlin), während die Frauen inzwischen den Garten oder das Stückchen Acker bearbeiteten. In der langen baufreien Zeit, damals noch den ganzen Winter und Baufluten verschiedener Art umfassend, lebte man auf dem Lande billig. Diese Bevölkerung gehörte eigentlich nicht auf das Land. Zu dem Bilde gehört daher mindestens auch ein Vergleich zwischen 1801 und 1875. Es dürfte noch in Erinnerung sein, daß eine ganz ähnliche Karte der Bevölkerungsveränderungen im mitteleuropäischen Raum aus dem Berliner Akademieatlas sofort von den Polen in ihre Atlanten übernommen wurde, weil im polnischen Bereich die Entwicklung mit entsprechender Verzögerung zur gleichen Zeit erst bei der vorausgehenden Phase der Zunahme der Bevölkerung auf den Dörfern angelangt war, man also herrliche Argumente für die „Flucht“ aus den deutschen Ostgebieten hatte. Das erinnert an die Zeiten der großen Propaganda mit der „Landflucht“ — von solchen Erinnerungen ist leider auch der Text dieser Karten nicht ganz frei. Was hier gesagt ist, gilt alles in allem auch für die Karten der Lieferungen elf und zwölf.

Weit erfreulicher sind die Lieferungen sieben bis zehn. Hier sind durch Generalisierung aus der Karte 1 : 200 000 in den Maßstab 1 : 1 000 000 ansprechende Gelände- und Gewässerkarten gewonnen worden. Der ausgezeichnete Text von Anneliese Krenzlin gibt in seiner Knappheit eine gute Einführung und richtig ausgewählte Literaturhinweise, keine speziellen Werke, aber die besten Zusammenfassungen, die vor allem durch ihre Literaturangaben den Interessierten weiterführen können. Es ist natürlich ein Problem der Geländevereinfachung, ob man die im Text richtig dargestellte stärkere Bewegtheit des Kleinreliefs im Jungmoränengelände gegenüber der größeren Ausgeglichenheit des Altmoränengebiets nicht auch auf der Karte zur Darstellung bringen sollte, selbst wenn sie in den Generalisierungsrahmen fällt, was bei diesem Maßstab sicher der Fall ist. Auch die Limonadenfarben

der Stromgebiete werden nicht jedem gefallen. Insgesamt aber kann das Kartenblatt als eine vorbildliche Darstellung der physischen Grundlagen der historischen Entwicklung in einem historischen Atlas gelten. — Die Karte Stadt und Stadtrecht im Mittelalter (von Hans Schulze) zeigt in kluger Beschränkung auf wenige Züge, in richtiger Erweiterung des Raumes über die Mark Brandenburg hinaus und in klarer Darstellung mit der Kombination von Flächenfarbe, Form der Zeichen und deutlich durch scharfe schwarze Abgrenzung herausgehobener Signaturfarbe ein sehr ansprechendes und klares Bild. Zwar könnte man noch manches zum Problem der mittelalterlichen Städte der Mark als wünschens- und ergänzenswert anführen, etwa die Darstellung der auch in der Mark nicht so seltenen „Minderstädte“ wie Blumberg und Alt-Friedland im Barnim, man mag es auch bedauern, wenn die doch wichtige und immer wieder rechtsetzende Abhängigkeit von den Oberhöfen nicht zur Darstellung kommt, im ganzen muß aber zugestanden werden, daß in der Beschränkung und in der klaren Definition des Gezeigten diese Karte musterhaft ist. Kleine Einwände, etwa, daß Freienwalde wohl auch die Signatur A für Adelstädte erhalten müßte, werden bei einer solchen Karte wohl immer auftreten. Auch der Text ist vorbildlich im Rahmen des nun einmal gesetzten Umfangs.

Die Lieferung neun zeigt den Ausbau der märkischen Wasserstraßen seit 1835 (bearb. von H. Kröhan). Farbe (Zeitstufe) und Bandbreite (Kapazität) sind kombiniert. Karte und Text machen einen gründlichen und fundierten Eindruck. Auf den ersten Blick überraschende Eintragungen wie die geringer als erwartet angesetzte Kapazität des Havelkanals werden dann im Text überzeugend begründet. Man kann mit Spannung dem nach einer Textstelle geplanten zweiten Blatt zur Geschichte der märkischen Wasserstraßen entgegensehen.

Ein hervorragendes Atlasblatt hat Adriaan v. Müller mit den 4 Einzelkarten gestaltet, die einen neuen und überzeugenden Überblick über die so umstrittene Übergangsperiode der spätermänischen und frühslavischen Zeit geben. Drei reine Fundkarten werden mit einer Karte der kulturellen und ethnischen Strömungen vereint, ein guter Text gibt eine knappe Übersicht. Man hat den Eindruck, daß der Atlas nun über die Kinderschuhe hinaus ist. Der Atlas-Kommission gebührt herzlicher Dank. Helmut Winz

Jahrbuch für Berlin-Brandenburgische Kirchengeschichte.

39. Jahrgang. Hrsgg. von Hans v. Arnim und Walter Delius. Berlin: Christlicher Zeitschriftenverlag 1964, 166 S. 8,50 DM.

Das neue Jahrbuch bringt wieder wertvolle Beiträge zur Berlin-Brandenburgischen Kirchengeschichte. Aus dem Nachlaß unseres Mitgliedes Victor Herold veröffentlicht die Arbeitsgemeinschaft eine Untersuchung zur Reformationsgeschichte Perlebergers. Ausgehend von einem bürgerlichen Testament von 1516, das die Erbin 1530 in wichtigen Punkten abändern ließ, zeigt H., wie geistliche Rechtsauffassungen und -gesinnung am Vorabend der Reformation in das bürgerliche Privatrecht hineingewachsen waren. Während vor der Reformation „als christliche Pflicht die materielle Stärkung der Priesterkirche, der kirchlichen Bruderschaften, die Fürsorge für die Armen zur Sicherung des eigenen jenseitigen Lebens“ galt, banden danach den evangelischen Christen die Sorgen um die Gestaltung des Lebens und Aufgaben sozialer Hilfe und Erziehung. Darüber hinaus schildert H. ausführlich die wirtschaftlichen und kirchlichen Verhältnisse der lebendigen Stadt an der Stepenitz während dieser Zeit schwerer Erschütterungen.

Georg Simon befaßt sich mit dem Berliner Beichtstuhlstreit von 1697/98. Die aus dem allgemeinen Sittenverfall nach dem 30jährigen Krieg erwachsene Beichtstuhlpraxis hielt den Pfarrer während des ganzen Sonnabends und am Sonntag vor dem Gottesdienst im Beichtstuhl und zwang ihn zur Absolution, ohne daß es zu einem wirklichen Bekennen bestimmter Sünden kam. Johann Jakob Spener hatte 1691 Johann Caspar Schade (1666 bis 1698) als Pfarrer an der Berliner Nikolaikirche eingeführt. Schade hatte diese Übersiedlung aus Leipzig als Befreiung aus unerquicklichen Verhältnissen empfunden, kam jedoch bald durch die Mißstände im Beichtwesen in arge Gewissensnot, aus der ihm auch Spener nicht helfen konnte. Viele Amtsbrüder Schades betrachteten das Verfahren als gute Einnahmequelle und verstanden Schade nicht, der sorgfältigere Gewissensforschung forderte und auf das Beichtgeld verzichten wollte. Als sich Schade in Flugschrift und Traktat gegen „die schändliche Praxis des Beicht-Stuhls und Nacht-Mahls des Herrn“ wandte, griffen die Berliner Gewerke ein, um den bisherigen Brauch zu verteidigen. Auf Grund der Akten berichtet nun S. eingehend über die amtlichen Untersuchungen, die

damit endeten, daß der Kurfürst im ganzen Land den Beichtzwang aufhob, aber den schwer erkrankten Schade nach Derenburg bei Halberstadt versetzen wollte. Die Verfügung konnte nicht mehr durchgeführt werden, denn Schade starb kurz nach ihrem Erlaß. Obwohl die meisten Abendmahlsteilnehmer zunächst noch an der Einzelbeichte festhielten, hat „Schade den Weg frei gekämpft für die Herausbildung der Allgemeinen Beichte als Abendmahlsvorbereitung“.

An Hand von bisher unveröffentlichten Briefen des Berliner Propstes Johann Porst (1668—1728) an August Hermann Francke in Halle schildert Prof. Delius die vielseitige Tätigkeit des Propstes, der „durch seine pietistische Frömmigkeit das Berliner kirchliche Leben weithin geprägt“ hat. Nach seiner Amtszeit in Malchow (vgl. Fontanes Spreeland) wurde der durch die Herausgabe des Berliner Gesangbuchs (1708) bekannte Geistliche Pfarrer an Friedrichswerder und Dorotheenstadt und von 1713 bis zu seinem Tode Propst von Nikolai. Als Beichtvater der Königin Sophie Luise, der dritten Gemahlin Friedrichs I., stand er auch in engen Beziehungen zum Hof. Der Briefwechsel zeigt, wie stark Porst unter der Autorität Franckes in Halle stand, dem er eingehend über Fragen der Schulordnung und Pfarrerausbildung, seine Schwierigkeiten mit der kranken Königin und seine Aufgaben bei den Unionsverhandlungen berichtet. Eine von Porst unterzeichnete Klageschrift des lutherischen Ministeriums gegen das Auftreten von Komödianten gibt schließlich einen weiteren Einblick in Porsts Berliner Tätigkeit.

Carl Nagel führt mit dem Beitrag „Wallmow und seine Pfarrer“ in das im Kreis Prenzlau gelegene Dorf Wallmow. An den Lebensbildern des Pietisten Adam Köpke (*1678), des Querulanten Christian Friedrich Dobrentz (*1716) und des Rationalisten Adam Stahr (*1768) zeigt N., wie sich das Leben der ganzen Kirche in der Geschichte eines kleinen Dorfes widerspiegelt. Besonders ausführlich schildert er die Separatistenbewegung „gegen die Vermischung der falschen reformierten Lehre mit dem reinen lutherischen Glauben“, die in den dreißiger Jahren des vorigen Jahrhunderts große Unruhe in die norduckerländischen und pommerschen Dörfer brachte und viele Uckermärker „in das Kanaan der Freiheit, nach Amerika“ vertrieb.

Adolph Menzels Todestag am 9. Februar lag in diesem Jahr 60 Jahre und sein Geburts-tag am 8. Dezember 150 Jahre zurück. Herbert Voßberg, von dem 1964 bei der Evang. Verlagsanstalt ein Band „Kirchliche Motive bei Adolph Menzel“ erschien, untersucht hier Menzels Verhältnis zur evangelischen Kirche. Genealogisch ist von väterlicher Seite kein kirchlicher Einschlag und mütterlicherseits nur eine geringe Beziehung nachzuweisen. In Berlin hat Menzel zweifellos Gottesdienste bei Schleiermacher in der Dreifaltigkeitskirche in der Mauerstraße besucht, später gehörte er den Kirchengemeinden Jakobus, Philippus-Apostel und Matthäus an. Zahlreiche Motive in seiner Kunst entnahm er dem kirchlichen Raum. Zu den Berliner Predigern Dr. Adolf Sydow und Dr. Paul Kirmß hatte er enge Beziehungen, woraus sich Menzels theologische Stellung im liberalen kirchlichen Lager ergibt. V. belegt diesen Standpunkt mit brieflichen Äußerungen des Künstlers, der auch die Missionsbestrebungen seiner Zeit und die kirchlich soziale Bewegung künstlerisch unterstützt hat. Verdienstvoll ist die ausführliche Darstellung von Menzels Begräbnisfeier, bei der Oberhofprediger D. Ernst von Dryander in der Rotunde des Alten Museums die Trauerrede hielt, bevor der Leichenzug durch das Brandenburger Tor zum Friedhof der Dreifaltigkeitskirche in der Bergmannstraße ging. Angesichts des Gesamtwerks des Neunzigjährigen treten die kirchlichen Motive in Menzels reichem Schaffen nicht so bedeutungsvoll hervor, „immerhin hat er der kirchlichen Kunst einen neuen Weg gewiesen“.

Heinz Gebhardt

Wichmann-Jahrbuch für Kirchengeschichte im Bistum Berlin.

17./18. Jg., hrsgg. i. A. des Diözesan-Geschichtsvereins Berlin von Bernhard Stasiewski. Berlin: Morus-Verlag (1965). 118 S. 6,— DM.

Der neue Band des angezeigten Jahrbuches erscheint für die Jahre 1963/64. Der erste Teil (Dokumentation), diesmal von Rudolf Morsey bearbeitet und nicht von dem verdienten, vielbeschäftigten Generalvikar Walter Adolph, vermittelt einen Blick in die Hintergründe der unheilvollen Hitlerjahre. Zwei Gestapoberichte (1938/39) zeigen, wie das Unregime gegen die Religionsgemeinschaften vorging, ihre Arbeit unter die Lupe nahm und nach Wegen sann, um sie zu vernichten. Aus den Zeilen schauen tapfere Menschen hervor, wie der jetzt greise Pfarrer Ueberholz in Templin, der den Gegner früh

erkannte und mutig beim Namen nannte. Diese Berichte sind ein besonderer Schatz des Wichmann-Jahrbuches.

Der zweite Teil (Abhandlungen) erschließt unbekannte Quellen des 16. und 17. Jh. Professor Messer aus Gießen sagte einmal, daß es nicht genüge, sich im eigenen Hause umzusehen, sondern ebenso nötig sei, über dessen Grenzen hinweg und hinter die Kulissen zu sehen. In dieser Beziehung ist der Beitrag Mergelers über den Beginn der Reformation in Stettin zu begrüßen, wo manches sich anders entwickelte als im Berlin-Brandenburger Raum. — Von gleichem Wert ist Gradowskis Arbeit über die Lage der Katholiken unter den Hohenzollern 1535—1640. Bei uns fassen wir die Hohenzollern oft kicherturmig auf Brandenburg beschränkt auf. Hier werden wir auch vor ihre clevischen und preußischen Fragen gestellt und gewinnen manchen völlig neuen Blick. — Fontane hat uns in „Die Grafschaft Ruppin“ mit Andreas Fromm (1621—83) bekannt gemacht, der am Ende seines Lebens katholisch konvertierte. Die Köhlingsche Darstellung zeigt diese interessante Figur von einer anderen Seite. Dabei entsteht zugleich ein neues und fesselndes Bild vom Berlin der geistlichen Kämpfe des 17. Jh., der Prediger Bergius, Stosch, Reinhart, Lilien.

Die beiden Beiträge des 3. Teils über die Hundertjahrfeier der katholischen St. Michaels-gemeinde am Engelbecken, von Rubbel und Stasiewski verfaßt, führen uns in das langsame Werden des Berliner Neukatholizismus, doch auch in die schier unüberwindlichen Fragen einer trüben Gegenwart. Wir erkennen aber, wie auch diese angepackt und Lösungen entgegengeführt werden. Verdienstlich ist die Zusammenstellung diözesan-geschichtlicher Veröffentlichungen in Buchform sowie aus Petruskalender und -blatt.

Nimmt man alles in allem, so hat man eine Veröffentlichung vor sich, die zu beachten ist, von europäischem Charakter, kann man sagen, denn ihre Nachweisungen führen uns, mit Berlin als Zentrum, vom Königsberg im fernen Ostpreußen bis nach Italien, von Spanien bis nach Polen. Sie wird ihren Wert über den Tag hinaus behalten. Besonderer Dank sei dafür dem Schriftleiter, aus Neukölln stammend, in Berlin tätig gewesen und nun in Bonn Professor, Dr. D. Bernhard Stasiewski. Bruno Stephan

Ernst Kaebler: Beiträge zur Berliner Geschichte.

Ausgewählte Aufsätze. Bearb. u. mit biograph. Darstellung von Werner Vogel. Vorwort von Johannes Schultze (= Veröff. d. Hist. Komm. zu Berlin, Bd. 14). Berlin: de Gruyter 1964. VIII, 392 S., Ln. 36,— DM.

Ernst Kaebler (1882—1961) hat das Stadt- später Landesarchiv von 1913 bis 1955 geleitet, unterbrochen durch die Jahre 1937—45 der Hitlerzeit. Mit Recht betont der Herausgeber in seinem Nachwort „Leben und Werk“ den „Elan“, mit dem der 31jährige die neue Aufgabe anpackte, die sein Lebenswerk werden sollte. Am 1. April trat er im Rathaus an, Anfang Mai begann er bereits — einen durch seinen Lehrer Otto Hintze benannten Doktoranden für das Thema „Berlin im 30. J. Kriege“ anleitend — die wissenschaftliche Gesamtgeschichte der Stadt vorzubereiten; sie zu schreiben hat ihm das Schicksal nicht vergönnt. Ein Jahr nach seinem Tode ist in der „Heimatchronik Berlin“ ein Teil erschienen, 1618—1806, ursprünglich bestimmt für die ihm aufgetragene, dann verwehrt 700-Jahr-Festschrift 1937.

Doch rundet sich seine Forschung zu einem Ganzen, das beweist die umfangreiche Bibliographie (386—392). Die aus den fast 100 Nummer gewählten zwölf „Beiträge“ reichen von der „Gründung“ über Wirtschaft und Finanzen, Vormärz und 1848 bis zu den Eingemeindungen und zur großen „Stadtgemeinde Berlin“ von 1920 — wie alles aus seiner Feder belebt durch die gepflegte Sprache, die den Leser immer aufs neue anspricht, selbst in den bekanntlich „trockenen“ Verwaltungsfragen, und ausgezeichnet durch die genaue Kenntnis der Urkunden und Akten. Dieser vermeintlich „schwerfällige gelehrte Apparat“ wurde indessen von Berlinverfassern, die sich temperamentvoll lieber auf eigene „Anschauung“ (Intuition) verließen, kaum je „zur Kenntnis genommen“. Der bedeutende Kunstschriftsteller Karl Scheffler (1869—1951), der 1910 das Kampfbuch „Berlin. Ein Stadt-schicksal“ geschrieben, gab es nach zwanzig Jahren als „Wandlungen einer Stadt“ neu heraus; nur seine Geschichtsauffassung hatte sich bis 1931 nicht mitgewandelt. Er wiederholte seinen Satz: Berlin sei vom Schicksal bestimmt (nun wenigstens nicht mehr „verdammte“), „immerfort zu werden, niemals zu sein“, und wollte der kulturarmen „Kolonial-stadt“ nur für die Schinkelzeit eine wirkliche „Gesamtkultur“ zugestehen. Dazu Kaebler:

„Schon vor Jahren habe ich zu zeigen versucht, daß Berlin ebenso im Mittelalter, in der Renaissance, im 18. Jahrhundert eine in sich geschlossene Gesamtpersönlichkeit von jedesmal anderem, aber fest ausgeprägtem Charakter gewesen ist. Nur ist der Nachweis dafür schwieriger zu führen, weil er eine genaue Kenntnis des gesamten Quellenstoffes voraussetzt.“

Mit solchem Rüstzeug hatte er bereits das Jahr zuvor dreißig volle Seiten (204—233) auf die sorgsame „Entzerrung“ eines ähnlich vernichtenden Geschichtsbildes verwandt, das der bedeutende und um den Gedanken ‚Groß-Berlin‘ verdiente Architekt Werner Hegemann († 1937 in den USA) in dem glänzend geschriebenen Werke „Das steinerne Berlin. Geschichte der größten Mietskasernenstadt der Welt“ 1930 veröffentlichte; sein „Städtebau“, in 2 Bänden 1911 und 1913, war wesentlich ‚milder‘ gehalten — die umgekehrte Wandlung also — nur das hatte er mit Scheffler gemein, daß er 1924 „Fridericus“ „entlarvte“ (so Kaaber 211), wie jener 1919 in einer „Studie“ Bismarck: „Historische Belletristik“, damals von den Historikern entschieden zurückgewiesen. Kaabers Besprechung des „Hegemann“ ist das Muster gelassener, geradezu abgeklärter Wissenschaftlichkeit, mit der er dem leidenschaftlichen Reformwillen des Verfassers jedes berechnete Maß an Einseitigkeit zubilligte und doch — selbst niemals ein ‚Borusse‘ — „Mangel an wahrhaft historischem Sinn“ und „Rückfall in ein moralisierendes, Maßstäbe einer späteren Zeit anlegendes“ Verfahren feststellt, „das wir längst überwunden geglaubt“. 1963 ist das „Steinerne Berlin“ unverändert als Paperback neu erschienen; Kaaber, auf den die Veranstalter vorher hingewiesen worden, ist nicht erwähnt.

Und vergeblich sucht man im heutigen Schrifttum die Beachtung seines vielleicht wichtigsten Forschungsergebnisses über das „Berlinertum“: „Nicht die französischen Refugies haben es geformt, sondern die Märker und die ihnen stammesmäßig verwandten Einwanderer, vor allem aus dem Sächsischen und dem Magdeburg-Halberstädtischen.“

Wie man Kaabers „alten und neuen Hegemann“ allen Berlin-Schriftstellern in die Hand gegeben wünschte, so jedem Verwaltungsmann den großartigen „Weichbild“-Aufsatz mit der Darstellung der Eingemeindungen und des „Kampfes um Groß-Berlin“!

Für die „Gründung“ Berlins sei zu Kaaber S. 42 berichtet: In dem von Mielke genannten Buche „Wilhelm Volz: Der ostdeutsche Volksboden. Aufsätze zu den Fragen des Ostens (1926)“ belegt A. Dopsch S. 33 nicht erst aus Böhmen und Mähren, sondern aus Deutschland mit Beispielen „schon seit der Karolingerzeit und dem 10. und 11. Jh. (Bremen 988, Nienburg 1000), daß es sich bei den Ausdrücken fundare, construere = gründen, erbauen, nicht selten um die Bestätigung bereits vorhandener oder die Umwandlung grundherrlicher in öffentliche Märkte handelt“.

Dem Leser erwünscht sind die Hinweise des Hg. auf die neue Literatur, besonders auf die vierbändige „Mark Brandenburg“ (1961-64) von Johannes Schultze. Dieser würdigt im Vorwort Kaabers Leistung und begründet „angesichts der Versündigung an seiner Person und Wissenschaft“ die Herausgabe als „Ehrenpflicht“. Wir wiederholen unseren Wunsch aus dem vorigen Jahrbuch: Möge auch diese ‚Veröffentlichung‘ den Weg in die Öffentlichkeit finden! Eberhard Faden

Alfred Schinz: Berlin.

Stadtschicksal und Städtebau. Braunschweig: Westermann 1964. 264 S., 129 Abb., 8 Tabellen. Ln. 39,— DM.

Schon häufiger haben Architekten und Städtebauer die Baugeschichte und die Entwicklung des Städtebaues behandelt, so Werner Hegemann und Roman Heiligenthal, und so jetzt Alfred Schinz. Zu den bewußt einseitigen Darstellungen Hegemanns in seinem „steinernen Berlin“ mag man nun stehen wie man will (man vgl. hierzu etwa Kaabers noch heute gültige Rezension), aber auf keinen Fall kann man ihm die Anerkennung für seine außerordentliche Sach- und Quellenkenntnis versagen. Auch der zurückhaltende Heiligenthal verfügte über ein immenses Wissen, das ihn befähigte, ausgewogene Beiträge zur Siedlungs- und Planungsgeschichte Berlins zu geben.

Auch Schinz ist sehr belesen, aber im Gegensatz zu seinen Vorgängern ist er nicht zu den Quellen gestiegen, sondern hat lediglich die Werke vieler anderer Autoren — Hegemann, Spörhase, Zimm, Siedler, Rörig usw. — verwertet. Das könnte noch hingehen, wenn dabei neue Gedanken entwickelt und begründet würden. Aber wenn das nicht

geschieht, wenn nur Zitate der Zitate gegeben werden, so entsteht trotz des anspruchsvollen Titels eine Kompilation. Selbst diese hätte noch einen gewissen Wert, wenn sie sachlich bliebe; aber anstelle der neutralen Wiedergabe oder anregender Äußerungen, die weiterführen könnten, treten Behauptungen, unbefangen und bestimmt vorgetragen. Es wird viel festgestellt in diesem Buche, worauf sich diese Feststellungen gründen, wird nicht gesagt. Das tritt besonders auf dem so schwierigen Gebiete der Frühgeschichte Berlin-Cöllns und Spandaus hervor. Hier geht Schinz völlig unbefangen vor, sich auf Siedlers 1914 erschienenen Buch über die mittelalterlichen Stadtgrundrisse in der Mark stützend, und einige Prisen aus Rörig und Planitz dazu nehmend. Die zurückhaltende Vorsicht in der Beurteilung weit zurückliegender Zeiträume geht Schinz ab. Aber auch da, wo er sich der Gegenwart nähert, ist seine Methode nicht besser. Er verdammt — wie Hegemann — den von Hobrecht ausgearbeiteten Bebauungsplan von 1862. Hätte sich der Verfasser in die noch vorhandenen und leicht zugänglichen Quellen über den Hobrechtplan vertieft, so hätte er wohl kaum ein so vorschnelles Urteil über diesen ersten großen Versuch der Berliner Stadtplanung abgeben können. Er läßt vollkommen außer acht, daß die Stadtplaner vor hundert Jahren doch nur im Rahmen der zu ihrer Zeit maßgeblichen Auffassungen und Anschauungen arbeiten konnten. In einer Zeit, die ausschließlich die geschlossene Bauweise kannte, waren Ringstraßen, Boulevards und Plätze eben die einzigen Ausdrucksmittel des formenden und gestaltenden Städtebaues. Es verrät mangelndes historisches Verständnis, wenn an diesen ersten großen Versuch der Bearbeitung eines umfassenden Planungsgebietes die Maßstäbe unserer heutigen, doch auch wieder im ständigen Wandel begriffenen Kenntnis angelegt werden. Schinz läßt völlig unerwähnt, daß der Hobrechtplan nichts Starres war, sondern der dauernden Umwandlung durch die staatlichen Baubehörden von Anfang an unterworfen war; er erwähnt auch nicht, mit welcher Sorgfalt die Planverfasser gründliche Untersuchungen über die in der Zukunft zu erwartenden Verkehrsströme anstellten und danach ihre Radialstraßen planten. Schinz tut die Zusammenhänge zwischen Bebauungsplan und Terrainspekulation in zwei Sätzen kurz ab, ohne erkannt zu haben, was für ein differenzierter Bereich gerade hier vorliegt, der durch seine vergrößernden Feststellungen nicht gerade erhellt wird. Für seine Behauptung, der Boulevardeering sei funktionslos, bleibt Schinz die Begründung schuldig. Ihm scheint entgangen zu sein, daß bereits nach 1850 die Bebauung am Halleschen Tor den Landwehrkanal überschritten hatte und nach Süden vorstieß. Nach einem Ordnungsprinzip mußte ja nun die vordrängende Baulust gelenkt werden, und so war es für die von den Erkenntnissen unserer heutigen Architekten noch nicht erhellten Stadtplaner etwas Vernünftiges, durch ein geschlossen zu bebauendes Wohngebiet den Prachtstraßenzug der York- und Gneisenaustraße in 500 m Entfernung vom Halleschen Tore hindurchzuführen, der nach den damaligen Auffassungen den Wohnquartieren Licht und Luft brachte. Gerade zur rechten Zeit wurde die „funktionslose“ Yorkstraße geplant, denn schon 1865 erreichte sie die Bebauung.

Schinz hat die baugeschichtliche Vergangenheit Berlins trotz seiner Lesefrüchte nicht bewältigen können. Der Ehrgeiz des Verfassers, den großen Wurf zu tun, soll hervorgehoben werden. Er ist der Schlüssel zum Verständnis für ein eigenwilliges und anspruchsvolles Werk.

Arne Hengsbach

Berlin und seine Bauten.

Teil II: Rechtsgrundlagen und Stadtentwicklung. Hrsgg. vom Architekten- und Ingenieur-Verein zu Berlin. Schriftlfg. E. Heinrich und F. Mielke. Berlin-München: Wilhelm Ernst & Sohn. 88 S., 44 Abb., 1 Plan. 24,80 DM.

Zur Standardliteratur über Berlins Baugeschichte gehört das 1876 in erster und 1896 in wesentlich erweiterter zweiter Auflage erschienene Werk „Berlin und seine Bauten“. Es zeigte das Bauschaffen jener Zeit im Hoch- und Tiefbau, fast vollständig auf dem Gebiet des öffentlichen Bauwesens und beim Privatbau in zahlreichen Beispielen, wobei die Werke der lebenden Architekten und Ingenieure natürlich im Vordergrund standen.

1952 beschloß der Vorstand des Architekten- und Ingenieur-Vereins, dieses Werk wieder herauszugeben, allerdings nicht als Neubearbeitung des alten, sondern als Fortsetzung desselben bis in unsere Zeit. Über die Zielsetzung der Neuausgabe schreibt Prof. Heinrich im Vorwort: „Wir möchten sachlich und tendenzlos anschauen und festhalten, was von 1896 bis heute auf dem Gebiet des Bauwesens geschehen ist, und möchten die Antriebe, die dafür wirksam waren, soweit sie auf unseren Fachgebieten greifbar sind, aufdecken. Da-

mit soll ein Überblick über das Bauwesen in unserem Zeitabschnitt gegeben werden, der hoffentlich an Gewissenhaftigkeit den früheren Bänden nicht nachstehen wird. Allerdings ist es uns bei der Überfülle des Stoffes nicht möglich, so weit ins Detail zu gehen, wie unsere Vorgänger. Wir werden uns oft damit begnügen müssen, unsere Beobachtungen an dafür besonders typischen Beispielen deutlich zu machen. Das Ziel der früheren Bände, zugleich als Inventar brauchbar zu sein, streben wir nicht an. Das ist auch nicht nötig, da durch die Berliner Denkmalpflege nach dem Kriege mit der amtlichen Inventarisierung der „Bauwerke und Kunstdenkmäler“ begonnen worden ist.“

Von dem in zehn Teilen geplanten Werk erschien zuerst der 2. Teil als notwendige Grundlage zum Verständnis aller folgenden Hefte. In vier Abschnitten werden von verschiedenen Verfassern „Die Entwicklung des Baurechts in Berlin seit der Jahrhundertwende“, „Die Bauordnungen für Berlin und die ehemaligen Vororte von Berlin“, „Die Landesplanung“ sowie „Städtebau und Verkehrsentwicklung“ behandelt. Jedem Abschnitt sind, soweit nötig und möglich, Abbildungen von Plänen und Fotos, sowie ein Verzeichnis der einschlägigen Literatur beigegeben. Die für den Nichtfachmann etwas spröde Materie der drei ersten Abschnitte des Bandes ist von den Verfassern durchaus interessant und verständlich dargestellt.

Mit dem Einfluß des Baugeschehens auf alle Bereiche des Lebens konfrontiert uns der letzte Abschnitt über „Städtebau und Verkehrsentwicklung“. Hier steht besonders der Wohnungsbau im Vordergrund, der nach dem ersten Weltkrieg zum Problem Nr. 1 wurde und — verstärkt durch den ungeheuren Aderlaß des letzten Krieges — es noch heute ist. Das Wohnungsproblem zwischen den beiden Kriegen beleuchtet am besten der Fehlbestand von 113 275 Wohnungen im Jahre 1927! Die jährliche Zuwachsrate von 20 000 bis 25 000 Wohnungen bis 1930 konnte hieran nichts mindern.

Der Abschnitt wird vorteilhaft ergänzt durch zwei Pläne, auf denen durch Zeichen und Nummern die Entwicklung der Verkehrsanlagen, bzw. durch Symbole für die einzelnen Zeitabschnitte der Standort der Wohnanlagen und Siedlungen von städtebaulicher Bedeutung von 1896 bis 1963, eingetragen ist. Zu jedem Plan gehört ein Verzeichnis der einzelnen Objekte. Auf der Liste der Verkehrsanlagen fehlen einige nicht unbedeutende, wie die Industriebahn Friedrichsfelde—Tegel mit dem Tegeler Hafen, fertiggestellt 1908, der Flugplatz Johannisthal 1909, der Südhafen in Spandau 1910, der Osthafen an der Spree 1913, der Hohenzollernkanal (Großschiffahrtsweg Stettin—Berlin) 1914 und die neue Mühlenhammschleuse für Tausendtonnenschiffe 1939. Auf der Liste der Wohnanlagen sind die im Ostsektor liegenden Bezirke Berlins sehr stiefmütterlich behandelt. Köpenick, Lichtenberg und Pankow fehlen sogar ganz, obwohl auch hier zwischen 1923 und 1933 ein Schwerpunkt des Wohnungsbaues lag. Diese Lücke könnte evtl. im vorgesehenen Teil IV, Wohnungsbau, noch ausgefüllt werden.

Gerade auf die frühere Bautätigkeit in den Ostbezirken Berlins sollten Schriftleitung und Mitarbeiter einen Schwerpunkt ihrer Berichterstattung legen. Hier klappt eine Lücke, denn eine Inventarisierung der acht Ostberliner Bezirke wird wohl in absehbarer Zeit weder in West noch Ost stattfinden. Die Neubearbeitung von „Berlin und seine Bauten“, welche mit dem jetzt vorliegenden Teil große Hoffnungen weckt, sollte in Zukunft auch diesen Gesichtspunkt berücksichtigen.

Hans-Werner Klünner

Witold Hensel: Die Slawen im frühen Mittelalter.

Ihre materielle Kultur. Deutsche Ausgabe besorgt von S. Epperlein. Berlin: Akademie-Verlag 1965. XVI, 508 S., 3 Taf., 391 Abb. Ln. 48,— DM.

Die Beschäftigung mit der ostdeutschen und osteuropäischen Geschichte erfordert in zunehmendem Maße Berücksichtigung der Grabungs- und Forschungsergebnisse seitens der polnischen, sowjetischen und tschechischen Wissenschaftler. Da dem häufig sprachliche Schwierigkeiten entgegenstehen, ist die Übersetzung des hier anzuzeigenden Buches durch Waldemar Hein um so begrüßenswerter.

Der Verfasser, Direktor des Instituts für die Geschichte der Materiellen Kultur an der Polnischen Akademie der Wissenschaften zu Warschau, unterbreitet dem Leser ein reichhaltiges Material mit dem Ziel, allgemeine Gesetzmäßigkeiten sowie spezifische Merkmale für die Entwicklung der materiellen Kultur der Slawen vom Ende des 5. bis zur Mitte des 13. Jh. aufzuzeigen. Der Forschungsstand des im wesentlichen auf archäologischen

Quellen basierenden Werkes ist mit dem Erscheinen der 2. poln. Aufl. 1956 gegeben. In acht umfangreichen Abschnitten befaßt sich Hensel mit der Gewinnung von Nahrungsmitteln und Rohstoffen, mit dem Handwerk, mit Siedlung und Bauwesen, Hygiene, Kleidung und Schmuck, Verkehr, Handel, Bewaffnung bei den slawischen Völkern.

Sehr detailliert schildert er den Fortschritt von der Einfelder- zur Dreifelderwirtschaft als Auswirkung veränderter sozialer Gegebenheiten (Feudalismus), neuer Düngemethoden und verbesserter Ackergeräte, insbes. des Pfluges. Mit ihm verbindet sich der gewichtige Wandel von der Brandrodung zur Pflugwirtschaft. Der — oft unterschätzte — Ackerbau wird in seiner Bedeutung für die slawische Wirtschaft herausgestellt und mit dem Westeuropas in Parallele gesetzt. Den übrigen Wirtschaftsformen, wie etwa Bienenzucht, Jagd und Fischfang, werden eigene Kapitel gewidmet.

Auch hinsichtlich der slawischen Städte betont Hensel deren hohes Alter und datiert die Anfänge eines städtischen Handwerks zeitlich „etwa ebensoweit zurück wie in Westeuropa“. Der Niedergang dieser Städte im ostdeutschen Bereich, in Pommern etwa, während des 12. Jh., wird jedoch nicht mehr erwähnt.

Hier wie in den anderen Abschnitten zeigt sich ein unhistorisches Bestreben, trotz Berücksichtigung regionaler Unterschiede in der wirtschaftlichen, gesellschaftlichen und politischen Entwicklung, von einer postulierten ethnischen und kulturellen Einheit des Slawentums auszugehen. Die politischen Spannungen innerhalb der slawischen Völkerfamilie mit ihren verschiedenartigsten Auswirkungen auch auf die materielle Kultur werden kaum angesprochen, die kulturellen Einflüsse von außen bagatellisiert. Nur zustimmen kann man allerdings dem Verfasser, wenn er die (von wem eigentlich noch heute behauptete?) These einer „kulturellen Minderwertigkeit der Slawen“ zurückweist. Eigenartig jedoch wirkt sein ständiger Hinweis, daß die materielle Kultur der Slawen zeitlich und qualitativ hinter der westeuropäischen nicht zurückstehe, die doch ihrerseits auch sehr differenziert war und unmöglich als Einheit begriffen und der slawischen entgegengestellt werden kann. Ansonsten aber ist die Darstellung der Fakten und ihre Erklärung sehr sachlich.

Abschließend seien noch einige Punkte herausgegriffen, die zum brandenburgischen Raum in näheren Bezug stehen. Das Problem des Rundlings und anderer Dorfformen wird mit Recht von der sozialökonomischen und nicht ethnischen Seite gesehen. Interessant sind seine Ausführungen über die Zusammenhänge zwischen Turmburg und Feudalherrschaft hinsichtlich der jüngsten Ausgrabungen am Spandauer Burgwall. Aufmerksamkeit verdient auch seine Beschäftigung mit der Etymologie der Worte „Lendizi“ und „Polanie“. Die Lage der vom sog. Bayrischen Geographen erwähnten „Lendizi“ mit 98 civitates (vgl. Märk. Forsch. 2, S. 73) wird von Horák und Travníček bei Lenzen in der Prignitz angenommen, womit Hensel nicht einverstanden ist. — Das S. 288 genannte Todesdatum Jaxas von Köpenick (= 1176) ist unhaltbar. Es beruht auf einer in der poln. Forschung üblichen Identifizierung mit dem Grafen Jaxa von Miechów, wogegen lediglich Malecki 1890 polemisierte. In diesem Zusammenhang sei auf die bisher nur wenig beachtete Tatsache hingewiesen, daß bei der Eroberung der Feste Brandenburg durch Albrecht d. B. im Jahre 1157 Jaxa nicht mehr erwähnt wird. Im übrigen vgl. man zur ganzen Frage H. Ludats „Legenden um Jaxa von Köpenick“ (Leipzig 1936).

Alles in allem kann gesagt werden, daß der Leser dieses Bandes einen vorzüglichen Einblick in das slawische Alltagsleben erhält. Die zahlreichen Abbildungen bieten eine anschauliche und wertvolle Unterstützung des Textes.

Werner Vogel

Johannes Schultze: Die Mark Brandenburg.

Bd. 4: Von der Reformation bis zum Westfälischen Frieden (1535—1648). Berlin: Duncker & Humblot 1964. 322 S., 1 Stammtaf. Ln. 44,60 DM.

Unser Gruß an Prof. Johannes Schultze im Band 14/1963 unseres Jahrbuches ist in der Zusammenfassung der drei Bände zu einem vollendeten Werk etwas vorschnell gewesen. In der Tat war ein vierter Band erforderlich, denn das politische Eigenleben der Mark endet erst zu dem Zeitpunkt, da sie aufhört, „selbständiges Reichsterritorium“ zu sein, und im brandenburgisch-preußischen Gesamtstaat eine Provinz neben anderen wird. Die Vorgänge des 16./17. Jahrhunderts sind im allgemeinen bekannt, doch darf das Vorwort die „Beseitigung mannigfacher Irrtümer“ buchen. Wesentlich anders als bisher erscheint

das Bild des Reformations-Kurfürsten Joachims II.: der verschwenderische Renaissance-Mensch ist zugleich ein „schlauer Realpolitiker“, der trotz aller Neigung zu altkirchlichem Gepränge in religiösen Dingen mit „kühler Nüchternheit“ handelte, allein auf Territorialgewinn bedacht —, dem es „glückte, nicht nur die Zeitgenossen, sondern auch spätere Geschichtsschreiber hinters Licht zu führen“. Deutlicher wird nun auch die Erbeinung mit Schlesien, die später in Preußens Geschichte eine oft behandelte Rolle gespielt hat. Sie scheiterte nicht so sehr am Widerspruch König Ferdinands als vielmehr am Widerstand innerhalb des Hauses Brandenburg selbst, wie der Verfasser wohl überzeugend nachweist: Joachim hat den schlesischen Herzögen für den Erbfall eigenmächtig Gebiete zugesichert (Crossen, Cottbus u. a.), die seinem Bruder Johann von Küstrin gehörten. — Ebenso bringt das große Schlußkapitel Neues: Die beherrschende Figur Brandenburgs im 30jährigen Kriege ist der katholische Graf Adam von Schwarzenberg, den einst Meinardus zum „brandenburgischen Richelieu“ erheben zu können meinte. Neue, damals unbekannte Quellen, erweisen ihn doch eher als eine Art Wallenstein: „Anerbietungen an den Kaiser, den Bayernherzog, dann wieder an den König von Frankreich sowie die Beteiligung an katholischen Bekehrungsplänen — mochte er damit vielleicht hoffen, seinem Herrn Georg Wilhelm die Kurwürde zu erhalten? — gleichviel: Den eigenen Vorteil vergaß er nie“. Im Streben nach Besitz und Macht war er ganz ein Mensch jener Zeit. — Auf S. 301 ist zur Anm. 68 nachzutragen, daß über K. B. v. Pfuel eingehend handelt G. Oestreich in den FBPG 50, S. 201—249. — Eindrucksvoll wieder die bis zum letzten Satz unverändert frische Darstellungskraft des nun 84jährigen Verfassers, dem alle künftige Forschung verpflichtet bleibt.

Eberhard Faden

Willy Hoppe: Die Mark Brandenburg, Wettin und Magdeburg.

Ausgewählte Aufsätze, eingeleitet und hrsgg. von Herbert Ludat. Köln-Graz: Böhlau 1965. XVI, 415 S., 2 Abb. Ln. 42,— DM.

Fünf Jahre sind vergangen, seit Professor Hoppe am 26. September 1960 uns verlassen hat. In schwieriger Zeit ist er wahrhaft unser Schirmherr gewesen, auf seinen Rat wählte 1935 der „Touristenklub für die Mark Brandenburg“ den seine Arbeit treffenderen Namen „Landesgeschichtliche Vereinigung“. 1944 dankte sie, sechzigjährig, dem Sechzigjährigen mit der Ehrenmitgliedschaft, ein Jahrzehnt später mit dem Hoppe-Jahrbuch. Nun zum 80. Geburtstag empfangen wir eine würdige und stattliche Erinnerungsgabe, mit einem roten Adler der Frühzeit geziert, aus der Hand des uns verbundenen Professors Herbert Ludat — Gießen, der sich dem „Begründer und Wegbereiter“ der Landesgeschichte als seinem einstigen Lehrer verpflichtet weiß. Im Titel klingen die beiden zusammengehörigen Biographien an: „Erzbischof Wichmann von Magdeburg“ († 1192) und Markgraf Konrad von Meißen, der Reichsfürst und der Begründer des wettinischen Staates († 1157) — beide mit Albrecht dem Bären Zeitgenossen Barbarossas und Heinrichs des Löwen — und die weitgespannte Übersicht „Das Erzstift Magdeburg und der Osten“. Der zweite Teil bringt sieben märkische Aufsätze, z. T. in unserem Jahrbuch erschienen, von der „Ältesten Geschichte des Havellandes (Entstehung einer Legende)“ — das Muster einer wissenschaftlichen Kritik (vgl. Bd. 11/1960, S. 167) — über Recht und Unrecht der „Quitows“ bis zur Jahrhundertwende: das Lebensbild des Teltower Landrats Ernst von Stubenrauch ist wichtig auch für das Werden der westlichen Vororte Berlins. Die Auswahl schließt mit drei historiographischen Beiträgen: „Ergebnisse und Ziele der märkischen Landesgeschichte“ — die Antrittsrede von 1924 liest sich nach nun vierzig Jahren so frisch, als sei sie eben geschrieben, noch heute ein Aufruf an jeden Heimatfreund. Nicht weniger gilt das von der 1943 in Potsdam gehaltenen Eröffnungsgabe zur Errichtung der provinzeigenen Historischen Kommission, die nicht mehr tätig geworden: „Brandenburgische und berlinische Geschichtsforschung auf alten und neuen Wegen“. Die Geschichte der „Hundert Jahre Gesamtverein“, dem unsere Vereinigung schon seit 1888 angehört, erfreut durch ihre menschliche Wärme.

Die treffliche Schulung der Studenten im Seminar und dann in der Landschaft draußen, die Ludat in der Erinnerung rühmt und die sich in zahlreichen Dissertationen fruchtbar erwies, kann nicht mehr nacherlebt werden. Aber Gegenwart bleibt jederzeit die anschauliche, zuweilen fast dichterisch beschwingte, zur Mitarbeit einladende Sprache. Möge der Band mit Ludats anrührenden Gedenkworten Ansporn für die Jungen sein!

Eberhard Faden

Preußen, Epochen und Probleme seiner Geschichte.

Gesammelte Aufsätze, hrsgg. von Richard Dietrich. Berlin: de Gruyter 1964. VIII, 200 Seiten. 12,— DM.

Ein kleiner, aber gewichtiger Band von sechs Kapiteln, entstanden aus einer Vortragsreihe der Historischen Gesellschaft zu Berlin 1962/63. Herbert Helbig beginnt mit dem namengebenden Territorium: „Ordensstaat, Herzogtum Preußen und preußische Monarchie.“ Er behandelt auch die Einsprüche des Ordens gegen die Säkularisation 1525 und gegen die protestantische Königswürde 1701 sowie des Ministers v. Hertzberg Denkschrift über Westpreußen 1772. Bekannt ist die Bedeutung des Grenzlandes und seiner kraftvollen Menschen für die Reform und Befreiung 1807-1813. Hier sei das Zeugnis eines gebürtigen Ostpreußen angefügt, des Obersten von Boyen (später Kriegsminister), der „eine günstige Lenkung der Vorsehung“ darin sah, daß der neue Grund nicht in Berlin, sondern in der entfernten, wenig an Luxus gewöhnten Provinz mit der frischen Geisteskraft von Kants Universität in Königsberg gelegt wurde. Ob aber (S. 9) „der Gedanke des Dienens“, der die „uneigennützigen Amtsverwalter“ des Ordens getragen, auch nach seinem Untergang — und trotz des selbstherrlichen Freiheitsstrebens der Landstände — gleichwohl „als lebendiges Erbe untrennbar mit dem Begriff des ‚Preußischen‘ erhalten blieb“?? Dieser Begriff entwickelt sich doch erst im Gesamtstaat des Großen Kurfürsten, der für alle seine Territorien einen neuen Anfang bedeutet. —

Johannes Schultze zeichnet mit kräftigen Strichen das Wachstum „Von der Mark Brandenburg zum Preußenstaat“ bis 1701. Alle Einwohner werden nun Preußen. Aber noch bis 1800 werden in den bekannten „Vertrauten Briefen“ von Reisenden die Märker und Berliner vielfach als ‚Brandenburger‘ bezeichnet. In der Hauptstadt — betont der Vf. — bildet sich (auch mit ausländischem Zuschuß) „ein neues Volkstum, eine spezifisch preußische Mischung“, die sich „trotz der Völkerverschiebung der letzten Zeit“ heute noch erhalten und bewährt habe.

Francis Ludwig Carsten gibt in der „Entstehung des Junkertums“ einen kurzen Abriss seines englisch geschriebenen Buches „The origins of Prussia“ (Oxford 1954), das Gerd Heinrich in seinem unentbehrlichen Literaturbericht zur märkischen Geschichte 1941-56 (Jb. f. G. Mittel- und Ostdeutschlands IX-X S. 346 f.) ausführlich besprochen hat. Es ist ein Stück Wirtschafts- und Sozialgeschichte fast des gesamten Nordostens, in dem Brandenburgs Zustand „kaum anders als der in den Adelsrepubliken Herzogtum Preußen und Polen“ erscheint. Es empfiehlt sich doch, hierzu die neue Arbeit von Gerd Heinrich: „Der Adel in Brandenburg-Preußen“ (in: Dt. Adel 1555-1740. Darmstadt 1965, S. 259-314) zu vergleichen. Mehr als kühn wirkt Carstens Versuch, mit dem Junkertum das „Kleinbleiben“ der märkischen Binnenstädte zu verbinden und sie den „Großen“ Reval, Riga, Danzig gegenüberzustellen.

„Der preußische Absolutismus“ von Ernst Klein — gestützt z. T. auf Hintze, Hartung und Hinrichs — behandelt die „beiden großen Preußenkönige“ des 18. Jh., denen es „doch eben nicht gelang“, uneingeschränkt, also absolut zu regieren, die sich vielmehr auf einen Kompromiß, dann auf ein regelrechtes Bündnis mit dem Adel angewiesen fanden, gemäß dem Staatszustand und ihrer Persönlichkeit. Dem feinabgetönten Bildnis Friedrich Wilhelms I. folgt die kritischer gehaltene Schilderung des Sohnes. Wenn Friedrich abschließend „nicht Wegbereiter des bürgerlichen Zeitalters, sondern Vollender des preußischen Absolutismus“ genannt wird, so darf doch die vorausweisende selbständige Geistesentwicklung der Bürgerstädte, vornehmlich Berlins und Königsbergs, außer acht gelassen werden.

Der Aufsatz des Hrg., dem entscheidenden Problem „Preußen und Deutschland im 19. Jh.“ gewidmet und darum doppelt so stark als die andern Beiträge, geht von Meineckes Auffassungen der Jahre 1906 und 1917 aus. In peinlich genau abwägender Beurteilung, in steter — man spürt es — historisch-politischer Gewissensnot vor zuviel oder zu wenig Anerkennung, versucht der Vf., Österreich, Preußen und Deutschland wie seinen Fürsten und Staatsmännern gerecht zu werden und läßt die Erörterung ausklingen mit Meineckes Zweifel in seiner „Deutschen Katastrophe“ von 1946, ob nicht in Bismarcks Reichsgründung „von vornherein wesenhaft Keime des späteren Unheils steckten“.

„Preußen und die Weimarer Republik“ von Georg Kotowski beginnt mit dem Gesetz Nr. 46 vom 25. 2. 1947 des Alliierten Kontrollrates, das den Staat Preußen, „seit jeher Träger des Militarismus und der Reaktion in Deutschland“ aufgelöst hat. Preußischer Ministerpräsident war aber 1920 bis 1932 fast ununterbrochen Otto Braun, Sozialdemo-

krat und Preuße — eine schwere Aufgabe nach der staatsrechtlichen Schwächung des Staates durch die neue Reichsverfassung. Die Grundtatsache der Endzeit war, „daß der Reichstag eben keine arbeitsfähigen Mehrheiten mehr stellte“. Der Vf. vergleicht die Staatskrise von 1923, die Ebert noch hat beheben können, mit der von 1932, die „schließlich doch zur Zerstörung des Rechtsstaates geführt hat“; am 3. 3. 1933 verkündete der neue preußische Ministerpräsident Hermann Göring in Frankfurt am Main: „Ich habe keine Gerechtigkeit zu üben, sondern nur zu vernichten und auszurotten.“

Geschichte Preußens — eine Krankheitsgeschichte? Der Leser mag sich selbst entscheiden.

Eberhard Faden

Henning von Koss: Das Ländchen Friesack und die Bredows

Eine Wanderung durch sechs Jahrhunderte. Kiel: Märkische Verlagsgesellschaft 1965. 180 S., 7 Abb., 1 Karte. Ln. 9,50 DM.

Der Autofahrer, der von Westberlin aus der Europaroute E 15 — der einstigen Reichsstraße 5 — durch die Mark Brandenburg und Mecklenburg folgt, durchquert bald hinter Nauen das Havelländische Luch mit seinem Hauptkanal. Unmittelbar danach erreicht er im üppig wuchernden Mischwald des Zotzen das Ländchen Friesack. Mittelpunkt dieser Landinsel im Luch ist die freundliche und saubere Kleinstadt Friesack, von Feld, Wiesen und Wald umgeben. Eine askanische Burg ist ihr Ursprung, die den Übergang vom Havelland ins Land Bellin und zur Grafschaft Ruppin decken sollte. Schon 1327 erhielt sie Stadtrechte. Zusammen mit 11 Dörfern, südlich von ihr zwischen Luch und Heide gelegen, bildet sie das „Ländchen Friesack“, auch „Bredow-Ländchen“ genannt. Schon 1335 kamen Burg, Stadt und Ländchen in den Besitz der Familie von Bredow, gingen ihr später aber wieder verloren. 1409 kaufte Dietrich von Quitzow die Burg und leistete von hier aus dem als Landhauptmann eingesetzten Burggrafen von Nürnberg Widerstand, bis dieser 1414 Friesack eroberte. Quitzow floh außer Landes und starb bei seiner Schwester, der Äbtissin des Klosters Marienborn bei Helmstedt. Schon 1427 gab Kurfürst Friedrich I. Burg, Stadt und Ländchen Friesack den Bredows zurück. Das noch heute blühende, reichverzweigte Geschlecht, nach Fontane „die märkischste aller märkischen Familien“ war hier im Westhavelland wie im Osthavelland jahrhundertlang bis in unsere Tage ansässig, — Land und Leuten so verbunden, daß eine Reihe von Volkssagen über sie noch heute weit verbreitet ist. Dr. Henning von Koss, mit den Bredows verwandt und ein guter Kenner ihrer Familiengeschichte, nennt diese Schrift „Eine Wanderung durch sechs Jahrhunderte“. Er erwähnt, daß ihn zu diesem Buch Fontane angeregt hätte. In der Tat hat sich Fontane über Jahre mit dem Ländchen Friesack und den Bredows beschäftigt. In seinen letzten Lebensjahren hatte der Dichter die Absicht, seinen „Wanderungen durch die Mark“ einen Schlußband „Friesack“ folgen zu lassen. Hierüber liegt mehrfach Schriftwechsel mit den Bredows vor, in diesem Buch im Auszug angegeben. 1895 bemerkt Fontane zu Pfarrer Jacobi in Kriele, der auch für den Bredow-Sitz Landin zuständig war: „Das Ländchen Friesack ist meine letzte märkische Liebe.“ Noch acht Tage vor seinem Tode — am 12. 9. 1898 — schrieb der Dichter unserer Vereinigung, er läge mit einem Buch im Anschlag, das den Titel führen soll: „Das Ländchen Friesack und die Bredows.“ (Vgl. unser Mitt.-Blatt Nr. 46 vom 1. 5. 64 Hans-Werner Klünner: Theodor Fontanes Beziehungen zur Landesgeschichtlichen Vereinigung.) Im Sinne und Geist Fontanes schildert der Vf. u. a. aufgrund der Fontane-Unterlagen, die Wilhelm von Bredow-Stechow in den 30er Jahren sicherte, die wechselvolle 600jährige Geschichte des Geschlechtes, soweit sie um das Ländchen Friesack kreist. Er folgt den Spuren Fontanes, seinen Bemerkungen und Betrachtungen. Der Wiederbesitznahme des Ländchens durch die Bredows im 15. Jahrhundert folgt vom 16. Jh. ab die selbständige gutswirtschaftliche Betätigung der zahlreichen Sippenmitglieder auf den verschiedenen ehemaligen Ritterlehen. Mühsame Kultivierung wandelt Luch und Heide in Akerboden. Siehe auch Willibald Alexis' Roman „Die Hosen des Herrn von Bredow“, 1846 erschienen. In der Übergangszeit vom Lehnverband zum Ständestaat treten auch im Bredowschen Familienverband rauhe, eigenwillige Junker auf, denen nach Fontane „etwas Quitzowsches“ anhaftete. Nebenlinien setzten sich im Ländchen fest und behaupteten sich trotz der Wirren des 30jährigen Krieges. 1675 zieht der Schwede erneut ins Havelland. Er wird vor den Toren Friesacks, bei Fehrbellin, vom Großen Kurfürsten geschlagen. Die folgenden Generationen der Bredows, im Barock und Rokoko, zeichnen sich durch Bildung und geistige Interessen, selbst durch Huldigung des

Spenerischen Pietismus aus. Die Söhne studierten und stellten später den preußischen Königen gute Verwaltungsbeamte wie Offiziere, soweit sie nicht Landwirte waren. 1725 erwarben sie Stechow und gliederten es dem Ländchen ein. Wenig später bauten sie Landin zu einem der repräsentativsten Herrensitze des Havellandes aus. Durch die Kriegezüge und Plünderungen der Napoleonischen Kriege wurde die Aufbauarbeit von Jahrzehnten zunichte. Im 19. Jh. saßen auf den Bredowschen Gütern erfolgreiche Land- und Forstwirte, die sich auch öffentlich in der havelländischen Ritterschaft, im Provinziallandtag und im Reichstag betätigten. Friedrich Wilhelm von Bredow in Liepe war Historiker, Archivar und Genealoge. Er verfaßte 1872/90 die dreibändige „Geschichte des Geschlechtes von Bredow“, die schon Fontane würdigte. In den Kriegen 1866 und 1870/71 zeichneten sich neun Bredows aus dem Ländchen Friesack als Offiziere aus, deren bekanntester der General Adalbert von Bredow durch die Schlacht von Vionville. 1889 trat Fontane mit den Bredows in nähere Beziehung, worüber das Buch Einzelheiten bringt. Die Jahre bis zum 1. Weltkrieg bedeuteten für das Ländchen und die Bredows ruhige Aufwärtsentwicklung. Den Platz der abwesenden Männer traten 1914 die Gutsfrauen an. Den Landratsposten in Rathenow, den schon Friedrich Wilhelm I. eingerichtet hatte, besetzten zumeist die Bredows bis 1934. Sie fanden Anerkennung und Wertschätzung im ganzen Kreis Rathenow, zu dem auch das Ländchen Friesack mit den 16 Bredow-Gütern gehörte. Die Folgejahre von 1918 mit ihren landwirtschaftlichen Schwierigkeiten verlangten für den Grundbesitz sorgsame Bewirtschaftung. Andererseits bestätigte sich erneut, daß in der Bodentreue des Adels wie der Bauern einer jener Züge lag, der zu vorbehaltlosen opfervollem Dienst für Staat und Volk befähigte. Im Umbruch der Zeit von 1933 ab hüllten die Bredows wesentlichen Besitz ein. Der 2. Weltkrieg brauste auch über das Ländchen Friesack. Sein Ende führte zu heftigen Kämpfen längs des Havelländischen Hauptkanals. 17 Bredows blieben im Krieg. Brände und Plünderungen zerstörten die Bredowschen Besitzungen. Die Landenteignung vertrieb die Familien.

Das Buch von Koss wird nicht nur der Märker oft und gern zur Hand nehmen, sondern jeder, der Fontane liebt und Sinn für die von ihm geschilderte märkische Landschaft, für seine Geschichte und die Menschen in diesem Raum hat. Wir brandenburgischen Landesgeschichtler erinnern uns bei seinem Lesen zusätzlich an wiederholte Wanderungen im Ländchen Friesack und an die gastliche Aufnahme bei den Bredows in Stechow, Bredow und Landin. Bei einer späteren Auflage wäre für die interessierten Leser die Beigabe eines Orts-, Personen- und Literaturverzeichnisses zu empfehlen.

Gerhard Kückler

Ernst Opgenoorth: Die Ballei Brandenburg des Johanniterordens im Zeitalter der Reformation und Gegenreformation.

(= Beihefte z. Jb. der Albertus-Universität Königsberg/Pr., 24). Würzburg: Holzner 1963. 311 S., 2 Kartenskizzen, 26,— DM.

Der Vf. bietet mit diesem Buch — einer Dissertation, die auf Anregung und mit Förderung von Prof. Hubatsch entstanden ist — wesentlich mehr als der Titel verspricht. Die Einordnung des Themas in die Gesamtgeschichte der Ballei hebt den vorliegenden Band hinaus über eine bloße Spezialuntersuchung. Wir erleben die Anfänge der Ballei Brandenburg unter Albrecht dem Bären, ihre karitative Zielsetzung, das vergebliche Bemühen der Kommende Werben um eine Vormachtstellung und die Entwicklung des Herrenmeistertums, dessen einzelne Vertreter prägnant dargestellt werden. Der Besitz der Ballei überschritt die Grenzen des brandenburgischen Territoriums, woraus sich z. B. Schwierigkeiten mit den Herzögen von Mecklenburg und Pommern ergaben (Kommenden Zachan und Mirow etwa). Mit besonderem Nachdruck schildert der Vf. die zwiespältige Lage der brandenburgischen Johanniter zwischen Gesamtorden und Landesherrn mit den daraus erwachsenden Problemen. Er zeigt „das Wechselspiel religiös-weltanschaulicher, politischer und wirtschaftlicher Motive, das Ineinander altüberkommener und neugefundener Denkweisen“ bei Johannitern wie bei den jeweiligen Landesherrn im Zeitalter der Glaubenskämpfe. Erst auf diesem Hintergrund wird verständlich, weshalb sich die Ballei Brandenburg, im Gegensatz zum Gesamtorden, sehr rasch dem Protestantismus anschloß. Nur der Brandenburger Kurfürst konnte ihr den nötigen Schutz der Rechte und Besitzungen gegen die übrigen sich entfaltenden Territorialstaaten angedeihen lassen. Deshalb mußte der 30jährige Krieg sich so ungünstig für sie auswirken. Daß diese Schutzgewährung oft auch auf Kosten der Ballei ging, zeigte sich besonders unter Markgraf Hans von Küstrin. Aber

auch einem Herrenmeister wie Graf Adam von Schwarzenberg war es mehr darum zu tun, sich und seinen Erben die Einkünfte der Ballei zu sichern. Der in diesem Jahrbuch abgedruckte Aufsatz von Joh. Schultze zeigt, welch Erfolg ihm darin beschieden war.

Es ist überraschend, in welchem Ausmaß sich O. bei seinen Forschungen auf unveröffentlichtes Material stützen konnte, das z. T. einst im Preuß. Geh. Staatsarchiv in Berlin-Dahlem lagerte und sich heute in ostdeutschen Archiven befindet. Dem Vf. war es noch vergönnt, dieses Material auswerten zu dürfen. Nicht zuletzt diese Tatsache verleiht dem Buch einen eigenen Wert.

Werner Vogel

Herbert Ludat: Das Lebuser Stiftsregister von 1405.

Studien zu den Sozial- und Wirtschaftsverhältnissen im mittleren Oderraum zu Beginn des 15. Jahrhunderts, Teil I. (= Osteuropastudien der Hochschulen des Landes Hessen Reihe I; Gießener Abhandlungen zur Agrar- und Wirtschaftsforschung des europäischen Ostens Band 9). Wiesbaden: Harrassowitz 1965. XXXIX, 161 S., 5 Karten, 22,— DM.

Über 20 Jahre sind vergangen, seitdem Herbert Ludat im Jahre 1942 nach jahrelangen Untersuchungen sein umfangreiches Werk über das Bistum Lebus vorlegte. Keine Gesamtdarstellung der Bistumsgeschichte, so sehr diese erwünscht wäre, sondern entsprechend der vom Verfasser gewählten Zielsetzung bildete den Kern des Buches die Bearbeitung der sozialen und wirtschaftlichen Verhältnisse der umfangreichen Besitzungen des Bistums in den vom Bischofssitz so weit entfernten Gebieten in Schlesien, Groß-Polen, Klein-Polen und Rotreußen, dessen hierauf bezügliche Teile des Stiftsregisters abgedruckt wurden.

Nun folgt mit dem oben genannten „Lebuser Stiftsregister von 1405“ die seit Jahren geplante vollständige Edition dieses wichtigen Quellenwerkes. Die Existenz des Bistums war lange ungesichert. Wiederholt hat der Bischof seine Residenz wechseln müssen, zeitweise hatte er überhaupt keinen festen Sitz. So überrascht es nicht, daß die Überlieferung eine sehr dürftige ist, gar nicht zu vergleichen mit der der beiden anderen märkischen Bistümer Brandenburg und Havelberg, die es ermöglichte, in der Germania Sacra für diese eine historisch-statistische Beschreibung zu geben. Um so größere Bedeutung hat daher für Lebus das Stiftsregister.

Der Stoff ist in drei große Abschnitte gegliedert. Mit Gründlichkeit und großer Sachkenntnis wird im ersten Abschnitt eine tief eindringende Untersuchung des Inhalts und der Hintergründe dieser Quelle gegeben. Dementsprechend wird zunächst der Stand der Forschung behandelt, sodann die Beschreibung der Handschrift geboten und schließlich der Frage nach deren Entstehung nachgegangen.

Das Stiftsregister war um 1700 noch im ehemaligen Domarchiv in Fürstenwalde. Von dort ist es in das Geh. Staatsarchiv Berlin-Dahlem gekommen und — vermutlich im zweiten Viertel des 19. Jahrhunderts — mit vier anderen, nach Herkunft und Inhalt recht unterschiedlichen Quellen — in chronologischer Reihenfolge in einen Sammelband mit der Bezeichnung „Catastrum ecclesiae Lubucensis“ zusammengebunden worden. Die Handschrift befindet sich jetzt im Brandenburgischen Landeshauptarchiv in Potsdam.

Es ist das Verdienst von S. W. Wohlbrück, daß durch seine „Geschichte des ehemaligen Bistums Lebus und des Landes dieses Namens“ (3 Bände, 1829—1832), geschrieben mit für damalige Zeit überraschend umsichtiger Kritik, das Stiftsregister näher bekannt wurde und Wert und Inhalt als „kostbare Quelle“ richtig gewürdigt worden sind. Wohlbrück erkannte erstmalig, daß man es mit der Abschrift des von Bischof Johann von Borschnitz verfaßten Registers zu tun habe und daß das Original nicht mehr vorhanden sei. Hinsichtlich des Jahres der Niederschrift bestanden zwischen ihm und F. Funcke, der sich ein Jahrhundert später auch mit dieser Frage beschäftigte, unterschiedliche Auffassungen. Die eingehende Untersuchung Ludats hat die Datierung präziser fassen können und kommt zu folgendem Ergebnis: Das Stiftsregister ist eine zwischen 1462 und 1467 angefertigte Abschrift eines älteren Besitzinventars und eines Zehntregisters, die beide aus dem Jahr 1405 stammen und mit einer Reihe von Nachträgen und Ergänzungen aus den folgenden Jahren versehen sind.

Im zweiten Abschnitt folgt die Edition des „Registrum ecclesie Lubucensis dyocesis“ in vollem Wortlaut, soweit die Abschrift das eigentliche Stiftsregister umfaßt. Sie bringt also die so sehr erwünschten brandenburgischen Teile des Stiftsregisters und auch die bereits 1942 im „Bistum Lebus“ gedruckten der schlesischen und polnischen Besitzungen.

Damit steht nun diese wichtige Quelle geschlossen der Forschung zur Verfügung. Mit den in stattlicher Anzahl folgenden, vielfach recht umfang- und aufschlußreichen Anmerkungen (S. 88—120) wird in konzentrierter Form die Kommentierung des vorgelegten Textes gegeben und auf die künftig im zweiten Teil erscheinenden Einzelabhandlungen hingewiesen.

Zum Abschluß wird im dritten Abschnitt ein ausführliches Namen- und Sachregister geboten. Wichtig sind die beigegebenen 5 Karten, welche die Verteilung der Besitzungen zu Anfang des 15. Jahrhunderts zeigen und durch ihre Signaturen nicht nur die Lage im Raum, sondern auch die Art des Besitzes (z. B. Voll- bzw. Teilbesitz, Lehen, Einkünfte, Wüstungen, entfremdeter bzw. verpachteter oder verkaufter Besitz) erkennen lassen und damit die Orientierung sehr erleichtern.

Da für den künftigen zweiten Teil die Behandlung einzelner Probleme, die sich aus der Beschreibung der Lebuser Tafelgüter ergeben, vorbehalten ist, dürfte zu hoffen sein, auch eine ähnlich erschöpfende Bearbeitung der Besitzungen im mittleren Oderraum zu erhalten, wie sie im „Bistum Lebus“ für die schlesischen und polnischen Güter bereits gegeben worden ist.

Harry Methling

Hermann Teuchert: Die Mundarten der brandenburgischen Mittelmark und ihres südlichen Vorlandes.

Deutsche Akademie der Wissenschaften zu Berlin (= Veröff. d. Inst. für deutsche Sprache u. Literatur 30) Berlin: Akademie-Verlag 1964. 190 S., 34 Ktn. Ln. 52,— DM.

Dieses Buch ist die märkische Sprachgeschichte geworden. Sie baut sich auf aus Material, das die Kreise Oberbarnim und Teltow lieferten, und das heute schon historisch ist; denn es wurde bereits 1926 aufgenommen. Mit 82 Jahren gestaltete es der Verfasser, acht Tage nach seinem 83. Geburtstag schrieb er das Vorwort. Die 170 Textseiten, denen noch 20 Seiten mit Verzeichnissen (Karten, Lautschrift, Abkürzungen, Literatur, Wörter) folgen, sind in sechs große Hauptteile gegliedert.

In Hauptteil I wird die Mundart von Heckelberg bei Freienwalde als Grundlage für die Gesamtbetrachtung und als Maßstab für den Vergleich mit der Teltowmundart dargestellt. Beide Mundarten heben sich nicht wesentlich vom Sprachcharakter der Mittelmark ab, der Barnim läßt lediglich die Diphthongierung der hohen Vokale im Hiat vermissen. Beide Mundarten haben eine Südfäche, in der das durch den Ausfall von altem *-age-*, *-ave-* entstandene zentrale *a* durch mitteldeutschen Einfluß zu dunklem *o* verdumft wurde, 54. Beide Mundarten zeigen, z. T. relikthhaft, Vokalsenkung und -hebung vor *r*, die erst westlich an der Elbe im Jerichowschen wieder zu beobachten sind. Hauptteil II zeigt das „Sprachgefälle vom Westen zum Osten“, behandelt zunächst den Bereich der Langdiphthonge, 74, erklärt sie als „verstärkten Wuchs“ nach dem Vorbild der aus den Niederlanden eingeführten langen *i* und *u* (*liāf*, *kuā* „lieb, Kuh“) und stellt ihnen die nach dem Schwinden alter *-g-* und *-v-* entstandenen Langvokale gegenüber, 75. Ausführlich werden noch betrachtet die Hiatsdiphthonge, 77, Hebung, 78, Senkung, 79, vor *r*, wo eine Form mit langem *ä* *ärä* „Erde“ alte brabantische Lautform anzeigt, Umlaut, 80, *det* „das“, 81, altes *ai* zu *ie*, 84, usw. Wenn unter 91 „Leiser Einsatz“ das Flüßchen Emster mit mittelniederländisch *de(e)emster* „dunkel“ erklärt wird, weil 1442 die Form *Demster* dafür geschrieben werde, so stimme ich dem nicht zu. Die Form lautet bei Riedel (Codex diplomaticus Brandenburgensis) *Deinster* und steht in jener Kopie keineswegs allein als schlecht überliefert da. Auch der Konsonantismus hat zu Einzelbetrachtungen angeregt, ferner Wortbeugung, 104, und Satzlehre, 112. Wertvoll ist der Nachtrag niederländischer Siedelwörter, 117, die, möchte ich betonen, auch heute noch vermehrt werden können.

Im III. Hauptteil werden die „mitteldeutschen Sprachzüge“ aufgespürt. Von Süden drängen gegen die Langdiphthonge die Monophthonge an: *Bruder* gegen *Brueder*. „Wenn das märkische Gebiet der Hiatsdiphthonge dem südlichen Lautwandel offengestanden hat“, 127, so möchte ich fragen, warum dann nicht alle hohen Vokale diphthongiert worden sind. Eher ist doch an Zusammenhang mit der Niederelbe über die Altmark zu denken. Zur Datierung verweise ich auf den Namen Einwinkel aus *Nienwinkel* und auf die Formen *Nenhusen* und *Nienhusen* im Landbuch von 1375. Um 1400 ist mit der Durchföhrung zu rechnen. Es sei noch herausgegriffen: Südliche *jen* (mit langem *e*) verdrängen alte *jan* (mit langem *a*), 129, südliche *dorst*, *dorp* „Durst, Dorf“ nördliche *dörst*, *dörp* (mit Umlaut),

130, südliches *bese* (mit langem *e*) nördliches *böse* (mit langem *ö*), südliche *rene*, *henichte* (mit langem *e*) nördliche *reine*, *heininge* „rein, Heininge“, 134. Noch mehr Gegensätze wären zu erwähnen, indessen bedarf besonderer Hervorhebung die „niederdeutsch-mitteldeutsche Grenzzone“, 150, die, reichend von Elbe und Elster bis zur Havel, faßbar in Lauten, Worten und Bildungssilben, sichtbar an den Linienbündeln auf der Karte, kenntlich im Hauptmerkmal, der Lautverschiebung, 152, in allem Ausdruck für den Süd-Nord-Stoß des Südens ist.

Hauptteil IV beschäftigt sich mit Elbostfalen, der Landschaft und ihrer Mundart und mit deren Verhältnis zur Geschichte der märkischen Mundart. Verschiedene Annahmen in den „Sprachresten“ sollen demnach nicht mehr berechtigt sein; ostfälisches Sprachgut, zum märkischen stimmend, sei vielmehr auf direktem Wege von der Nordsee an die Mittelelbe gewandert. Ein 2. Abschnitt befaßt sich mit der „ostfälischen Klammer“, 165. Danach könne der Anteil der deutschen Bevölkerung am Siedelwerk östlich der Elbe nicht beträchtlich gewesen sein. Ich stimme zu; denn Ladeburg kann wegen seiner Flurnamen nur niederländisch besiedelt sein. Wichtig ist, daß Helmolds Zeugnis erneut bestätigt wird; ich meine, es ist der schönste Beitrag, den die Sprachforschung der Geschichtswissenschaft geben konnte. Fragwürdig sind dagegen die Ortsnamenparallelen, die von „abziehenden Familien“ gebildet sein sollen. Zustimmung verdienen lediglich Gutenswegen und nicht genanntes Radensleben; bei Velten, Bornum, selbst bei Schwanebeck ist ebensogut an niederländische Gleichungen zu denken, 166. Ob der Anteil siedelnder „Deutscher“ in dem Reliktstreifen vor Magdeburg durch lange *e* und *o* bewiesen ist, 167, erscheint mir zweifelhaft, es kann auch eine Sprachbewegung vorliegen. Gegen elbostfälische Siedlung spricht, daß die Flurnamen aus diesem Gebiet nicht übertragen sind; ich könnte die Anzahl der aufgeführten Flurnamen durch viele andere vermehren. Die Elbe war eine starke Scheide, ich möchte ergänzen, auch die Ohre gehört dazu. 170 ist die große Bedeutung der Altmark erkannt, 169. Sie hat die langen *e* und *o* (*lef*, *koke* „lieb, Kuchen“) ausgestrahlt, das aus *d* palatalisierte *j* weitergegeben und weist viel gemeinsames Wortgut mit der Mark auf. Ich frage aber, warum das *e*- der Vorsilbe *ge-* des Partizips präteriti in der Mark nur auf Elbostfalen zurückgeführt werden soll? Viel eher und überzeugender ist doch dabei an die Altmark zu denken, wo dieses *e*- auch gegolten hat, bevor es der *-e*-Apokope zum Opfer fiel! Für den hohen Anteil der Altmark spricht die Fülle übertragener Ortsnamen, deren Bedeutung bis heute noch nicht gewürdigt ist. Im 3. Abschnitt „Mitteldeutscher Einbruch“ werden die verschiedenen Staffeln des mitteldeutschen Sprachvorstoßes bestimmt, 171. Daß das „südliche Wortgut“ nur „durch das Harz-Elbe-Tor komme“, scheint mir nicht unbedingt sicher; eine kleine Erweiterung nach Osten über die Stadt Zerbst wäre zu erwägen. Die von mir kartierte *Jatze* „Gasse“ hat östlich der Elbe Rathenow erreicht, westlich nicht einmal die Ohre überschritten.

Im V. Hauptteil „Slawisches in der deutschen Mundart“ werden Aufgabe und Methode erörtert, ein Anteil des Slawischen an der Ausbildung des Vokalismus verneint, aber Schwund oder falschen Vorsatz des anlautenden *h*, 175, wie gewisse Einwirkungen von Zischlauten dem Slawischen zugeschrieben, 176. Erkannt ist ferner Einwirkung des „harten“ *l* im Gebiet der Jeetze, 178, Einwirkung auf die Flexion im Dahmebereich, 179, und Eigenarten in der Wortbildung (Suffix *-ke*), 180; aber das ostmitteldeutsche *f-* statt *pf-* ist in deutschem Ausgleich entstanden, 177.

Im VI. Hauptteil, Landeskunde, werden Frühgeschichte, Geschichte und Boden behandelt, Siedlung der Slawen und Fortdauer des slawischen Volkstums ausführlich erörtert. Der Begriff Kossäte ist indes nicht slawisch, hat direkt mit dem Slawentum nichts zu tun, stammt aber sicher aus Brabant, 185. Niederländische Siedlung ist wenig durch Urkunden bezeugt, 186, wird jedoch durch Gelände- und Flurnamen gesichert. In die Neuen Lande (Barnim, Teltow usw.) sind „in der Mehrzahl die Nachkommen der alten Ansiedler“ gewandert, die die niederländische Sprache dorthin brachten, 187. Auch die Niederlausitz hat daran Anteil, indessen sind bei Dobrilugk auch mitteldeutsche Bauern angesetzt worden, 190. Wichtig ist das Rückgängigwerden der Siedlung im 14. und 15. Jahrhundert für die Erhaltung der alten Sprache, 191, wobei auch Auswirkungen des Dreißigjährigen Krieges beachtet werden müssen. Trotz der Verheerungen im Siedlungsbestand sprechen die „Kräfte im brandenburgischen Menschen“ für die Erhaltung des alten Sprachgutes. Anders ist der Fläming zu beurteilen, 193; denn der „verhältnismäßig geringe gegenwärtige Bestand des niederländischen Sprachgutes“ läßt annehmen, daß mit den Sprachträgern die alte Sprache zugrunde gegangen sei. Hier scheint mir ein Zweifel angebracht: Fläming und Elbtal lagen so lange im Einflußbereich des Mitteldeutschen, daß man mit

starker Verdrängung alten Gutes rechnen kann. In diesem Sinne ist „Stulle“ zu betrachten, 195. Wenn der Verfasser zum Schluß annimmt, daß dieses Wort auch auf dem Fläming als Siedelwort bestanden hat, daß die große märkische Sprachfläche bis zur Elster Gültigkeit hatte, so ist ihm beizupflichten. Wenn übrigens ein slawisches Wort, nämlich Pamme, ein deutsches Stulle verdrängt, so möchte ich noch an „Grenze, Quark und Jauche“ erinnern!

Die „Mundarten“ eine Sprachgeschichte? Es ist eine solche, die nicht allein auf der Geschichte einzelner Wörter und ihrer Verbreitung aufbaut, sondern die auch Lautentwicklungen und gewisse Erscheinungen der Satzlehre behandelt. Auch sie werden nach ihrer Verbreitung betrachtet, so daß alles als ausgezeichnetes Ergebnis der Dialektgeographie anzusehen ist.

Es sei auf einige Punkte aufmerksam gemacht. Die Dissimilation -l zu -r findet sich heute nur noch im Osten. In der westlichen Mark scheinen die -r-Formen ausgeräumt zu sein. Daß sie aber vorhanden waren, bezeugt die Bezeichnung *Klöppler* „gelbe Seerose“ bei Tangermünde. Der Wandel -nd- zu -ng wird mit dem entsprechenden Gebiet in Thüringen zusammengebracht, so daß diese wesentliche Gegebenheit als mitteldeutscher Vorstoß oder Siedlereinfluß erscheint. Dem möchte ich widersprechen. Die *Engelmatten* in Gr. Wusterwitz, wo flämische Siedlung urkundlich bezeugt ist, stehen neben den *Endelmatten* in Paplitz und sind als Flurnamen anzusehen, die ein an der Grenze liegendes Gewann bezeichnen. An der Elbe gibt es in Schartau gar einen *Engelsack* und jenseits der Elbe werden neben berechtigtem Zingel in Mahlpfuhl *Fungel* genannt. Niederländisches *Vondel* erscheint hier als *Fungel*! Die Relikte bezeugen, daß Teile der Niederländer mit dem durchgeführten Wandel ankamen, so daß lediglich zwei verschiedene Ausgleichsgebiete entstanden sind. Zur Wortgeographie wäre zu bemerken, daß das in der Mark nachweisbare *halfachtern* „vespern“ nach dem Beleg *awachten* „vespern“ in Schönhausen an der Elbe und dem Flurnamen *Halpachten* in Wallstawe (Kr. Salzwedel) als viel weiter nach Westen reichend vorausgesetzt werden muß. Damit wird brabantischer Einfluß auch für die Altmark erwiesen. Nur ein Vorkommen in Meßdorf, das mir früher entgangen war, beweist, daß auch die Heininge der Altmark nicht unbekannt gewesen ist. Ein gleiches gilt für die Verbreitung der Mathen, z. B. *Breite Maaten* in Hohen Henningen.

Diese Sprachgeschichte bietet nach dem Vorwort ein „neues Geschichtsbild“. Worin es besteht, wird durch einen Hinweis auf die Arbeiten von Bischoff und einen sprachgeschichtlichen Beitrag von Frings angedeutet. Es handelt sich um die märkische Aussprache des anlautenden g- als j-. Bischoff erklärt diesen Wandel als „alt“ und Elbstfalien eigen; Frings folgt ihm. Wenn dem so war, so müßte in der Tat ein starker Siedlereinfluß aus Ostfalen vorausgesetzt werden. Nun aber hat Bischoff nur den in altem Zusammenhang mit den Nordseegermanen stehenden Übergang von g- zu j- vor hellen Vokalen nachzuweisen vermocht! Vor dunklen Vokalen ist g- erhalten; die als j-Relikte angeführten Beispiele sind samt und sonders als Entlehnungen zu betrachten! Im Gegenteil, für Elbstfalien muß der alte Wechsel j/g bestanden haben — wie heute noch in der West-Börde. Der Zurückführung des Wandels auf die Niederländer würde danach nichts mehr im Wege stehen, wenn nicht die Ortsnamen mit anlautendem g- dieses G- allenthalben aufweisen würden: *Gatow*, *Garz* usw. Teile der Niederländer müssen also auch damals schon ihr Einheits-g- gehabt haben, nur im Südniederland vermochte j- vor hellem Vokal nachgewiesen werden. Ich darf nun auf die Nähe des rheinischen j-Gebietes und auf einige Ortsnamenschreibungen nahe der Sprachgrenze hinweisen. Sie besagen, daß im Brabantischen und östlich einstmals allgemeines j- gesprochen wurde. Von einigen Kernen mit j-Sprache muß sich dies j- über die Mark verbreitet haben. Das aber wurde schon in den „Sprachresten“ gesagt.

Die Mundarten sind ein vorzügliches Buch, und wenn man von der Materie und ihrer Schwierigkeit für den Normalleser absieht, sehr lesbar geschrieben. Der Märker wird das Buch bewillkommen und es einschätzen als etwas, das lange fehlte. Es ist um so höher zu werten, als die „Sprachreste“ nicht mehr zu haben sind.

Daß das Buch im 85. Lebensjahr des Verfassers herauskam, ist ein besonderer Glücksumstand. Man kann dem Verfasser nicht genug danken, daß er uns das Buch schenkte. Niemand, der sich mit der Mark und ihrer Sprachgeschichte beschäftigt, kann daran vorbeigehen. Er muß den Gedankenreichtum, die Stoffbeherrschung, die Fülle der gemeisterten Erscheinungen bewundern und nicht zuletzt die Liebe, die sich darin zur Mark und den Märkern ausspricht.

Freilich, der Sohn der Neumark, geboren am 3. 3. 1880 zu Loppow bei Landsberg, wurde schon früh mit seiner Heimatmundart vertraut. In seinem Studium befestigte er sein Forschungsbild. Nach der Zeit als Studienrat in Berlin-Steglitz wurde Hermann Teuchert an die Universität Rostock als Professor mit Lehrauftrag für deutsche Sprache und Literatur berufen, nun emeritiert. Neben seinem Wirken als Lehrer stand der Forscher, stand der Herausgeber und Publizist. Es ist nicht möglich, auf alle seine Arbeiten hinzuweisen. Fast schien es, als seien „Die Sprachreste der niederländischen Siedlungen des 12. Jahrhunderts“, Neumünster 1944, die Krönung seines Lebens. Ihnen schon dankt die Mark die Erkenntnis von dem hervorragenden Anteil der Niederländer am Siedlungsausbau im Mittelalter. Aber eine neue Krönung stellen die hier besprochenen „Mundarten“ dar. Der Nationalpreis und zwei große Universitätspreise, Brüder-Grimm-Preis; Marburg, Joost-van-den-Vonde-Preis; Münster, erkennen das Werk des Forschers an, die Deutsche Akademie der Wissenschaften hat ihn 1955 zum korrespondierenden Mitglied gewählt.

Möge der Verfasser noch Zeit und Kraft finden, der Landschaft eine neue Arbeit zu schenken. Das wünschen die Mark und die Märker.

Max Bathe

Albert Hansen: Holzland-Ostfälisches Wörterbuch

besonders der Mundarten von Eilsleben und Klein Wanzleben. Aus dem Nachlaß bearb. u. hrsgg. von Helmut Schönfeld. Kreisheimatmuseum des Kr. Wanzleben. Ummendorf 1964 (= Die Magdeburger Börde, Veröff. zur Gesch. von Natur und Gesellschaft 4). XVI, 213 S. 1 Karte.

Im Februar 1963 verstarb in Eilsleben der Tierarzt Dr. med. vet. Albert Hansen im 71. Lebensjahr. Jahrzehntlang hatte H. die anstrengende Berufsarbeit mit seinem Wirken für die Heimat verbunden. In der Burg Ummendorf bei Eilsleben hatte er 1924 aus eigenem Antrieb das „Ostfälische Heimatmuseum“ eingerichtet und dort eine einzigartige Kulturstätte geschaffen. Dem von ihm 1922 begründeten „Heimatverein im Alten Holzkreise“ hatte er 1934 eine niederdeutsche Spielbühne angegliedert und in vielen Aufsätzen über sprachliche und volkskundliche Funde berichtet. Auch die Siedlungskunde und Flurnamenforschung verdankt ihm wertvolle Anregungen.

Geboren 1892 in Klein Wanzleben als Sohn eines Bauern und Schmiedemeisters, begann er schon als Schüler mundartliche Wörter seiner Heimat aufzuschreiben. Seit 1920 als Landtierarzt in Eilsleben tätig, setzte er dort die Sammlung volkssprachlicher Bezeichnungen aus allen Bereichen seiner Umgebung fort und befragte selbst bei seinen tierärztlichen Handlungen die anwesenden Bauern nach mundartlichen Ausdrücken. Leider war es ihm nicht mehr vergönnt, die Drucklegung seiner umfangreichen Wortsammlung zu erleben.

Sein Wörterbuch erfaßt hauptsächlich die ostfälischen Mundarten der Landschaft westlich der Magdeburger Börde bis an die braunschweigische Grenze und schließt damit eine Lücke zwischen den Wortsammlungen der Altmark (Danneil) und des Harzes (Block, Sprenger, Damköhler). Mit dem Namen Holzland nimmt H. eine Bezeichnung wieder auf, die sich 1406 in der Magdeburger Schöppendchronik findet. Ein Überblick über die Geschichte der Sammlung, die Unterschiede im Lautstand im Osten und Westen des Gebietes, über Formenlehre und Wortbildung leiten die Sammlung ein. Weitere Kapitel behandeln Wörter slawischer Herkunft, Nachbarreime und volkstümliche Neckereien. In über 300 Sprichwörtern und Redensarten zeigen sich Witz, Humor und Lebenserfahrung der Mundartsprecher. Auszüge aus Urkunden seit 1343, Haus- und Glockeninschriften, Hochzeitgedichte aus dem 18. Jhd. sowie kleine Erzählungen und Dichtungen aus neuerer Zeit beenden diesen umfangreichen einleitenden Teil.

Der Hauptteil des Werkes (163 S.) enthält das eigentliche Wörterbuch, das die Mundartwörter in alphabetischer Folge anführt. Auf die Lautform folgen Bedeutungsangaben und Beispielsätze. Bei verschiedenen Lautungen oder seltenem Vorkommen eines Wortes ist der Ort genannt, aus dem Wort oder Satz stammen. Die genannten Orte lassen sich auf der vom Herausgeber beigelegten Karte am Schluß des Buches leicht finden.

Aus dem Wortschatz erhalten wir einen guten Einblick in die gesamte bäuerliche Arbeits- und Lebenswelt. Wir finden Bezeichnungen für Arbeitsgeräte und ihre einzelnen Teile oder für Gerichte, verschiedene Brot- und Wurstsorten sowie für Einzelheiten der bäuer-

lichen Tracht. Viele Wörter weisen auf Volksglauben und Brauchtum hin und erinnern oft an andere brandenburgische Ausdrücke. Der auch bei uns bekannte *Arflbär* „Erbsbär“ kommt hier vor oder der als *Füerdrake* „Feuerdrache“ bezeichnete Hausgeist. Kinderspiele, Tier- und Pflanzennamen, Wetterregeln, Bezeichnungen tierischer und menschlicher Krankheiten enthält das Wörterbuch, in das H. auch mundartliche Formen von Orts-, Flur- und Personennamen aufgenommen hat. Viele nur selten gebrauchte oder veraltete Wörter und Gegenstände hat H. aufgespürt und auch die ältere Literatur durchforscht und eingearbeitet.

Aus Liebe zu seiner Heimat und zur niederdeutschen Sprache hat hier ein Nichtfachmann ein Mundartwörterbuch geschaffen, das sich würdig den Wörterbüchern anderer Landschaften anreicht. Dank gebührt auch dem sachkundigen Herausgeber, der das Manuskript auf Wunsch der Witwe kritisch bearbeitet und auf den Stand der heutigen Lexikographie gebracht hat.

Heinz Gebhardt

Robert Holsten: Die pommersche Flurnamensammlung.

(= Veröff. der Hist. Komm. f. Pommern V, 6.) Köln, Graz: Böhlau 1963. XXIV, 231 S. 20,— DM.

Robert Holsten widmete dieses Buch 1941 allen seinen Helfern und Freunden in der Provinz Pommern; nun erst kann es die Historische Kommission für Pommern in einem fotomechanischen Nachdruck erscheinen lassen. Es vereinigt Holstens wichtigste Untersuchungen zu einer pommerschen Flurnamenkunde und gibt damit eine Übersicht über den Stand der deutschen Flurnamenforschung für Pommern bis zum Kriege. Aus drucktechnischen Gründen mußten leider Ergänzungen außer kurzen Nachträgen auf S. 231 unterbleiben, neuere Untersuchungen, besonders die zahlreichen polnischen Arbeiten der Nachkriegsjahre, blieben unberücksichtigt. Holstens Material, die pommersche Flurnamensammlung, ist durch polnische Wissenschaftler beim Katedra Języków Germańskich der Universität Posen erhalten, die Register im Muzeum Pomorza Zachodniego in Stettin. Holstens Arbeiten waren früh weit über Pommern hinaus bekannt, vgl. die Würdigung durch Max Vasmer in der Zeitschrift f. slaw. Phil. VI. Hier breitet der Verfasser die Ergebnisse jahrzehntelanger Forschung auf engem Raum aus. Eine alphabetische Flurnamenliste und eine Übersichtskarte erleichtern die Benutzung, das Inhaltsverzeichnis hätte nach III c 3 angeben sollen, daß S. 155—161 Gewässer- und geographische Namen behandelt werden. Besonders aufschlußreich sind die Kartenskizzen über die Verbreitung von Upstall, Venn, Siep, Hülle(r) „verlandende Moorstelle“, Padde/Pogge, Wees/Wisch, Fließ, Wätering, Waldnamen, Wacholdernamen, Zionsberg, Hakeisen/Pflugschar; auf vier Karten sind die aus dem Pommerschen Urkundenbuch gesammelten Flurnamen (vgl. S. 78—97) zu den Jahren 1250, 1275, 1300 und 1330 eingetragen. Deutlich zeichnet sich die Wanderung von West nach Ost ab, östlich der Oder besonders entlang der Küste und Flußläufe; ebenso zeigt eine Tabelle auf S. 109 die raschere Verbreitung deutscher Flurnamen westlich der Oder. Außer in den Kreisen Greifenberg, Pyritz und Saatzig sind deutsche Flurnamen in Pommern östlich der Oder erst nach 1250 nachweisbar. Die Karten erscheinen im Maßstab 1 : 2 000 000 oder 1 : 3 000 000, einige sind schon in früheren Arbeiten veröffentlicht worden.

Schon dieser Ausschnitt zeigt, wieviel wertvolles Material zur Namenkunde, Volkskunde und Siedlungsgeschichte in diesem Band steckt. Den Herausgebern danken wir für Holstens Bild und für ein Verzeichnis seiner Schriften mit Namen und Sachregister.

Lore Baumert

Hermann Bollnow: Studien zur Geschichte der pommerschen Burgen und Städte im 12. und 13. Jahrhundert.

(= Veröff. d. Hist. Kommission f. Pommern V, 7.) Köln, Graz: Böhlau 1964. XIII, 261 S., 7 Karten. 24,— DM.

Im ersten Vorwort schildert der Hrsg., Hans Jürgen Eggers, den Werdegang dieses Buches. Er ist gekennzeichnet durch die schwierigen Jahre während des Krieges und danach, die die Ursache für das verspätete Erscheinen sind; denn mit der hier anzuzeigenden Arbeit

hatte B. bereits 1942 an der Universität Greifswald habilitiert. Ein Druck war damals unmöglich. Doch überstanden einige Schreibmaschinen-Exemplare den Krieg und kamen durch glückliche Umstände wieder in die Hand des Verfassers. Gewohnt, stets ganze Arbeit zu leisten, zögerte er, das Manuskript zum Druck zu geben, weil er die Absicht hatte, die zum Thema in den letzten 20 Jahren erschienene Literatur, insbesondere die umfangreiche polnische, durchzuarbeiten und sein Werk auf den neuesten Stand zu bringen, wozu es jedoch wegen anderweitiger Berufspflichten in den Nachkriegsjahren nicht mehr kam. Allen Plänen wurde ein Ende gesetzt, als er 1962 nach langer, schwerer Krankheit starb.

Hermann Bollnow hatte bereits grundlegende Arbeiten zum Burgen- und Städtewesen Pommerns veröffentlicht, als er an das vorliegende Werk ging. Die vielschichtige Arbeit, mit zahlreichen und aufschlußreichen Anmerkungen bis in die Einzelheiten führend, stützt sich in weitem Umfang auf die darstellenden Quellen und Urkunden des 12./13. Jahrhunderts, die er mit der ihm eigenen Genauigkeit und Sorgfalt auswertete. Erst dann wurden zur Ergänzung die Ergebnisse der Vorgeschichtsforschung herangezogen, die damals namentlich für Wollin schon in beachtlichem Umfang zur Verfügung standen. Pommern war von Anfang an von seinen Nachbarn bedroht. Von Süden bedrängten es die stammverwandten Polen. Als „Land am Meer“ spürte es den Druck Dänemarks, das, nach der südlichen Ostseeküste trachtend, über das Wasser anrückte. Von Westen kamen die Angriffe König Lothars III., ferner der Markgrafen von Brandenburg und bald auch Heinrichs des Löwen.

Die großen Handelsplätze und Burgen der damaligen Zeit zeichneten sich durch eine charakteristische Schutzlage aus. Meist entfernt von der See in Binnengewässern angelegt, waren sie durch einen Angriff vom Meer schwer zu fassen. Die Pommersche Bucht, mit dem Haff tief ins Festland einschneidend, bot ihrer Natur nach die Voraussetzungen für das Entstehen solcher Plätze.

Bollnow arbeitet die Anfänge einiger der frühesten pommerschen Städte heraus, nämlich Wollin, Kolberg, Kammin und Usedom, und zwar in der Reihenfolge, wie sie in den Quellen auftauchen. Sie liegen mit Ausnahme von Kolberg alle am Haff. Aber auch das slawische Kolberg hatte seinen Platz nicht unmittelbar am Meer, sondern flußaufwärts an der Persante, also ebenfalls in gewisser Schutzlage.

Wollin, die Stadt der slawischen „Ubaba“ Ibrahim ibn Jaqubs, das „Jumne“ Adams von Bremen, die „Jomsburg“ der nordischen Quellen, das „Vineta“ Helmolds, das „Julin“ Ottos von Bamberg, nahe der Südostspitze der gleichnamigen Insel auf dem Dievenowabhang im Schutz einer mächtigen Burganlage gelegen, war der bedeutendste slawische Handelsplatz des 10. bis 12. Jahrhunderts. Der Siedlungsbeginn dürfte in der ersten Hälfte des 10. Jahrhunderts liegen, wobei nach dem Befund der Ausgrabungen mit einem starken Anteil wikingerischer Bevölkerung zur rechnen ist. Aber von einer reinen Wikingerkolonie ist in den älteren Quellen nicht die Rede. Hier entstand ein Fernhandelsplatz mit weitverzweigten Verbindungen, der als „Freistadt“ unabhängig vom Landesherrn zu denken ist, getragen von einer Fernhändlerschicht mit den „Ältesten“ an der Spitze der autonomen Verwaltung. Schon frühzeitig dem dänischen Druck ausgesetzt (bereits 1043 von König Magnus belagert), hatte es sich weiterhin zahlreicher dänischer Angriffe zu erwehren. Innerhalb eines Zeitraumes von 14 Jahren (1170–1184) ist mit mindestens drei, vielleicht sogar vier Zerstörungen zu rechnen. Aber nicht diese allein sind der Grund für den sich jetzt vollziehenden Abstieg Wollins, sondern auch die Verlagerung des Handels und der politischen Mächte sind in Rechnung zu stellen. Infolge des Vordringens Pommerns über die Oder hinaus in das Liutizengebiet hatten ihm Plätze wie Stettin, Demmin und Wolgast den Rang abgelassen. Der letzte Glanz war noch spürbar gewesen 1124 und 1128 bei den Reisen Ottos von Bamberg und im Zusammenhang mit dem dort 1140 errichteten pommerschen Bistum. Erst als in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts das Deutschtum auf das rechte Oderufer hinübergriff, entstand die deutsche Stadt Wollin, 1277 erstmalig als oppidum genannt, jedoch ein Schatten nur der einstigen Größe und Bedeutung. Gleichzeitig entstand nach Ausweis der Oberflächensuche die „Wendische Wiek“ als vorstädtische Siedlung, vergleichbar unseren brandenburgischen Kietzen, für die B. Krüger jüngst auf Grund archäologischer Untersuchungen die Entstehung zeitlich parallel zur deutschen Stadt setzte.

Zahlreiche slawisch-wikingerische Funde deuten auf ein Aufblühen der Umgebung von Kolberg wohl um 900 unter starkem nordischen Einfluß. Seine Geschichte in der Slawenzeit spielte sich auf dem Gelände des späteren Gutsdorfes „Altstadt“ ab, etwa

2,5 km vom Meer entfernt auf dem rechten Ufer der Persante; hier lagen Burgwall und Siedlung. Zuerst wird Kolberg genannt zum Jahre 1000 im Zusammenhang mit der Stiftung des polnischen Erzbistums Gnesen durch Kaiser Otto III., zu dessen Suffraganbistümern auch das gleichzeitig gegründete, bald wieder eingegangene Bistum Kolberg gehörte. Kolbergs wirtschaftlicher Wert lag in dem dortigen Vorkommen des begehrten Salzes. Es dürfte damals mit seiner günstigen Hafennlage Mittelpunkt eines wohl gerade entstehenden „pomoranischen“ Herzogtums gewesen sein. Etwa 100 Jahre später wird von den Feldzügen Boleslaws III. von Polen gegen Kolberg (1105–1108) berichtet mit mehrmaliger Unterwerfung der Pommern unter die polnische Oberhoheit, auch von dem „Reichtum vom Meere“, den die Polen bei der Plünderung erbeuteten. Als Bischof Otto von Bamberg auf seiner ersten Missionsreise (1125) dorthin kam, war Kolberg nicht mehr wie in der Zeit vom Ende des 10. bis zum Anfang des 12. Jahrhunderts eine Seestadt mit Fernhandel, sondern gleich Wollin bereits herabgesunken, seitdem im westpommerschen Staat das Stettiner Haff mit seinen Zuflüssen und Mündungsarmen dessen eigentliches Zentrum bildete. Der erneute Aufstieg setzte erst ein, als etwa 2 km flußabwärts bei der Mündung der Persante ins Meer und näher den Salzquellen Mitte 13. Jh. die deutsche Stadt Kolberg entstand. Dabei ergeben sich überraschende Parallelen der siedlungsgeschichtlichen, politischen und kirchlichen Verhältnisse zur Altstadt Brandenburg, die einer näheren Betrachtung Wert wären.

K a m m i n, in ausgezeichnete Schutzlage nördlich von Wollin am östlichen Oderafluß Dievenow angelegt, kam zur Bedeutung im Anfang des 12. Jahrhunderts, als der pommersche Machtbereich nach Westen bis in den Peeneraum vorgetrieben war. Mit seiner großen Burg als Sitz und Hof des Herzogs erscheint es geradezu als die Hauptstadt des pommerschen Herzogtums, als Otto von Bamberg 1124 hier eintrifft und es zum zentralen Ausgangspunkt seiner Missionstätigkeit macht. Hier war damals ein Schwerpunkt politischen Geschehens, hier herrschte landesherrliche Autorität, während das Wort des Herzogs im benachbarten Wollin nicht viel galt. In den Dänenkriegen erwies es sich als besonders feste Burg, deren Bewältigung durch Knut VI. erst 1185 gelang und die Unterwerfung des Pommernherzogs Bogislaw I. unter die dänische Oberhoheit zur Folge hatte. Da Kamin als „größerer und geschützterer Platz“ galt, wurde das in Wollin gegründete Bistum Pommern nach hier verlegt und 1188 als Bischofsitz vom Papst bestätigt. Die Burg wurde 1244 zuletzt genannt. In den folgenden Jahren ist mit einer Verödung des slawischen Ortes und Abstieg zu einer Siedlung mehr dörflichen Charakters zu rechnen. Erst in den siebziger und achtziger Jahren drang das Deutschtum in das Land Kammin in stärkerem Umfang ein: 1274 erhielt die neben dem slawischen Siedlungskomplex entstandene deutsche Stadt das lübische Recht.

U s e d o m, günstig gelegen auf der engsten Stelle zwischen dem Usedomer See und der Peene, war im 12. Jahrhundert neben Kammin einer der bevorzugten Herzogsplätze. Hier wurde 1128 während der zweiten Missionsreise Ottos von Bamberg auf einem Landtag von den Großen des Landes im Beisein des Herzogs Wratisslaw die Annahme des Christentums beschlossen. In den Dänenkriegen am Ende des Jahrhunderts wurde Usedom wiederholt verheert, konnte aber etwa als Sperrplatz keineswegs die Durchfahrt der Dänen hindern. Um 1150 wurde im suburbium das Prämonstratenserklöster Grobe gegründet, später wegen der Nähe des Marktes und anderer Unzuträglichkeiten auf den Marienberg verlegt. Seit der Jahrhundertmitte entwickelte sich neben der slawischen Siedlung die deutsche Gemeinde, die 1298 lübisches Stadtrecht erhielt.

Hervorgehoben seien B.s abschließende Worte, es habe „also auch in Usedom — wie bei den anderen Herzogsbürgen und -schlössern — keine „Kontinuität“ von der Slawenzeit bis ins späte Mittelalter gegeben“ (255), da sich die gleiche Problemstellung auch für den märkischen Raum beim Übergang von der slawischen Herrschaft zur deutschen Besiedlung ergibt.

Der Historischen Kommission für Pommern ist Dank dafür zu sagen, daß sie durch diese Veröffentlichung Bollnows Arbeit der Fachwelt zugänglich gemacht hat. Störend wirken leider vielfache Druckfehler, sinnentstellende Artikelverwechslungen, fehlende Anmerkungen u. a. m. So muß es z. B. heißen S. 21: „politische“ statt „polnische“ Organisation, S. 63: „Parchim-Richenberg“ statt „Eichenberg“, S. 134: Bischof Otto von „Bamberg“ statt von „Hamburg“, S. 163: „Gollen“ statt „Sollen“. Außerdem wird man beachten müssen, daß die Arbeit 1942 abgeschlossen wurde, also den Stand der Forschung vor reichlich 20 Jahren darstellt, in Problemstellung und Quellenanalyse aber dennoch Aktualität besitzt.

In diesem Zusammenhang sei noch auf eine weitere Arbeit Bollnows „Der Kampf um Vorpommern im 12. und 13. Jahrhundert von Lothar von Sachsen bis zum Ende der Staufer“ hingewiesen, die er 1960 in den Baltischen Studien NF 47, S. 47—64 veröffentlichte. Sie ist die Wiedergabe des Manuskripts eines 1941 gehaltenen Vortrages, basiert also auf dem damaligen Forschungsstand und erwuchs in Verbindung mit den Arbeiten für die oben angezeigte Habilitationsschrift. Räumlich schließt sie an das Odermündungsgebiet an und stellt die Lokalgeschichte in den Zusammenhang mit der Reichspolitik. Für die brandenburgische Landesgeschichte sind die Abschnitte beachtenswert, welche die Auseinandersetzungen der beteiligten Mächte mit den Askaniern betreffen, die schon in den Tagen Albrechts des Bären in das Peenegebiet vorstießen und seitdem in ihrem Streben zur Ostseeküste um die Lehnshoheit über Pommern kämpften.

Harry Methling

Heinrich Grimm: Deutsche Buchdruckersignete des 16. Jahrhunderts.

Geschichte, Sinngehalt und Gestaltung kleiner Kulturdokumente. Wiesbaden: Pressler 1965. 365 S., 144 Signetbilder. 148,— DM.

Der hervorragende Kenner des frühen deutschen Buchdrucks legt uns als Ergebnis jahrzehntelanger Studien ein Werk vor, dessen Gehalt uns Hochachtung einflößt. Wer sich mit der Geistes- und Kulturgeschichte des 16. Jahrhunderts, dieses auf allen Lebensgebieten umwälzenden Zeitalters, befaßt, wird an seinen Buchschöpfungen nicht vorübergehen können; denn in kaum einer anderen Epoche hat das gedruckte Buch eine so maßgebliche Rolle gespielt. Ist das sechzehnte doch das Jahrhundert, das sich erstmals im gedruckten Buch zu dokumentieren vermag. Zudem nimmt der frühe Drucker naturgemäß eine völlig andere soziale Stellung ein. Er, der Vermittler von Wissen und Bildung, ist den gelehrten Kreisen nahegerückt. In den Universitätsstädten ist er akademischer Bürger. Er ist immatrikuliert und genießt den Schutz der Universität. Zum anderen ist er, der Qualität seiner Tätigkeit nach, unter die Künstler zu zählen. Und so wird das 16. Jahrhundert auch die entscheidende Epoche in der Kulturgeschichte des Buches. Erst nach 1560 etwa beginnen Stand wie Qualität sehr merklich abzusinken. Die späteren Generationen entstammen nicht mehr den akademischen Bildungskreisen. Das Buch wird langsam vom Kunstwerk zum handwerklichen Erzeugnis.

Eine bedeutende Rolle spielt der bildliche Schmuck des Buches um diese frühe Zeit. Künstlerische Titelgestaltung, Kopf- und Randleisten, Initialen und Vignetten zeichnen es aus, denn die Holzschneidekunst hatte eine beachtliche Höhe erreicht. So berühmte Meister wie Hans Holbein d. J., Hans Baldung Grien, Jost Amman — um hier nur einige zu nennen — sind unter den Zeichnern und Formschneidern. Doch noch vor dem Titelblatt, das 1477 in Venedig zuerst festgestellt ist, ist schon das Druckerzeichen (Signet, Insignia, Symbolum) da. Es findet sich zunächst auf der Schlußseite („Finis coronat opus“) und hat erst später auf dem Titelblatt oder dessen Rückseite seinen augenfälligeren Platz. Trotz seines rechtlichen Charakters hat das Druckersignet nichts mit den Waren- (Gemerken) oder späteren Verlegerzeichen gemein. Als Urheberzeichen weist es auch nicht die Offizin, sondern die Person des Druckers aus und ist ähnlich wie das Wasserzeichen das „signum testimonii et auctoritatis“. Seine Führung ist nur innerhalb der eigenen Familie vererblich. Der signetführende Drucker verfügte nach Belieben über den Eindruck seines Signets, das vor allem im wissenschaftlichen Buch seinen Platz gefunden hat. Im übrigen ist bemerkenswert, daß nur 54 selbständige Drucker von insgesamt 160 bis 170 Offizinen eigene Druckerzeichen führten und daß nur etwa 75 wirkliche Signete als Urheberzeichen überliefert sind.

Wenn das Druckerzeichen auch immer „den Weg der großen Kunst“ gegangen ist, so gehört es zunächst doch nicht zum eigentlichen Buchschmuck, sondern es nimmt unabhängig von ihm eine Eigenstellung ein. Sinngehalt und künstlerische Form sind von Renaissance und Humanismus geprägt. Hier erweist es sich, daß gerade auch die kleinen und unbedeutend erscheinenden Dinge beredter Ausdruck einer Epoche werden können. Diese „Andacht zum Unbedeutenden“ (Jakob Grimm) hat auch unseren Verfasser gepackt, wenn er nun, in acht Sachgruppen geordnet, eine Fülle solcher Zeugnisse vor uns ausbreitet. Es würde zu weit führen, an dieser Stelle auf die breit hingelagerten Einzelheiten einzugehen. Die wirtschaftlich und politisch mächtigen süddeutschen Städte haben ihren signetführenden Druckern weitgehende Förderung zuteil werden lassen, die sich

in ihren Leistungen auswirkt. An der Spitze liegen Augsburg, Basel, Straßburg, Nürnberg, Frankfurt a. M. Im Westen führt Köln, in Mitteldeutschland sind es vor anderen Leipzig und Wittenberg, im Norden allein Rostock, im brandenburgischen Raum, der hier unser besonderes Anliegen ist, Frankfurt a. d. Oder.

Die Oderstadt Frankfurt hat ihre „Signetblüte“ ihren Universitätsbuchdruckern zu verdanken. Aber schon 1504, also noch vor der Eröffnung der Viadrina, haben wir in Johannes Lindholz' „Expositio... tractatum... Petri Hispani“ den in einen Schild gesetzten, nach links (nicht nach rechts!) schreitenden Frankfurter Wappenhahn als Signet der beiden erstbekannten Frankfurter Drucker zu werten. Von 1507 ab führt Konrad Baumgarten, der zuerst in Breslau druckte, sein schönes „redendes“ Wappensignet. Ambrosius Lacher hat in seinen „Tabule resolute“ die Madonna, die Schutzheilige der Viadrina, auf der Mondsichel stehend, in sein Signet aufgenommen, während wir in den Sermones des Horaz und in seinen Epistolae das Zeichen der Lamperter und Murrer finden. Von den fünfzehn für Frankfurt (Oder) nachgewiesenen Druckerzeichen gehören jedoch allein sieben der bedeutenden Drucker- und Verlegerpersönlichkeit des Johann Eichorn an, der 1549 zu drucken beginnt. Sein „redendes“ Eichorn-Signet — in verschiedener Gestaltung und Qualität überliefert — entzückt den Beschauer immer von neuem. Das Eichhörnchen hockt auch auf den Thronstufen des großen Felicitas-Signets und knackt seine Nüsse zu Füßen der hoheitsvollen Göttin, der ganzen Komposition harmonisch eingefügt und ihr einen heiteren Schimmer verleihend. Während Nicolaus Wolrab — unter deutlichem Einfluß der italienischen Renaissance — die Fortuna für sein Signet erkoren hatte, hatte Johann Eichorn die Göttin der Glückseligkeit in sein Signet erhoben.

Leider kann auch hier nicht weiter auf Einzelheiten eingegangen werden. Für jedes Signetbild wird eine Beschreibung gegeben. Ihr folgen die Angabe des Druckers, des Zeichners und des Werkes sowie der Literatur, die es behandelt. Eingefügt ist eine Übersicht über die ersten Buch- und Signetdrucke der Inkunabelzeit.

Wer dem Zauber des frühen Buches verfallen ist, wird dem hochverdienten Verfasser auf seinen manchmal verschlungenen Wegen gerne folgen und sich mit Lust und Ehrfurcht zugleich in diesem reizvollen Blütengarten der „so nöthigen als nützlichen Buchdrucker-kunst“ ergehen.

Elfriede Schirmacher

Deutsche Universitäten und Hochschulen im Osten.

Wissenschaftl. Abh. der Arbeitsgemeinschaft f. Forschung des Landes Nordrhein-Westfalen, Bd. 30. Köln u. Opladen: Westdeutscher Verlag 1964. 127 S., 16 Abb. Ln. 17,— DM.

Fünf Vorträge, veranstaltet von der Senatskommission für das Studium des Deutschtums im Osten an der Rheinischen Friedrich-Wilhelm-Universität zu Bonn, werden hier im Druck vorgelegt. Im Vorwort wird vom Vorsitzenden der Kommission, Prof. Dr. Hermann Conrad, hingewiesen auf die zu allen Zeiten bestehende Wechselwirkung der wissenschaftlichen Lehr- und Forschungsstätten untereinander und die starke Ausstrahlung auf das allgemeine europäische Geistesleben. Jede dieser Stätten ist dabei „nach ihren Gründungsabsichten, Ausbildungszielen und nach der Gebundenheit an die sie tragenden Städte und Landschaften durchaus verschieden“. Über die Leistungen von fünf der bedeutendsten deutschen Hochschulen im Osten wird im vorliegenden Bande berichtet, und zwar behandeln noch aus eigener Anschauung der Örtlichkeiten und persönlicher Verbundenheit die Professoren W. Hubatsch „Die Albertus-Universität zu Königsberg i. Pr. in der deutschen Geistesgeschichte 1544—1944“ — B. Stasiewski „Die geistesgeschichtliche Stellung der Katholischen Akademie Braunsberg 1568—1945“ — R. Wittram „Die Universität Dorpat im 19. Jahrhundert“ — L. Petry „Geistesleben des Ostens im Spiegel der Breslauer Universitätsgeschichte“ und E. Keyser „Die Technische Hochschule Danzig, Aufgabe und Leistung (1904—1945)“.

Unter Einbeziehung der vielfach verwickelten Vorgeschichte der Hochschulen, die z. T. ihre Vorläufer in Gymnasien und Jesuitenkollegien (Braunsberg und Breslau) hatten, werden Aufbau und Ausweitung der Arbeitsgebiete in den einzelnen Fakultäten geschildert unter Würdigung der daran hervorragend beteiligten Persönlichkeiten: Fürsten, Staatsbeamte und Wissenschaftler. Auch wer dem Universitätsleben, zumal dem vergangenen, ferner steht, wird vielen vertrauten Namen in weniger beachteten Zusammenhängen begegnen. Mit Ausnahme von Dorpat lagen die genannten Hohen Schulen Ost-Mitteleuropas auf dem Territorium des ehemaligen brandenburg-preußischen Staates. Die

Universität Königsberg wurde unter tatkräftiger persönlicher Anteilnahme des Hohenzollern Albrecht von Brandenburg-Ansbach, letztem Hochmeister des Deutschen Ordens und erstem Herzog von Preußen, 1544 gegründet. Das Universitätssiegel mit seinem Bilde, dem Adler im Wappenschild und der Jahreszahl 1544 zierte den Schutzumschlag des vorliegenden Buches zusammen mit der Ansicht des 1844—1862 errichteten neuen Hauptgebäudes; dessen Architekt war der Königl. Hofbaurat in Berlin Friedrich August Stüler. Es dürfte auch interessieren, daß Melandihon das Universitätsstatut für Königsberg ausgearbeitet hat und sein Schwiegersohn Sabinus dort der erste Rektor wurde. Georg Schuler gen. Sabinus war seit 1538 Professor für Poesie und Beredsamkeit, auch Rektor an der brandenburgischen Landesuniversität Frankfurt a. d. O. und kehrte 1555 als Professor und Kurfürstl. Rat Joachims II. dorthin zurück; daneben wurde er vom Kurfürsten mit diplomatischen Missionen in Polen und Italien betraut.

Beispiele solcher Beziehungen auch auf anderen Gebieten lassen sich beliebig vermehren. Die dem Druck beigegebenen Anmerkungen enthalten mannigfache Literaturangaben, denn selbstverständlich können im Rahmen eines gerafften Vortrages die Entwicklungstendenzen der behandelten Hochschulen nur im Großen sichtbar gemacht und hierfür einige bezeichnende Fakten und Persönlichkeiten hervorgehoben werden. Ergänzend zu erwähnen sei d. Rez. jedoch gestattet, daß der durch sein Handbuch der deutschen Kunstdenkmäler rühmlich bekannte Georg Dehio, in Estland geboren, nach dem Studium in Dorpat, Bonn und Göttingen in München für das Fach Geschichte habilitiert, 1883—1892 Professor für Kunstgeschichte in Königsberg wurde und dann einen Ruf nach Straßburg annahm. Während der Jahre seiner Königsberger Lehrtätigkeit bearbeitete er gemeinsam mit dem bayerischen Architekten und späteren Direktor des Germanischen Nationalmuseums, Gustav von Bezold, das grundlegende Werk „Die kirchliche Baukunst des Abendlandes“. Geradezu beispielhaft lassen sich an dieser Aufzählung die im akademischen Leben typischen Querverbindungen, die in zahlreichen Disziplinen weit über Landes- und vielfach auch Sprachgrenzen hinausführen, ablesen. So bemerkt Prof. Wittram, daß die Apotheker Rußlands im 19. Jahrhundert vornehmlich in Dorpat ausgebildet worden sind, und aus der dortigen Medizinischen Fakultät gingen sowohl der Petersburger Chirurg Pirogov wie der Berliner Chirurg Ernst von Bergmann hervor und erwarben jeder großes Ansehen.

Einen unmittelbaren Berührungspunkt mit der märkischen Landesgeschichte hat bekanntlich die Breslauer Universität. Im Zuge der preußischen Universitätsreformen nach der Niederlage in den napoleonischen Kriegen 1806/07 erfolgte gleichzeitig mit Errichtung der Berliner Universität die Verlegung der brandenburgischen Landesuniversität, der Viadrina, von Frankfurt a. d. Oder nach Breslau. Damit wurde die bisherige katholische Rumpfuniversität, die Leopoldina in Breslau, ausgebaut, und es waren zum ersten Mal die theologischen Fakultäten beider Konfessionen in einer Universität vereinigt. Prof. Petry betont, daß auch die beachtliche juristische Tradition Frankfurts — er nennt die Namen Heineccius, Cocceji, Joh. Jac. Moser, Eichorn — in Breslau fortgesetzt worden ist. Eine der Leuchten dieser Fakultät war Otto von Gierke. Von ihm weiß man, daß er später einen ehrenvollen Ruf nach Berlin erhielt. Auch Theodor Mommsen war in Breslau, und zwar als Professor für Römisches Recht, ehe er in Berlin in der Philosophischen Fakultät die Alte Geschichte vertrat.

Der Wechsel von Professoren und Studierenden an den verschiedenen Orten und die mehr oder weniger heftigen Auseinandersetzungen um die Lehrmeinungen in einzelnen Wissenschaftsgebieten haben stets und überall über den engen Hochschulbereich hinausgewirkt. An das Strömen der geistigen Kräfte und die verbindende und vermittelnde Rolle der deutschen Bildungsstätten in Mitteleuropa in der Vergangenheit zu erinnern, haben Herausgeber und Verfasser mit Recht als wichtige Aufgabe für die Historiker erkannt.

Liselott Ziegert-Hackbarth

Wilhelm Salewski: Mitteldeutsche Eisenwerke in alter Zeit.

Holzminen: Galtgarben 1965. 26 S. Begleittext, 57 teils mehrfarbige Abb. 95,— DM.

In einer Reihe von Bildbänden alter Eisenwerke und Eisenhütten legt der Galtgarben-Verlag den II. Band vor „Mitteldeutsche Eisenwerke in alter Zeit“ mit vorzüglicher buch- und drucktechnischer Gestaltung durch die Fried. Krupp Grafische Anstalt, Essen. Salewski gibt darin einen Überblick über die in Sachsen, im Harz, in Thüringen sowie in Brandenburg einschl. Berlin entstandenen, tätig gewesen und noch bestehenden Eisenwerke. Seine

knappe, doch gründliche geschichtliche Darstellung weist auf die Bedeutung des mittel-deutschen Raumes für den technischen Fortschritt der europäischen Eisengewinnung sowie seine Verknüpfung mit den übrigen Teilen Deutschlands hin. Der Vf. beruft sich hierbei u. a. auf das klassische Werk „Geschichte des Eisens“ von Ludwig Beck 1884/1903. Auf 57 Tafeln werden nach Kupferstichen, Aquarellen und Stahlstichen — zum Teil erstmalig aus Privatsammlungen — gute Darstellungen des alten Eisengewerbes in Mitteldeutschland als „Beitrag zur eisengeschichtlichen Bilddokumentation“ veröffentlicht. Uns Märker interessiert aus dieser bedeutsamen Arbeit besonders der Abschnitt „Brandenburg/Berlin“ mit folgenden Abbildungen: Die neue Gießhütte der Kön. Eisengießerei (F. A. Calau, um 1805) — Der Drahtzieher (D. Chodowiecki, um 1770) — Königliche Eisengießerei Schleifmühle (anonymer Aquatintastich, um 1813) — Das Eisenwerk des Grafen Solms zu Baruth in der Mark, erbaut in den Jahren 1757/58 (Oberbergrat C. J. Zincken, um 1820) — Königliche Eisengießerei (anonymer Aquatinta-Umrissstich, um 1813) — Die Königliche Eisengießerei vor den Oranienburger Thore bei Berlin (F. A. Calau, um 1820).

Grundlage der Eisengewinnung in früheren Jahrhunderten in der Mark Brandenburg war der Raseneisenstein. Zahlreich vorhanden, wurde er auch zur Errichtung von Kirchen-, Festungs- und Stadtmauern verwendet, so z. B. für die noch heute vorhandene Stadtmauer von Dahme. Unter Zusatz von Kalk, zerstampften Feuersteinen usw. wurde das Rasenerz mittels der in den umliegenden Wäldungen gemahlten Holzkohle zu Roheisen „geblasen“. In einem „Frischfeuer“ wurde letzteres raffiniert und unter den mit Wasserkraft betriebenen Hämmer „gezaint“. Ortsnamen auf Hammer sind noch mehrfach in der Mark vorhanden.

Die ersten märkischen Eisenhämmer werden ins 12. Jh. datiert, so der bei Droskau um 1200, desgl. die Eisenschmelze Dölzig an der Mietzel aus dem 14. Jh. und der Eisenhammer von Schlepzig lt. Lehnbrief Kaiser Karls IV. von 1374. Es folgt 1438 der Hammer von Zehdenick, 1440 Schepforde, 1521 Kausche und 1556 der Hammer von Michel Schwindel im Kreise Friedeberg. 1561 ist der von Hans Specht in Spree urkundlich erwiesen. Das bekannte Peitzer Hüttenwerk wurde zu Beginn des 16. Jh. erbaut.

Der territoriale Merkantilismus mit seinem wesentlichsten Anliegen, der Förderung der Wirtschaft, begünstigte nach dem 30jährigen Krieg auch das märkische Eisenhüttenwesen. So unterstützte der Große Kurfürst die Eisenwerke in Eberswalde — bereits 1613 erwähnt — und Hegermühle. 1698 erhält der Réfugié Aureillon die Konzession für die Eisenspalterei Eberswalde. Die im 30jährigen Krieg zerstörten Peitzer und Zehdenicker Hütten wurden wieder errichtet und erweitert. 1667 entstand die Eisenhütte Neustadt an der Dosse und exportierte Stückkugeln, Schiffsgeschütze und andere Gußwaren nach Hamburg und Amsterdam. Aus dem 17. Jahrhundert erwähnt der Vf. noch folgende brandenburgische Eisenhütten: Kummersdorf, Tschirndorf, Alt-Glünick, Fürstenau, Lieberose, Krossen, Teuplitz, Döbbernitz (der spätere Pleiskehammer), Rathenow.

Im neuentstandenen Königreich Preußen erlangte die eisenindustrielle Entwicklung große Bedeutung. Neue Hämmer und Hochöfen wurden gegründet: Freienwalde, Crebra (?), Schnellfortel (?), Alt-Schadow an der Spree, Kutzdorf bei Küstrin, Pförten unter Zusammenfassung der Teuplitzer und Neiss-Hammer, Vietz, Zanzhausen, Zanzthal, Gottow, und in der kursächsischen Enklave Baruth. Drahtziehereien entstanden in Hohen-Finow, Sophienhaus und Carlswerk. Friedrich der Große förderte und erweiterte die Anlagen in Neustadt-Eberswalde, wandte sich aber auch gegen den ausbreitenden Etatismus im Eisengewerbe. 1769 wurde die preußische Hütten- und Hammerordnung erlassen, 1777 der sächsische Freiherr Friedrich Anton von Heinitz, ein hervorragender Fachmann — als preußischer Staatsminister für das gesamte Berg- und Hüttenwesen eingesetzt. Dieser und sein Nachfolger Graf von Reden erwirkten 1803 die Gründung der Kgl. Eisengießerei an der Panke in Berlin.

Nach den Befreiungskriegen ging die Roheisenerzeugung in der Mark Brandenburg mehr und mehr zurück. Die Eisengießereien in Berlin hingegen machten Fortschritte. Der Kgl. Eisengießerei folgten die privaten: 1820 F. A. Egells, 1838 J. C. Freund & Comp., 1844 F. Wöhlert. 1847 baute Borsig zur Ergänzung seiner Maschinenbauanstalt ein großes Eisenwerk in Berlin-Moabit. 1862 zählte man 25 Berliner Eisengießereien. Sie bedienten sich zumeist des oberschlesischen und englischen Roheisens, das billiger als das märkische, aus hochprozentigerem Eisenerz mittels der dicht neben seinen Fundstätten anstehenden Steinkohle gewonnen werden konnte. Die heimische Roheisenerzeugung konnte sich nicht mehr halten. Ende des 19. Jh. gab es als Stahlerzeuger nur noch die Kgl. Eisengießereien in Spandau. Erst im 20. Jh. entwickelte sich wieder eine Stahlerzeugung, die sich u. a. das

große Schrottaufkommen im Brandenburg/Berliner Bereich zunutze machte. So entstanden die Stahlwerke Weber in Brandenburg/Havel, die Stahl- und Walzwerke Henningsdorf, das Stahlwerk Spandau, die Stahl- und Walzwerke Berlin-Tegel, — später z. T. in den Mitteldeutschen Stahlwerken zusammengefaßt.

Verfasser und Verlag verdienen für die Herausgabe des Bandes besondere Anerkennung. Der Wirtschaftshistoriker ist auch erfreut, zum Schluß desselben eine Zusammenstellung über Kapazität und Produktion aller Hochofen-, Stahl- und Walzwerke des mitteldeutschen Raums vorzufinden, die einer Geheimdenkschrift des Jahres 1942 entnommen ist. Bei der Aufgabenstellung des Werkes als Beitrag zur Eisengeschichte kann nicht über alle Eisenwerke in Mitteldeutschland aus alter Zeit berichtet werden. So seien für Brandenburg — ohne damit die Bedeutung des Buches einschränken zu wollen — ergänzend folgende Eisenwerke aufgezählt: Marienspring a. d. Kladow, Hammer bei Driesen, Neumühle bei Oranienburg, Scharfenbrück bei Luckenwalde, Hammer bei Költzchen, Mixdorf a. d. Schlaube, Zschillhammer (Kr. Guben), Rädnitz, Paltzig, Matschdorf a. d. Eilang, Ruhlsdorf (1513). Noch vorhandene Eisenwerke aus alter Zeit bzw. deren Gebäude oder Bauteile sind Pleiskehammer, Zanzhausen, Peitz, Vietzer Schmelze.

Gerhard Küchler

Hans Delbrück: Geschichte der Kriegskunst im Rahmen der politischen Geschichte.

Teil 3. Das Mittelalter. Photomechanischer Nachdruck der 2. Auflage. Einleitung von Kurt-Georg Cram. Berlin: Walter de Gruyter 1964. XV, 708 S. Ln. 64,— DM.

Mit diesem Teil 3 von Delbrücks „Geschichte der Kriegskunst“ setzt der Verlag de Gruyter in höchst dankenswerter Weise die Neuausgabe dieses für wehrwissenschaftliche Untersuchungen der Vergangenheit heute unentbehrlichen Standardwerks fort. Im Jahre 1962 war bereits Teil 4 = Neuzeit in der mustergültigen Ausgabe von Oberstudienrat Dr. Otto Haintz erschienen (vgl. meine Besprechung in diesem Jahrbuch 13/1962, S. 154—55). Als Herausgeber des vorliegenden Bandes, Mittelalter, zeichnet Dr. Kurt-Georg Cram, der schon an anderer Stelle als guter Kenner mittelalterlicher Wehrgeschichte (Cram: *Judicium belli*. Zum Rechtscharakter des Krieges im deutschen Mittelalter. Archiv für Kulturgeschichte, Beiheft 5, 1955) hervorgetreten ist. Cram weist u. a. darauf hin, daß seit dem letzten Erscheinen von Delbrücks Band, Mittelalter, 2. Aufl. 1923, eine Reihe wichtiger Neuerscheinungen zu diesem Zeitabschnitt, u. a. besonders aus der Feder des um die Erforschung des ritterlichen Kriegswesens verdienten Konservators am „Heeresgeschichtlichen Museum“ in Wien und späteren Professors in Graz, Wilhelm Erben, vorliegen, die neues, zum Teil von Delbrücks Urteilen abweichendes Licht auf viele strittige Punkte dieser Zeit werfen. Besonders werden von diesen neuen Veröffentlichungen Delbrücks Ansichten über die karolingische Wehrverfassung und über die Kampfesweise der Ritterheere in Zweifel gezogen. Delbrück hat die ritterliche Taktik nur von dem rein militärischen Standpunkt aus gesehen, daß es in diesen Reiterschlachten keine grundlegende Kampfordnung auf dem Gefechtsfelde gegeben hätte, weil der Ritter der ausgesprochene Typ des hochqualifizierten Einzelkämpfers zu Pferde wäre, auf den die durchexerzierte Gefechtsdisziplin etwa einer Kürassierschwadron der Neuzeit in keiner Weise zuträfe. Erben betont demgegenüber aus ganz anderer Sicht den allgemein verbindlichen ethisch-religiösen Charakter des Rittertums, der alle taktischen, geschweige strategischen Überlegungen in Krieg und Fehde ganz weit in den Hintergrund treten läßt und die Schlacht als eine „Rechtshandlung“, ja als ein Gottesurteil ansieht. Delbrück ist im Jahre (1929) des Erscheinens von Erbens: *Kriegsgeschichte des Mittelalters* (HZ, Beiheft 16) gestorben und konnte sich deshalb nicht mehr mit diesen wissenschaftlich gut fundierten Untersuchungen Erbens auseinandersetzen. Cram sucht die tragende Brücke zwischen den Stellungnahmen der beiden bedeutenden Historiker über das Wesen des mittelalterlichen Kriegswesens zu schlagen, wenn er richtig bemerkt, daß „ein Spannungsverhältnis bestanden haben wird zwischen den militärisch-machtpolitischen Erfordernissen und den Erfordernissen . . ., die die Religion und die . . . Ideale formvollendeten Rittertums an die Kriegführenden stellten“. — Delbrücks bekannte These, daß der Übergang der Ritterheere entscheidend nicht durch die nur langsam einsetzende Verbesserung der zu Anfang wenig leistungsfähigen Feuerwaffen, sondern durch die umwälzende Taktik der schweizerischen Spießerkorps und damit durch die Entstehung der Infanterie der Neuzeit erfolgt sei, bleibt dagegen auch weiterhin unbestritten! Vielleicht aber wäre seine damit an anderer Stelle vorgetragene Meinung (Preuß. Jahrbücher 57, 1886),

daß technische Erfindungen nicht entscheidend in die Kriegsgeschichte der Vergangenheit eingegriffen haben, ins Wanken gekommen, wenn er die Wirkung der Atombombe erlebt hätte, die alle in Jahrhunderten erprobten strategischen und taktischen Regeln in Frage zu stellen scheint! — Auch der neue vorliegende Band: Mittelalter aus Delbrücks Geschichte der Kriegskunst kann allen historisch Interessierten sehr empfohlen werden, da in ihm nicht nur militärische, sondern auch mit diesen in unlösbarem Zusammenhange stehende staatsrechtliche, wirtschaftliche und andere Fragen behandelt werden. Delbrück hatte stets — auf strenge Sachkritik gestützt — die enge Verbindung von Politik und Geschichte betont, wobei die Wehrgeschichte ein von der zünftigen Historik oft vernachlässigtes Gebiet war. Die moderne Wehrgeschichte, deren genauerer Begriff sich erst in den letzten Jahrzehnten geprägt hat, zieht heute — über Delbrück weit hinausgehend — fast alle Disziplinen der Wissenschaft in ihre Forschungen ein! Hans Zopf

Gisela Krause: Altpreußische Uniformfertigung als Vorstufe der Bekleidungsindustrie

(= Forschungen u. Urkunden z. Heeresgeschichte, 2). Hamburg: H. G. Schulz 1965. 93 S., 7 Abb. 9,— DM.

Werner Sombart hat in seinem Werk „Der moderne Kapitalismus“ die These aufgestellt, daß seit dem 17./18. Jahrhundert die Uniformen der Heere auf dem Wege der „Militärkonfektion“ hergestellt worden wären. Hiervon angeregt, untersuchte die Verfasserin die Einflüsse der Bekleidungswirtschaft des preußischen Heeres in der vorindustriellen Zeit von 1701 bis 1806. Preußen war damals erste deutsche Militärmacht und auch führend auf dem Gebiet der Uniformierung wie der Militärwirtschaft. Für die Untersuchung des Themas ergibt sich die Hauptfrage, inwieweit altpreußische Uniformfertigung schon damals Kennzeichen für die spätere Bekleidungsindustrie aufweise.

Heer und Uniformierung in Brandenburg/Preußen entwickelten sich im 17./18. Jahrhundert parallel, — beide den Grundzügen der Staats- und Militärverwaltung unterworfen. In der Umformung von der ständischen Provinzial- zur landesherrlichen Zentralregierung — etwa von 1640 bis 1740 — zentralisierte sich die altpreußische Militärbekleidungswirtschaft in der sogenannten General-Kleiderkasse. Aufgrund des Massenbedarfs gleichartiger Kleidung legte sie in Ökonomie-Reglements den knappen, straffen preußischen Uniform-Stil fest, Symbol der von Friedrich Wilhelm I. verfolgten Wirtschaftspolitik. So etwa nach dem Zuschnitt von 1725 des „Schneiders Steudner in Berlin auf dem Werder“. Dadurch ergaben sich auch beträchtliche Einsparungen an Stoffmengen wie Produktionslöhnen, später noch gesteigert durch neuartige Schnittechniken. Aufgrund der zentralen, strikt und minutiös gestellten Weisung schlossen die Regimentskommandeure mit den Kaufleuten und Gewerken Uniform-Lieferverträge ab, deren Erfüllung, d. h. die Anfertigung der Uniformen zu steuern, wiederum Aufgabe der untersten Wirtschaftsverwaltungsstelle, der Kompanie, war. Brandenburg/Preußens Militärbekleidungswesen wurde von anderen deutschen Staaten, so etwa Hessen-Darmstadt und Österreich übernommen.

Die gewerbliche Organisation der Uniformfertigung sah entweder die Lieferung von Monturen direkt von Schneidern oder über Kaufleute vor, später mehrfach den direkten Einsatz von Soldaten für die „Compagnie Arbeit“. Der schon seit dem Mittelalter von den Schneidergewerken gegen die unzüftige Arbeit geführte Kampf — also auch gegen die Kaufleute und Soldaten — dauerte auch während des 17. und 18. Jahrhunderts.

Die technische Fertigung der altpreußischen Uniformen richtete sich nach einem festgelegten Modell und mehreren Normalgrößen. Sie setzte die Entwicklung mathematischer Schnittsysteme voraus und schloß die Einzelfertigung aus. Damit besaß sie die gleichen Kennzeichen wie die moderne Maßkonfektion. So beweist die Verfasserin, daß in produktions-technischer Beziehung das altpreußische Militärbekleidungswesen mit seiner Sparsamkeit ganz entscheidend die Kriterien des späteren Bekleidungsgewerbes aufweist, — somit eine Vorstufe der Konfektion war.

Auf die eigentliche Fertigungstechnik bezogen, wird der Leser den dargelegten Ausführungen zustimmen können. Er dürfte jedoch Hinweise auf die zusätzlich für die Konfektion erforderliche Berücksichtigung der absatzwirtschaftlichen Orientierung vermissen. Die zweifellos in der Militärbekleidungswirtschaft vorhandene industrielle Massenfertigung war von Anfang an nur produktionsorientiert. Ihr fehlte im Gegensatz zur heutigen Kon-

fektion die andere Betätigungsseite des Gewerbes — das absatzwirtschaftliche Denken. Der Markt der altpreußischen Uniformfertigung war von vornherein durch Stückzahl und Type gemäß den Ordres der Militärverwaltung gegeben. Die moderne Konfektion hingegen stößt auf einen unüberschaubaren anonymen Markt vor. Mit neuen Modellen tastet sie die erhoffte Geschmacksrichtung ihrer Abnehmer bzw. der Mode ab und setzt dann erst mit der zumeist auftragsgebundenen Massenfertigung — in Berlin vielfach in der Form des Zwischenmeisterwesens — ein.

Die Suche nach Unterlagen für die Bearbeitung der in dieser Studie angeschnittenen Fragen erwies sich als schwierig, da entsprechende Akten aus brandenburgisch/preußischer Zeit kaum noch vorhanden sind. Zudem wurden die Probleme der Uniformfertigung offensichtlich wissenschaftlich-historisch noch nicht eingehend untersucht. Es ist der Verfasserin umso mehr zu danken, daß sie nach zeitraubenden gründlichen Archiv- und Literaturstudien (vgl. auch die Fülle des Literatur- und Aktennachweises wie der erläuternden Bemerkungen) die gestellten wirtschaftshistorischen Fragen beantworten und damit diese wertvolle Arbeit der Öffentlichkeit vorlegen kann.

Gerhard Küchler

Hans-Dietrich Kahl: Slawen und Deutsche in der brandenburgischen Geschichte des 12. Jahrhunderts.

Die letzten Jahrzehnte des Landes Stodor (= Mitteldeutsche Forschungen 30). Köln-Graz: Böhlau 1964. Zwei Halbbände, Ln., XXVI, 1022 S., 36 Abb., 1 Karte. 120,— DM

Im vergangenen Jahrzehnt sind eine Reihe gewichtiger Arbeiten zur brandenburgischen Geschichte veröffentlicht worden, aus denen speziell für die Frühzeit ein neues Geschichtsbild erwuchs, das nicht ohne Rückwirkungen auf die Reichsgeschichte bleiben dürfte. Einen besonderen Platz darunter kann das hier anzuzeigende Werk beanspruchen, ein Ergebnis jahrelanger mühseliger und umfangreicher Vorarbeiten. Der erste Halbband bietet den darstellenden Text, der zweite Halbband die Abbildungen und vor allem eine Fülle von Anmerkungen. Durch diese Zweiteilung wird die Benutzung des Werkes freilich nicht gerade erleichtert; vorteilhafter wäre es gewesen, wenn man die Anmerkungen unmittelbar unter den Text der betreffenden Seiten gesetzt hätte. Die sprachliche Formulierung der Anmerkungen ist ohnehin so knapp gehalten, daß die Grenze des Verständlichen wiederholt erreicht wird. Zentrales Problem der Untersuchung ist das Zusammentreffen und das Verhältnis zwischen Slawen und Deutschen um die Mitte des 12. Jahrhunderts im engeren Bereich der Brandenburg, als der Grund gelegt wurde für das erfolgreiche Vordringen des Christentums im Havelland, und die Rolle, welche besonders Pribislaw-Heinrich von Brandenburg, Albrecht der Bär und Bischof Wigger von Brandenburg dabei gespielt haben. Neue Schriftzeugnisse vermag K. freilich nicht beizubringen, sondern der Versuch, das Dunkel um die historischen Anfänge unserer Heimat zu klären, stützt sich auf eine sorgfältige Sichtung und Prüfung des gesamten Quellenmaterials sowie der einschlägigen Literatur. Jedes Wort beinahe wird auf seinen Inhalt abgeklopft, in seiner Bedeutung gewürdigt, interpretiert und manchmal in unerwartete Parallelen und Beziehungen gesetzt, die es in neuem Licht erscheinen lassen. Freilich, über mehr als Mutmaßungen gelangen wir auch damit nicht hinaus, letzte Gewißheit bleibt uns weiterhin verschlossen, wenn auch viele Thesen des Verfassers äußerst anregend und einleuchtend wirken, zumal die Darstellung eine souveräne Beherrschung des vielschichtigen Stoffes verrät.

Es ist in diesem Rahmen zwar nicht möglich, die zahllosen quellenkritischen Untersuchungsergebnisse Kahls zu erörtern, der grundlegenden Bedeutung wegen ist aber die Kritik an der „Fundatio ecclesie Litzkensis“ hervorzuheben. Der Nachweis bewußter tendenziöser Verfälschungen zur Erhöhung des eigenen Ansehens gegenüber der Filia Brandenburg stellt den Wert dieser Überlieferung weitgehend infrage. Den genauen Gegensatz hierzu bildet Heinrich von Antwerpens Traktat über die Brandenburg, der sich als im allgemeinen zuverlässige Schilderung erweist.

Ein Charakteristikum jener Übergangszeit ist der Gegensatz zwischen christlich gesinntem Fürsten und dem im heidnischen Glauben verharrenden Volk. Hieraus muß sich ein eigenartiges Spannungsverhältnis zwischen Herrscherhaus und Volk ergeben haben, dessen praktische Konsequenzen sich kaum vorstellen lassen. So wäre es durchaus verständlich, wenn der Tod Meinfrieds (1127) durch eine heidnische Erhebung gegen das Christentum

verursacht wurde. Doch auch Pribislaw-Heinrich und seine Gattin Petrusa sind wieder eifrige Christen, deren Peterskapelle mit dem Erzpriester Udalrich schon für 1136 bezeugt ist. Pribislaws geschicktes aber vorsichtiges Lavieren gegenüber seinen heidnischen Untertanen, das Fortbestehen des Triglavheiligtums auf dem Harlunger Berg, der Bericht über Albrechts d. B. heimliche Inbesitznahme der Brandenburg als Erbfolger nach Pribislaws Tod und viele andere Nachrichten sprechen durchaus nicht dafür, daß wir es hier mit einem befriedeten, ruhigen Gebiet zu tun haben, in dem die deutsche Herrschaft konsolidiert war, wie es Kahl in seiner — übrigens nicht ganz widerspruchsfreien — Darstellung schon für Meinfrieds Zeit, im bewußten Gegensatz zur bisherigen Forschung, annimmt. Auch Pribislaw-Heinrich konnte seine Herrschaftsansprüche anscheinend erst allmählich durchsetzen und bedurfte dazu offenbar deutscher Unterstützung, die ihm von Albrecht dem Bären zuteil wurde. Darin sieht der Verfasser wohl mit Recht den Grund für die Übergabe der Zauche als „Patengeschenk“ an Albrechts Sohn Otto. Die Operationsbasis des „Bären“ grenzte damit unmittelbar an die Brandenburg, der beste Zugang zur Feste lag in seinen Händen. Zugleich konnte er Pribislaw dadurch wirksame Rückendeckung gewähren. Pribislaw, jene „eigentümliche Gestalt zwischen zwei Zeiten und zwei Welten“, geriet dabei jedoch nicht etwa als „willenlose Schachfigur“ in Albrechts Hand, sondern K. zeichnet ihn als eine machtvolle Herrscherpersönlichkeit, „Wächter auf einem bedeutenden Vorposten des Reiches“. Mit ihm wie mit Knut Laward von Dänemark soll Lothar versucht haben, allerdings vergeblich, auf der Basis von Kleinkönigtümern zu einer Neuordnung im sächsischen Markengebiet zu gelangen. Kahl stellt hier einen weiten tatsächlichen- und geistesgeschichtlichen Zusammenhang her, um auf diese Weise — und unter Heranziehung weiterer Beispiele aus der Staatssymbolik — Pribislaws Diadem als echte Herrscherkrone abendländischer Herkunft zu erweisen. Den von ihm postulierten Krönungsakt durch Lothar verlegt er auf einen jener kleinen Reichstage, von denen wir kaum etwas erfahren. Eine Bestätigung seiner These sieht er in der Fahnenlanze auf Pribislaws Münzprägungen. Am Vorabend des Wendekreuzzuges von 1147 habe P. die Krone dann auf dem Leitzkauer Altar niedergelegt, um damit den Kreuzzug von seinem Herrschaftsgebiet fernzuhalten, was ihm auch dank der Hilfe des Brandenburger Bischofs und Markgraf Albrechts gelang.

Als letztes Problem sei hier die Gründung Leitzkaus angeschnitten. Kahl gelangt zu dem überzeugenden Ergebnis, daß L. eine Neugründung Bischof Wiggers von Brandenburg und nicht des Erzbischofs Norbert von Magdeburg ist. Die vermutlich 1138/39 erfolgte Stiftsgründung, die Einrichtung des Archidiakonats und -presbyteriats waren ein Wechsel auf die Zukunft, um seinen brandenburgischen Sprengel jederzeit in Besitz nehmen zu können. Leitzkau sollte dabei als fester, wenn auch provisorischer Amtssitz dienen und zu einem „echten christlichen, geistigen und geistlichen Ausstrahlungszentrum“ ausgestaltet werden. Damit leitete Wigger den planmäßigen Wiederaufbau des Bistums Brandenburg ein und daraus nur erklärt sich auch der wohl um 1140 erfolgte Wechsel des Marienpatroziniums; das Domstift mußte den Namen St. Peter tragen. Bischof Wigger erweist sich in diesen Maßnahmen wie auch als Vorkämpfer im Zehntenstreit von 1139 als eine Persönlichkeit mit großen, weitgespannten Planungen, dabei durchaus kein Träumer sondern Realist.

Der Verfasser hat mit diesem imposanten Opus der Forschung eine Fülle interessanter und tiefgründiger Anregungen und Thesen vermittelt. Inwieweit sie der wissenschaftlichen Kritik standzuhalten vermögen, wird die kommende Diskussion ergeben. Trotz des hinderlich hohen Preises wünschen wir dem Werk weite Verbreitung.

Werner Vogel

Aus dem Leben der Vereinigung

Das vorliegende Jahrbuch 16/1965 betrifft den Berichtszeitraum vom 1. 9. 1964 bis 31. 8. 1965. In alter Tradition beschäftigten sich auch in diesem Zeitabschnitt unsere Mitglieder mit den vielfältigen Aufgaben der Forschung und Betätigung auf den Gebieten brandenburgisch/berlinischer Landesgeschichte wie Heimatkunde. Unsere Veranstaltungen in dieser Zeit, die Vorträge, Führungen und Wanderungen zeugen erneut von der Aktivität und Aufgeschlossenheit unseres Kreises. Wir veranstalteten folgende V o r t r ä g e :

1964

- 18. Sept. Dr. Hans Pappenheim: Durch Europa um 1850
- 9. Okt. Prof. Dr. Johannes Schultze (gelesen von Dr. Werner Vogel):
Die Einführung der Reformation in Brandenburg
- 23. Okt. Wilhelm Sasse: Johann Gottfried Schadow — ein märkischer Bildhauer
und Graphiker, geboren 20. Mai 1764 in Berlin
- 13. Nov. Prof. Dr. Friedrich Solger: Betrachtungen zu den Ausgrabungen in der
Nikolaikirche in Berlin
- 4. Dez. Erika Schachinger: 390 Jahre Berliner Gymnasium zum Grauen Kloster

1965

- 14. Jan. Dr. Walter Huder: Geschichte und Arbeit des Archivs der Akademie
der Künste 1693/1965
- 29. Jan. Hans-Werner Klünner: 300 Jahre Berliner Museums-Insel 1650/1965
- 6. Febr. Adolph Kunert: Aus der Geschichte der Berliner Astronomie
- 19. Febr. Wilhelm Paul: Gemälderestaurierung — ein Aufdecken des Ursprüng-
lichen
- 12. März Dr. Friedrich Riecke: Die Letzlinger Heide — ein altmärkischer Wald
- 2. April Gemeinsam mit dem Verein der Freunde und Förderer des Berlin-
Museums
Gerhard Küchler: Museen in der Mark Brandenburg
- 23. April Bruno Stephan: Der Hof Wedding 1601/1648

Zu nachstehenden B e s i c h t i g u n g e n und F ü h r u n g e n vereinigten wir unsere Mitglieder in Westberlin: Besuch des Restaurier-Ateliers im Schloß Charlottenburg (Vortrag Wilhelm Paul), Besuch der postgeschichtlichen Sammlung der Landespostdirektion Berlin, Besuch des Archivs der Akademie der Künste (Vortrag Dr. Walter Huder), Besichtigung der Wilhelm-Foerster-Sternwarte (Vortrag Adolph Kunert), Besichtigung der Gropiusstadt (Britz-Buckow-Rudow) (Vortrag Amtsleiter Kox), Besichtigung der Menzel-Ausstellung, Zeichnungen und Gemälde im Berlin-Museum (Vortrag Dr. Irmgard Wirth), Besichtigung neuer, wiederhergestellter Räume des Schlosses Charlottenburg (Vortrag Dr. Helmut Börsch-Supan), Führung zu Stüler-Kirchen (Vortrag Wilhelm Sasse).

10 W a n d e r u n g e n und Spaziergänge — darunter die 80. Wanderung durch den Grunewald am 2. Weihnachtsfeiertag 1964 — eine Friedhofswanderung und eine Autobahn-Baustellenbesichtigung boten wir zusätzlich.

Ein Filmabend im Berliner Kino-Museum, 1 herbstliche Busfahrt durch die Grünanlagen und Wälder im westlichen Berlin mit 60 Teilnehmern, die Jahresmitgliederversammlung vom 29. Januar 1965 und das Weihnachtliche Treffen mit Lesungen und Musik-Vorträgen am 16. Dezember 1964 — die letzten beiden Veranstaltungen mit jeweils rd. 100 Personen — ergänzten unsere vielseitige Programmfolge.

Eine Brandenburgische Studienfahrt in die einstige Markgrafschaft Ansbach und Randgebiete vom 26. bis 30. Mai 1965 führte 50 Mitglieder, darunter auch westdeutsche — erneut ins Frankenland. Sie führte von Nürnberg aus über Fürth nach Cadolzburg, Heilsbronn, Ansbach, Triesdorf, Wolframs-Eschenbach, Lichtenau, Großgründlach, Erlangen, Pommersfelden und Kalchreuth. Heroldsberg war der jeweilige Stützpunkt der Tagesfahrten. Dank der Unterstützung durch die Herren Martin Krieger, Geschäftsführer des Geschichtsvereins für Mittelfranken, Dr. Ernst G. Deuerlein, Vorsitzender des Heimatvereins Erlangen und Umgebung, sowie die Herren Prof. Fritz Griebel, Bürgermeister Hans Holzberger und Kämmerer Döring aus Heroldsberg wurde die Fahrt ein besonderes Erlebnis von nachhaltiger Wirkung.

Bücherei und Archiv erfreuten sich steigender Benutzung aus Mitglieder- und Besucherkreisen. An Veröffentlichungen brachten wir das vorliegende Jahrbuch sowie die Mitteilungsblätter Nr. 47, 48 und 49 heraus. Letztere, ursprünglich nur zur Verständigung unserer Mitglieder gedacht, werden immer mehr von Archiven und Geschichtsinstitutionen als Informationsquelle über historische Fragen der Mark Brandenburg angefordert.

Unserem langjährigen früheren 2. Vorsitzenden, Herrn Archivdirektor Dr. Eberhard Faden, verliehen wir anlässlich seines 75. Geburtstages in Würdigung seiner Verdienste um die berlinisch/brandenburgische Geschichtsforschung die Ehrenmitgliedschaft.

Im Berichtszeitraum haben wir den Tod folgender Mitglieder zu beklagen: Frau Luise Goeritz, die Herren Conrad Schako, Dr. Ludwig Körte, Hermann Schulz, Walter Hulde.

Für die Erfolge unserer Vereinstätigkeit im Berichtszeitraum gilt unser Dank den Mitarbeitern an Jahrbuch und Mitteilungsblättern, den Vortragenden, den Führern und Ausschußmitgliedern und den vielen Vereinsangehörigen, die immer wieder selbstlos und unermüdlich sich für unsere Vereinigung einsetzen.

Gerhard Kühler

www.books2ebooks.eu